

0. Vorwort

Dreißig Jahre liegt der Lebensabschnitt zurück, über den in dieser Erzählung berichtet wird, und dennoch kann ich die Ereignisse wie einen Film vor meinem geistigen Auge ablaufen lassen. Zu tief hat sich das Erlebte in mein Gedächtnis eingegraben, als dass es hätte verloren gehen können.

“Einmal im Leben ...” ist eine gängige Kurzbezeichnung für das Phänomen des Eigenheimbaues in privater Regie. “Einmal im Leben...” war der Titel einer in den siebziger Jahren von der ARD ausgestrahlten TV-Serie. Was haben wir DDR-Bürger da über die Probleme des dargestellten bundesrepublikanischen Häuslebauers gelacht. “**Die Sorgen** möchten wir auch mal haben”, war unser Kommentar dazu.

“Zwei Jahre ohne Ruhetag” wäre noch ein passendes Motto für die Zeit der Vorbereitung und Ausführung des Baues vom Dezember 1969 bis zum Juni 1972, und der Untertitel könnte auch lauten “Erlebte DDR-Wirklichkeit.”

Am Anfang des 21. Jahrhunderts trifft man auf Publikationen, deren mehr oder weniger hintergründiges Ziel es ist, diese Wirklichkeit zu verklären. Dem möchte ich mein Erleben entgegensetzen und damit andeuten, wie teuer nicht selten die positiven Seiten des “real existierenden Sozialismus” erkaufte werden mussten, und dass den höchsten Preis wie immer der “kleine Mann” zu bezahlen hatte.

Wie viel Energie, Schweiß und Nervenkraft mussten bei niedrigstem Wirkungsgrad aufgebracht werden, um den ständigen Mangel, den bürokratischen Formalismus und die Ineffizienz des Molochs Planwirtschaft zu kompensieren. Das sollte nicht vergessen werden.

Jede Medaille hat aber zwei Seiten. Das in der DDR wohl am häufigsten ausgesprochene, in den Medien aber konsequent tabuisierte Schlagwort lautete “**Privat geht vor Katastrophe**”. Unter dieser Devise entstand ein blendend funktionierendes System zwischenmenschlicher Information und gegenseitiger Hilfe, ohne das die Lebensqualität der Masse der DDR-Bürger bis zur Unerträglichkeit gesunken wäre.

Und die Erfolgserlebnisse! Welcher Bürger eines hochentwickelten kapitalistischen Landes hätte mir 1970 das Glücksgefühl nachempfinden können das mich wonnig durchrieselte, als ich die erste Heimwerker-Elektrobohrmaschine erstanden hatte. Wer käme heute noch auf die Idee, dass der nach langem Mühen letztendlich am Rande der Legalität getätigte Erwerb der Fliesen fürs Bad eine Art Siegesfeier auslösen kann? Damals musste das „begossen“ werden.

Diese manchmal sonderbaren, nicht selten skurrilen, nur mit Galgenhumor zu ertragenden, manchmal auch lustigen Erscheinungen des DDR-Alltags nicht dem Vergessen preiszugeben, ist das wichtigste Anliegen meines Berichtes.

Der sachkundige Kritiker mag einwenden, dass die geschilderten Probleme des Eigenheimbaues nicht DDR-typisch waren. Für mich als Bürger ohne Fachkenntnisse im Bauwesen, ohne Parteibuch, ohne Beziehungen zu Leitungskreisen der Wirtschaft, ohne Kenntnis der wahren Legalitätsgrenzen im Geschäft der Materialbeschaffung, **waren sie es in dem besagten Zeitraum**. Und ich war bestimmt kein Einzelfall. Was den Startzeitpunkt meiner Bemühungen betrifft, konnte ich mir keinen ungünstigeren Augenblick aussuchen. Das Jahr 1970 dürfte wohl das dem Eigenheimbau feindlichste Jahr nach 1955 gewesen sein.

Zur gleichen Zeit bauten in Magdeburg dennoch außer mir mindestens sechs Bauherren ihre Eigenheime. Für sie galt aber ein anderes Recht, das Recht derer “**die gleichen sind als gleich**” (Orwell - Farm der Tiere). Diese Leute bauten nicht, für sie wurde gebaut. Eine Baufirma tat das und brachte aus staatlich geplanten Beständen alle Materialien mit, obwohl der Eigenheimbau über diese Versorgungsschiene offiziell verboten war. Die Bauherren waren bestimmte privilegierte Funktionäre aus Politik, Wirtschaft und Gesundheitswesen, hochrangige Offiziere von NVA, Polizei und Stasi, Ärzte und auch clevere Privatunternehmer. Ich könnte sie namentlich aufzählen.

In der Angst, durch Verstöße gegen geltende Bestimmungen die Chance auf Erteilung einer Baugenehmigung gänzlich zu verspielen, war ich bis zum Erhalt derselben immer bestrebt “den rechten Weg” zu gehen, und der war steinig im übertragenen wie auch im direkten Sinn des Wortes.

Später lernte ich, mir durch “krumme Dinger” das Leben zu erleichtern und die Gefahr des Geschnapptwerdens real einzuschätzen. Die Schlampigkeit des sozialistischen Verwaltungs- und Strafverfolgungsapparates wirkte sich eben manchmal auch zum Vorteil des Bürgers aus - solange er politisch nicht auffiel.

Ein letztes Wort zu den Bedingungen: Die Realisierung eines Bauvorhabens in dem beschriebenen Stil erforderte die ständige Verfügbarkeit des Bauherren, und zwar nicht nur nach Feierabend und an arbeitsfreien Tagen. Wer mit der Stechuhr im Betrieb auf Anwesenheit kontrolliert wurde und im Akkord arbeitete, schied schon deshalb aus. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem Forschungsinstitut hatte man die Möglichkeit, sich eine gleitende Arbeitszeit einzurichten. So manche Stunde zwischen 8 und 16 Uhr wurde dem Bau gewidmet, ohne dass die Institutsleitung mit meinen Leistungen unzufrieden gewesen wäre. Die den WiMi's, somit auch mir, gewährte relative Freiheit, hat mich immer zu hoher Arbeitsproduktivität motiviert.

Beim Lesen des Berichts könnten kritische Leser Zweifel dahingehend entwickeln, dass so viele Details nach 30 Jahren immer noch aus dem Gedächtnis abrufbar sind. Wer so denkt hat teilweise Recht. Aber nur teilweise. Viele Einzelheiten konnte ich aus einem Stapel von 33 Briefen rekonstruieren, die während der Bauzeit hauptsächlich von meiner Frau, teilweise auch von mir an meine Mutter geschrieben wurden. Der überwiegende Inhalt dieser Briefe sind Berichte über den Gang unseres Bauvorhabens. Zur Frage des Wahrheitsgehaltes meiner Berichterstattung fiel mir eine Antwort in die Hände, die ein US-amerikanischer Schriftsteller (Richard Bach, Brücke über die Unendlichkeit) so formuliert hat: „*Die Vorgänge könnte ich mir gar nicht ausdenken, selbst wenn ich es wollte. Die Realität war so unglaublich, dass sie in keinen Rahmen des Erdenkens passen würde.*“ Der Mann hat mir aus der Seele gesprochen. Abschließend sei an dieser Stelle noch einmal ein herzlicher Dank denen ausgesprochen, ohne deren Hilfsbereitschaft, Leistungsbereitschaft und Treue zum Bauherren der beschriebene Bau nicht hätte realisiert werden können: dem Bauing. Lothar Haupt, unseren Nachbarn Ilse und Dieter Benecke, Heinz Fuchs, dem Supermaurer Werner Propst, den drei „Wuchtern“ Horst Richter, Harald, Kurti, und denen, deren Namen mir nicht mehr einfallen wollen.

1. Wie wir auf die Idee kamen, ein Haus zu bauen

Karriere auf dem Wohnungsmarkt - der Aufstieg

Zum professionellen Spätentwickler stempelte mich der Lauf der Geschichte. Die Gründe dafür waren nicht anatomischer Art. Höhere Mächte sorgten dafür, dass ich mit dem Zeugnis der Reife in der Tasche in eine Kaserne einzog und mir den sogenannten „bunten Rock“ anzog. Nachdem der wilden Horde von 17-18 jährigen, d.h. auch mir beigebracht worden war, wie man geht und steht und mit Kriegstechnik umgeht, bewegte sich die nun zu einer Truppe gewordene Horde in Richtung auf sogenannte Kriegsschauplätze wo die ihr angehörenden Individuen anständig fürs Vaterland sterben, verkrüppelt werden oder im äußersten Glücksfall auch gesund überleben konnten. Das vollzog sich in meinem Fall in den Jahren 1941 bis 1943. Mir war es vergönnt, gesund zu überleben. Leider war das Überleben ein 6 jähriger Prozess, und der fand hinter Stacheldraht in sowjetischen Kriegsgefangenlagern statt. Wer da wissen will, wie sich dieser Prozess gestaltete, der lese mein Buch „Das Ziel - überleben“ (erschieden im Verlag VDM Heinz Nickel, Zweibrücken).

Nach insgesamt 8 militärischen und nachmilitärischen Jahren des Eingesperrtseins lernte ich im Jahre 1949 als 26 jähriger berufsloser Abiturient mit geringer Front- und großer Lagererfahrung unter anderem den Nachkriegswohnungsmarkt kennen.

Die bewohnbaren Gebäudeflächen Deutschlands waren durch die englischen und US-amerikanischen Bomben ganz erheblich reduziert worden, und nur wenige Wohnungseigner oder -mieter konnten sich allein, d.h. ohne Untermieter den bekannten englischen Spruch „My Home Is My Castle“ verwirklichen. Familien mit 3-4 und mehr Kindern in einem Zimmer erfreuten sich keinesfalls besonderen Mitleids der Mitmenschen, denn das war verbreiteter Alltag. Nur zu verständlich, denn in den Kampf um Wohnraum griffen neben den Alteingesessenen noch Legionen von Umsiedlern ein, die aus östlich und südöstlich von unserem geschrumpften Land liegenden Ländern in die Urheimat zurückbeordert wurden.

Das Gesetz von Angebot und Nachfrage im freien Spiel der Kräfte musste staatlicherseits außer Kraft gesetzt werden, denn das freie Spiel hätte sich wahrscheinlich in den Formen von Mord und Totschlag abgespielt.

In einer als Wohnungsamt bezeichneten Verwaltungseinheit saßen nun Verwaltungsangestellte die einen mehr oder weniger korrekten Überblick über die Wohnraumbelugung, ausgedrückt in Quadratmeter pro Bewohner, zu haben vorgaben. Wenn z.B. der Belegungsfaktor 6 m²/Person überschritt, dann musste dieser Missstand durch Erhöhung der Bewohnerzahl ausgeglichen werden. Für die auf dem Papier und auch in natura Schlange stehenden Anwärter auf Wohnraum gab es nun einen Ruck nach vorn in der Schlange, da einer oder einige der ganz vorn stehenden eine „Wohnungszuweisung“ erhielten. Das war ein Dokument, gegen dessen Wirksamkeit praktisch kein Widerspruch möglich war. Eine Weigerung des Wohnungsinhabers, den Zugewiesenen aufzunehmen, wurde mit Polizeigewalt eliminiert. Nicht immer wurde dabei Rücksicht darauf genommen, ob die Unterbringung der Familienverbände in der vorhandenen Zimmerzahl einer Wohnung reibungslos vor sich gehen konnte. Schlimm dran waren diejenigen, die in übergroße herrschaftliche 6-8-10-Raum-Wohnungen mit e i n e r Küche und e i n e r Toilette eingewiesen wurden.

Wer kann sich heute noch vorstellen, wie man jahrelang ein solches „timing“ realisiert hat, das 10-15 Personen die rechtzeitige Benutzung e i n e r Toilette und 3-4 Familien die Speisenzubereitung sowie das Wäsche- und Windelkochen an e i n e m Herd gestattete. Da lagen oft genug die Nerven blank.

Als unverehelichter Heimkehrer wurde mir ein gewisser Bonus zuerkannt, und so erhielt ich kurzfristig nach Vorlage des Entlassungsscheins der sowjetischen Behörden und einer Einstellungsbescheinigung des Betriebes, der mich als Dolmetscher beschäftigen wollte, einen "Einweisungsschein" in eine 1 1/2 Zimmer-Wohnung in Halle an der Saale. Das dort beheimatete kinderlose Ehepaar musste mir das halbe Zimmer mit einer Fläche von weniger als 8 Quadratmetern zur Nutzung überlassen. Wie gern sie das taten, konnte ich täglich an ihren Gesichtern ablesen und aus dem Tonfall der Erwidern meines Grußes erhören. Küchenbenutzung hätte mir gewährt werden müssen. Ich verzichtete darauf, denn durch die sauren Mienen meiner Hauptmieter wäre sicher jedes Essen sauer geworden. Eine einzelne elektrische Kochplatte und ein Wassereimer ersetzten die Küche innerhalb meiner vier Wände. Eigentlich ging es mir doch recht gut. In den 6 vergangenen Jahren hatte ich gelernt, meine Ansprüche an die Wohnqualität dem sowjetischen Gefangenenniveau anzupassen. Im Vergleich dazu hatte ich mich doch erheblich verbessert..

So ließ ich es mir fast ein Jahr lang gut gehen bis dann eine neues Problem auftrat, und zwar in der Person eines weiblichen Wesens, mit dem ich gern meine Wohnung geteilt hätte. Nach behördlicher Bescheinigung der Zulässigkeit eines solchen Aktes, versteht sich. Nun war dieses Wesen aber in einer Stadt wohnhaft (Lutherstadt Eisleben), welche mit dem geografischen Standort meines Arbeitgeberbetriebes (Halle/Saale) nicht übereinstimmte. Welcher junge Eheanwärter wäre nicht darauf bedacht, ein eigenes Nest fertig zu haben, ehe der Trauschein unterschrieben ist. Das hätte auch ich gern gemacht, aber dieser Fall war im Reglement des Wohnungsamts-Scheinausstellers nicht vorgesehen: *"Der Antrag auf gemeinsamen Wohnraum kann erst angenommen werden, wenn entweder der Trauschein vorliegt oder die z.Zt. auswärts wohnende zukünftige Ehefrau in unserer Stadt ein Arbeitsverhältnis eingeht."*

Letztere Variante erwies sich als schwer realisierbar, denn wegen der Wohnungsknappheit waren die Volkseigenen Betriebe angewiesen, Arbeitskräfte aus anderen Orten nur in ganz besonders dringenden Fällen einzustellen. Meine zukünftige Ehefrau war kein besonders dringender Fall.

Über die möglichen Folgen einer Urkundenfälschung nicht ausreichend unterrichtet, beschaffte ich mir einen Kopfbogen meines Arbeitgeber-Betriebes, schrieb eine Einstellungsmitteilung für meine Angebetete an das Wohnungsamt, unterschrieb sie unleserlich und kam ohne Probleme an einen Firmenstempel heran, der den Schrieb zu einem gültig erscheinenden Dokument erhob. Damit hätte der Scheinaussteller im Wohnungsamt mein Gesuch um Wohnraumzuteilung wohlwollend entgegennehmen können, aber Ein Vorgesetzter hatte auf meinem Schreibtisch herumgeschnüffelt und das Falsifikat unter anderen Papieren ausgegraben. Das corpus delicti eines kriminellen Tatbestandes. Er war aber bereit, sich in meine Lage zu versetzen. Er vernichtete das Beweisstück und ließ es dabei bewenden. Das hätte ins Auge gehen können!

Nun blieb nur noch die Variante, so schnell wie möglich zum Standesamt zu gehen, sozusagen um einen Trauschein zu erwerben. Das fand "in aller Stille" im Januar 1950 statt, und bis zu der öffentlichen Kirchlichen Trauung im Mai war das Nest gebaut. Mein Vater meinte allerdings darauf hinweisen zu müssen, dass zwischen den vorerst nur staatlich verehelichten Partnern kein unkontrollierter körperlicher Kontakt zustande zu kommen hatte.

Die reale Wohnraumbeschaffung innerhalb der geplanten 3 Monate zwischen Standesamt und Kirche war allerdings nur auf nicht ganz legalen Pfaden möglich. Da gab es im Norden der wenig vom Kriege heimgesuchten Stadt Halle/Saale in vorzüglicher Lage ein Zweifamilienhaus mit je 90 Quadratmeter großen Vierzimmer-Wohnungen.

Darin wohnten bis dato - hört, hört - jeweils nur zwei Personen, aber die Fahnder des Wohnungsamtes waren ihnen auf die Schliche gekommen, d.h. es drohten Zwangsmaßnahmen sozusagen als Strafaktion in Form der Einweisung einer kinderreichen Familie. Die privilegierten Wohnungsinhaber entwickelten Abwehrstrategien, indem sie Aufklärer unters Volk schickten, um passable Untermieter ausfindig zu machen.. Durch Vermittlung eines Arbeitskollegen kam ich in die engere Wahl und gewann schließlich den Wettbewerb. Was dann kam war ein Beweis dafür, dass das junge sozialistische System der neu gegründeten DDR noch von einem lebensfähigen kapitalistischen Pilzgeflecht durchzogen war. Der eine Wohnungsinhaber war auf dem Schlachthof stationiert und führte einen Großhandel mit Därmen. Die Nähe am Schlachtbetrieb war sein größtes Kapital, denn Fleisch und Wurst gab es legal nur in sehr beschränkten Mengen auf Lebensmittelmarken.

Der andere Wohnungsinhaber hatte ein sehr gut gehendes Geschäft für Hauswirtschaftswaren, insbesondere Porzellan und Keramik. Auch damit konnte man seinerzeit staatliche oder kommunale Entscheidungsträger milde stimmen. Unvergesslich für mich ist die nun folgende Prozedur. Unternehmer 1 fordert mich zu einem Treffen vor dem Wohnungsamt auf. Er meldet uns bei der Sekretärin des Amtsleiters an. Er trägt eine auffallend dickbauchige Aktentasche. Während wir im Sekretariat wartend sitzen, öffnet sich die Tür des Allerheiligsten und Unternehmer 2 kommt heraus. Mich irritiert, dass die beiden gegenseitiges Nichtkennen demonstrieren. Unternehmer 1 wird hereingebeten. Nach einigen Minuten werde auch ich aufgerufen, dem Amtsleiter vorgestellt und darüber informiert, dass die Einweisung in die Wohnung von Unternehmer 1 in Ordnung geht: "Sie können den Einweisungsschein gleich mitnehmen!"

Beim Verlassen des Hauses fällt mir dann auf, dass die Aktentasche meines Gönners während des kurzen

Aufenthaltes im Amt eine rasante Abmagerungskur durchgemacht hatte. Muss man dazu noch Erklärungen abgeben? Wie gut mögen die Entscheidungsträger dieses Amtes damals gelebt haben ? So wurde mir 1 Zimmer von 32 m² Grundfläche mit Küchen- und Badbenutzung bei sehr freundlichen Leuten zugesprochen. Gar nicht lange danach verabschiedete sich Unternehmer 1 nach Westdeutschland, wir wurden Hauptmieter und durften nun selbst unter Untermieter-Anwärtern unsere Auswahl treffen. Wir hatten in Wohnungsangelegenheiten als wahrhafte Senkrechtstarter das Niveau privilegierter Bürger erreicht.

Tiefer Fall in Wohnungsfragen

So hätte es noch lange bleiben können, aber die stürmische Entwicklung der volkseigenen Wirtschaft hielt auch ihre Mitarbeiter in ständiger Bewegung. Meine Arbeitsstelle - eine VVB (Vereinigung Volkseigener Betriebe) - wurde nach Leipzig verlegt. Tägliche Bahnfahrt Halle-Leipzig und zurück oder Umzug nach Leipzig waren die überschaubaren Alternativen. Unerwartet eröffnete sich eine dritte Variante. In einem Magdeburger Maschinenbaubetrieb wurde mir der Posten eines Verkaufsleiters angeboten. Dies mit der Versicherung, dass bei der Wohnraumsuche dortselbst jede nur mögliche Unterstützung gewährt würde. Als Dolmetscher in der VVB litt ich unter chronischer Unterbeschäftigung, und die neue Stelle entsprach einem Schritt aufwärts auf der Karriereleiter. Die Zusage gab ich, ohne Magdeburg vorher in Augenschein genommen zu haben. Die Reue war tief und langandauernd, denn im Vergleich zu Halle war Magdeburg ein einziger Trümmerhaufen. Nach dem ersten Rundgang durch die Trümmerwüste der Innenstadt befielen mich Depressionen. Es gab Anwandlungen, sofort einen Zug nach Halle zu besteigen und niemals mehr in die schmutzige Ruinenstadt zurückzukehren. Pflichtgefühl und Neugier auf das neue Einsatzgebiet behielten die Oberhand - leider!!

Die betriebliche Hilfe zur Normalisierung des Wohnungsproblems beschränkte sich vorerst auf die Vermittlung eines möblierten Zimmers. Kaum an ein gemeinsames Alltagsleben mit meiner Angetrauten gewöhnt, mussten wir uns auf unbestimmte Zeit mit den Erschwernissen einer Wochenend-Ehe vertraut machen. Die Geburt unserer Tochter fand in meiner Abwesenheit statt, und ein einigermaßen zumutbares Dasein von Mutter und Kind war nur dem Einsatz der Schwiegermutter zu verdanken.

Nach fast einem halben Jahr zeigte sich dann Licht am Ende des Tunnels. Unter sehr aktiver Mithilfe von Arbeitskollegen waren die Eckpunkte eines Dreier-Ringtausches markiert worden: Ein Rentnerehepaar, in einer Dreizimmerwohnung mit 2 Balkons wohnend, hatte den Wunsch, sich zu verkleinern, und eine auf Familienzusammenführung wartende junge Frau, in einer Miniaturwohnung (Wohnküche und 2 Zimmer à 6 Quadratmeter) wollte nach Halle, wo ihr Mann tätig war. Alle drei Teilnehmer waren sich sehr schnell einig, Die Aussicht auf eine Dreizimmerwohnung mit 2 Balkons und sehr freier Aussicht versetzte mich (uns) in Hochstimmung. Als weiteres Positivum erschien uns die Tatsache, dass die besagte junge Frau sich wegen "guter Beziehungen" anbot, die Formalitäten beim Wohnungsamt für alle Partner zu erledigen. Sie würde dann den Umzugsreigen in Magdeburg beginnen, d.h. das Umzugsfahrzeug beschaffen. Eine damals nicht ganz einfache Aufgabe für einen Überland-Umzug auf 80 km Entfernung. Am ausgemachten Tag würde sie ihre Wohnung räumen und Richtung Halle losziehen. Das Rentnerehepaar konnte dann seinen Umzug auf 50 Meter Entfernung bewältigt haben, ehe wir mit unserer Ladung aus Halle ankamen. Der komplizierteste Teil des Unternehmens schien das Aus- und Einräumen in Halle zu sein: unsere Möbel raus auf die Straße, die Möbel der Dame entladen und in die Wohnung bringen, unsere Möbel verladen. Das klingt heute komplizierter als es damals war, denn die Masse des Mobiliars war seinerzeit doch erheblich geringer als das beim heutigen Durchschnittsbürger der Fall ist.

Am Umzugstag waren in unserer Halleschen Wohnung Arbeitskollegen als Helfer zur Stelle, und sozusagen "auf Verdacht" wurde schon ausgeräumt. "Auf Verdacht" deshalb, weil es zu diesen Zeiten in privaten Wohnungen nur ganz selten ein Telefon gab, und der Traum vom Handy noch gar nicht geträumt wurde. Die Frage, ob das Umzugsfahrzeug in Magdeburg tatsächlich starten und die 80 km Strecke auch bewältigen würde, ließ sich im Voraus nicht beantworten. So brachte der Schrei: "Sie kommen!" - eine Erlösung von nicht unbegründeten Zweifeln. Jedoch - die Erlösung hielt nicht lange an.

Die Frage nach dem wichtigsten Dokument, dem Einweisungsschein für "unsere" Dreizimmerwohnung in Magdeburg wurde negativ beantwortet. Die Tauschpartnerin versuchte, uns durch einen beschwichtigenden Redeschwall davon zu überzeugen, dass alle behördlichen Verpflichtungen erfüllt seien und nur der Einweisungsschein aus zeitlichen Gründen nicht mehr abgeholt werden konnte.

Das gefiel uns gar nicht. Einen illegalen Umzug - und das konnte Tatsache sein - wollten wir nicht riskieren. Also unser Befehl an die Packer: "Es wird nichts entladen!" Die Aufforderung an die Tauschpartnerin: "Mitkommen zum Halleschen Wohnungsamt!"

Dort trafen wir auf abweisende Gesichter. Es wurde tatsächlich von illegalem Wohnungswechsel gesprochen, aber die Dame hatte noch einen Trumpf auszuspielen: Name und Funktion ihres Ehemannes. Der spielte in der politischen Szene der Stadt Halle eine nicht unwichtige Rolle und war VVN (Mitglied der Vereinigung Verfolgter des Naziregimes). Solche Fakten ließen die Halleschen Scheinaussteller in die Knie gehen und motivierten sie zur Suche nach zumutbaren Auswegen.

Unsere Tauschpartnerin unterschrieb eine eidesstattliche Erklärung darüber, dass unser Einzug in die

Dreizimmerwohnung genehmigt sei und erhielt daraufhin den Einweisungsschein für unsere bisherige Wohnung in Halle. Mir wurde eine Kopie der eidesstattlichen Erklärung ausgehändigt. So schien alles geklärt zu sein. Das Entladen und Beladen nahm seinen Lauf. Durch den nicht eingeplanten Behördenweg war es schon später Nachmittag, als wir mit dem überaus klapprigen Gefährt auf Strecke gehen konnten.

Zu dem Fahrzeug muss seiner großen Bedeutung für das Gelingen des Unternehmens wegen noch einiges gesagt werden. Lastkraftwagen in privatem Besitz waren im Jahre 1952 sämtlich mindestens 13 Jahre alt, denn seit Kriegsbeginn 1939 hatte keine Privatfirma einen fabrikneuen LKW kaufen können. Was von den Bändern der Automobilfabriken lief, wurde während des Krieges ausschließlich der Wehrmacht übergeben. Der private LKW-Park der frühen DDR erfuhr auch in den ersten Nachkriegsjahren keine Erneuerung, da auf dem Gebiet der DDR noch keine LKW produziert wurden und die wenigen Importe aus der Sowjet-Union ausschließlich volkseigene Betriebe erhielten.

Die Zugmaschine der Magdeburger Umzugsfirma Mylius hatte das angedeutete Mindestalter erheblich überschritten. Es war ein normaler LKW mit Ladefläche, Spriegel und Plane, und er klapperte an allen Ecken. Die Bereifung war in einem traurigen Zustand und kein TÜV-Prüfer würde einem solchen Oldie heute noch eine Genehmigung für Fahrten außerhalb des geschlossenen Firmengeländes geben. Selbstfahrende geschlossene Möbelwagen gab es damals in Magdeburg wohl gar nicht mehr. Sie dürften wegen der hölzernen Schalung der Aufbauten dem Feuer bei Bombenangriffen zum Opfer gefallen sein. Allerdings verfügte die Firma Mylius (es gibt sie heute noch) über einen Original-Möbeltransportanhänger der an seiner Bugfront sogar mit einer Kabine mit Sitzplätzen für 4 Personen ausgestattet war. Das Alter dieses Vehikels lag mit Sicherheit noch ein Stück über dem der Zugmaschine, und die Bereifung bestand aus dem, was man schon damals "alte Schlappen" nannte. Bei Ankunft in Halle entschuldigte sich der Fahrer wegen der verspäteten Ankunft. Er hatte unterwegs 2 Reifenpannen gehabt, entsprechend die Ersatzräder montiert und verfügten nun über kein funktionsfähiges Ersatzrad mehr. Soviel zum Thema Möbelwagen.

Die Uhr zeigte etwa 17.00 als wir die Beladung abgeschlossen hatten und uns nun auf die vorhandenen Sitzplätze verteilen konnten. Wir, das waren der Fahrer und 2 Packer, meine Schwiegermutter, mein Schwager, meine Frau mit unserem 6 Monate alten Baby und ich. Für die jungen Männer, d.h. meinen Schwager und mich blieb nur ein Platz auf der vor allem mit "Kellergeprüfte" vollgestapelten Ladefläche der Zugmaschine.

Der Lastzug bewegte sich mit kaum mehr als 40 Stundenkilometern über die Schlaglochpisten, die viel früher einmal die Bezeichnung Landstraßen verdient hatten. Die Rücksichtnahme auf den Bereifungszustand stellte dabei einen wesentlichen Begrenzungsfaktor für die Reisegeschwindigkeit dar. So erreichten wir nach gut 1 1/2 Stunden die Stadt Bernburg, wo es vor dem Bahnhof in der spätnachmittäglichen Spitzenzeit selbst damals schon gewisse Stauerscheinungen gab. Wir mussten mehrfach anhalten, und beim Anfahren nach dem dritten Halt ertönte aus Richtung des Anhängers ein Knall, als hätte jemand eine Kanone abgeschossen. Der Fahrer - wohl wissend, worum es sich handelte - scherte aus dem Verkehrsstrom zum Bahnhofsvorplatz aus und hielt an. Schauerliche Erkenntnis: Reifenplatzer am Hänger hinten rechts. Die Tatsache, dass durch die Wucht der Explosion ein Teil der Seitenverkleidung des Hängers weggefeigt worden war, machte nur auf die Mitarbeiter der Firma Mylius einen gewissen Eindruck. Wir - die Personage siehe oben - standen unter Schock. Nicht auszudenken, welche Folgerungen aus dieser Havarie resultierten. Der Hänger enthielt alle lebensnotwendigen Gegenstände des Haushaltes: Betten, Schränke mit Bekleidung, Kücheninventar, Tische und Stühle. Der Hänger aber war unter den gegebenen Bedingungen nicht mehr von der Stelle zu bekommen. Ein Ersatzrad in einer fremden Stadt beschaffen? Das gab es nicht, und da wurden auch keine Anstrengungen unternommen: *"Der Hänger bleibt hier stehen. Morgen bringen wir ein geflicktes Rad her und holen ihn dann nach Magdeburg.."* Das war der unumstößliche Beschluss des Fahrers.

Die Wohnung konnten wir am Abend mangels Masse nicht mehr einräumen, wo sollten aber drei Erwachsene und ein Baby übernachten. Die Idee, ein Hotel aufzusuchen, lag außerhalb unserer Gedankenwelt. Der Schwager, der beim Entladen und Einräumen helfen wollte, wurde am Magdeburger Hauptbahnhof abgesetzt und fuhr unverrichteter Dinge nach Halle zurück. Die restliche Besatzung konnte in meiner möblierten Bude unterkommen. Schwiegermutter, Ehefrau und Baby in meinem Bett, ich auf dem Fußboden davor. Eine ausgebombte Flüchtlingsfamilie konnte sich kaum verlassener fühlen. Das war aber längst nicht alles. Der "Hammer" stand uns noch bevor. Als wir am nächsten Morgen mit der Straßenbahn quer durch die ganze Stadt zur neuen Adresse gereist waren und uns der neuen Wohnung näherten, da schwante uns Unheimliches, denn dort waren die Gardinen noch dran. Wir standen unschlüssig auf der Straße und müssen wohl auf die hinter den Gardinen lauernden Nachbarinnen einen besichtigungsreifen Eindruck gemacht haben. Ringsum öffneten sich Fenster, Kissen wurden auf Fensterbänke gelegt und darauf machten es sich die Arme und Busen der fast ausschließlich weiblichen Beobachter bequem.

Irgendwann erschien an der Haustür auch der nicht ausgezogene Mieter "unserer" Wohnung und klärte uns auf: "Vertreter vom Wohnungsamt waren sofort zur Stelle als die Frau XXX ihre Möbel verladen hatte und abgefahren war. Sie haben deren Wohnung (Wohnküche und 2 halbe Zimmer) versiegelt und uns das

Umziehen dorthin untersagt.”

Da hat also dieses Miststück eine unwahre eidesstattliche Erklärung abgegeben, sitzt nun bequem in unserer wunderschönen Halleschen Wohnung, und wir stehen obdachlos auf der Straße. Den Ablauf dieses Tages minutiös zu beschreiben, das wäre sozusagen ein abendfüllendes Programm. Im Zeitalter des Handys und des privaten PKW wäre das eine ganz interessante Organisationsaufgabe gewesen. Es gab aber in kaum einer Privatwohnung ein Telefon, und ein privates Auto hatten nur ein paar Privilegierte. Die Entfernung zwischen dem angestrebten Wohnbezirk und meiner Arbeitsstelle betrug ca. 8 Kilometer, wovon man 6 Kilometer mit einmaligem Umsteigen per Straßenbahn und 2 Kilometer nur zu Fuß bewältigen konnte. Dort musste ich hin, um Hilfe zu finden. Der Rest der Familie blieb in der Bank'schen Siedlung (heute Curie-Siedlung) um auf den Möbelwagen zu warten und die Firma auf eine längere Standzeit zu orientieren. Mein Betriebsdirektor versuchte, durch telefonische Kontaktaufnahme mit verschiedenen Ämtern und Dienststellen eine Lösung des Problems herbeizuführen. Leider vergeblich. Er stellte aber für die weiteren Aktionen einen Betriebs-PKW und den Betriebsparteiensekretär der SED zur Verfügung. Diese Geste stand mir zu, da ich zu diesem Zeitpunkt noch Kandidat auf die Mitgliedschaft in dieser Partei war (wenig später war ich es nicht mehr). Nicht weniger als vier Stunden sind wir in Magdeburg von Instanz zu Instanz gezogen, und immer habe ich die eidesstattliche Erklärung der Tauschpartnerin vorgezeigt. Der Name des Mannes der meineidigen Frau war den angesprochenen Größen bekannt, und wegen dessen politischer Bedeutung hatte der Tatbestand der betrügerischen Irreführung weder für die politischen Bosse noch für die kommunalen Entscheidungsträger auch nur die geringste Bedeutung.

Irgendein ganz hohes Tier im politischen Bereich gab schließlich Anweisung an das Wohnungsamt, sofort angemessenen Wohnraum zur Verfügung zu stellen. Als angemessen betrachtete man dort die Freigabe der Miniaturwohnung, in der wir die Umzugskisten aus Platzmangel nicht auspacken konnten. Zwischen Kistenstapeln bis zur Decke konnten wir die folgende Nacht verbringen, und wir gewöhnten uns allmählich daran, benötigte Gegenstände möglichst leicht greifbar in den oberen Schichten der Kisten anzuordnen. An diesem Abend hatte ich den ersten Nervenzusammenbruch in meinem Leben. Zum erstenmal seit 48 Stunden zur Ruhe gekommen, schüttelte mich ein Weinkrampf den ich mit keiner Willensanstrengung unterdrücken konnte.

Wir hatten nun zwar eine abgeschlossene Wohnung allein für uns, aber wir hätten im Grunde genommen unsere Möbel wegwerfen und uns neu entsprechend der Enge der Wohnung einrichten müssen. Eine Horrorvorstellung, denn wir hatten keinerlei geldliche Rücklagen, um eine derartige Extratour zu finanzieren. Die Kisten sind in der Bankstraße 43 zu Magdeburg nicht ausgepackt worden. Diese Wohnung war für uns Durchgangsstation auf dem absteigenden Weg. Die Talsohle war noch nicht erreicht..

Durststrecke

Die Miniwohnung in der damals so benannten Bank'schen Siedlung (auch "Das graue Elend" genannt) haben weder ich noch meine Frau "mental" angenommen. Dabei lag der Grund nicht nur in der geringen Größe der Zimmer, sondern auch darin, dass wir – meine Frau nicht weniger als ich - eine **Wohnküche** als sozialen Abstieg empfanden. Wer in der Gemütlichkeit einer geräumigen Wohnküche aufgewachsen ist, mag mir dieser Wertung übel nehmen. Wohnküchen kannte ich aber nur von „armen Leuten“. Alles in mir sträubte sich dagegen, den Wohnstil anzunehmen, den ich in der Jugend im Zusammenhang mit unangenehmen Gerüchen und konkret auch mangelnder Sauberkeit kennen gelernt hatten.

Meine Mutter beschäftigte einmal monatlich eine Waschfrau für die "große Wäsche". Ihr musste ich hin und wieder Nachrichten oder auch Gegenstände bringen. Eingeprägt hat sich mir dabei, dass sich in deren Wohnküche 3 Generationen aufhielten und auf dem mit Kohle gefeuerten Herd gleichzeitig Mittagessen, Schweinefutter und Windeln kochten. Der Raum voller Brüden und das einzige kleine Fenster - ungefähr 40 x 50 cm – nicht in der Lage, für Frische Luft zu sorgen. So extreme Verhältnisse waren sicher nicht typisch aber in meiner Vorstellungswelt dominierte dieses Bild.

Welch Wunder, dass ich aufhorchte, als ein Arbeitskollege folgenden Vorschlag machte:

"Dort wo ich wohne, gibt es auf unserer Etage zwei 6 1/2 Zimmer-Wohnungen mit großen Zimmern. In einer davon wohne ich. In der Wohnung uns gegenüber werden die 3 vorderen Räume (25 + 25 + 33 Quadratmeter mit Parkettfußboden) zur Zeit von einem Pastor bewohnt der in das Pfarrhaus seiner Gemeinde ziehen möchte. In dem Pfarrhaus wohnt ein Rentnerehepaar das sich kleiner setzen möchte und mit der Miniwohnung in der Bank'schen Siedlung zufrieden wäre. Mit einem Ringtausch kommst Du also aus Deiner verhassten Wohnküche raus. Nachteil: die hinteren 3 1/2 Räume werden von einem Ehepaar mit erwachsener Tochter bewohnt. Die haben zwar eine eigene Küche, aber Bad und Toilette werden gemeinsam genutzt."

Nachdem wir ein Vierteljahr lang unsere Wochenenden erfolglos damit verbracht hatten, eine Tauschwohnung mit nach unseren Vorstellungen normalen Wohn- und Küchenverhältnissen zu finden, erschien diese Nachricht als Wink des Schicksals. Der große Fehler - wie sich später herausstellte - lag aber darin, die emotionelle Abneigung gegen eine Wohnküche höher zu werten als den Vorzug der abgeschlossenen Wohnung gegenüber einer geteilten Wohnung mit nur einer Toilette. Wenig oder gar nicht beachtet wurde bei unserer Entscheidungsfindung, dass der vom "Hintermieter" als Küche genutzte Raum keinen Wasseranschluss und auch keinen Abfluss hatte. Dementsprechend gab es einen Anspruch auf Wasserentnahme aus der Küche des "Vordermieters" und eigentlich auch auf Entsorgung des Schmutzwassers dortselbst.

Da war auch noch das Trauma des Ringtausches von Halle nach Magdeburg, aber der Pfarrer übernahm es, den kompletten behördlichen Segen für dieses Unternehmen einzuholen. Das wurde uns alles so leicht gemacht, dass wir ganz sachte in die goldig glänzende Falle hineinrutschten. Schließlich bekamen wir 3 riesige Zimmer mit Parkettfußboden, davon 2 mit Terrassentüren und Minibalkons und eines mit richtigem Balkon. Es war wirklich eine hochherrschaftliche Wohnung, und alle optischen Eindrücke waren so extrem positiv, dass eine Verweigerung als Sünde erscheinen musste. Außerdem argumentierten alle freundschaftlichen Ratgeber dahingehend, dass sich die allgemeine Wohnungssituation in **absehbarer Zeit** verbessern, und der Stand des Nebenmieters bald aussterben würde. Das Argument war goldrichtig, nur was unter "**absehbarer Zeit**" zu verstehen ist, war selbst 20 Jahre später noch nicht abzusehen.

Der Umzug lief glatt, die Größe und Helligkeit der Räume lösten Begeisterung aus, und die Beziehungen zu den alteingesessenen Hintermietern schienen in friedlichen Bahnen steuerbar zu sein. Das Entgegenkommen ging so weit, dass unsere Küche nicht betreten und das Wasser-Abwasserproblem über das Bad gelöst wurde. Die Organisation der Toilettenbenutzung war nicht allzu schwierig, da die Aufstehzeiten der insgesamt 6 Bewohner gut gestaffelt lagen. Der Wohnungskrieg begann erst, als unsere Tochter zu laufen begann und den 14 Meter langen Korridor als Trainingsstrecke benutzte. Als Gegenoffensive gab es eine Art Stechschritt anderen Familienoberhauptes längs des Korridors wenn wir schlafen wollten und die Hintermieter von ihrem Wohnungsteil zur Toilette oder zu der gegenüber unserem Schlafzimmer befindlichen Wohnungstür marschierten. Es schaukelte sich auf.

Das Hintermieterproblem wurde nach einigen Jahren dadurch entschärft, dass die Eltern nach "**absehbarer Zeit**" in die ewigen Jagdgründe abberufen wurden, wir noch ein Zimmer mehr erhielten, den Korridor der Hinterwohnung durch eine Trennwand mit Tür abteilten sowie Wasser- und Abwasserleitung in die Notküche legten - auf unsere Kosten natürlich. Mit der etwa fünfzig Jahre alten unverheirateten Tochter ließ sich auskommen.

Dann aber nach 15 Jahren der Wohngemeinschaft kam im Jahre 1967 die große Katastrophe. Unsere Hintermieterin erlebte einen späten Frühling und entschied sich, einen nicht wesentlich älteren Junggesellen zu ehelichen. Letzterer war ein großes Tier in einer sozialistischen Verwaltung und konnte alle die krummen Touren organisieren, die einem Normalbürger als kriminelle Handlung oder Feindseligkeit ausgelegt worden wären

Da gab es in allen Städten der DDR Wohnungen - keine schlechten - die dem "Westzuwandererkontingent"

zugeeignet waren. Da aus der DDR viele Bürger nach Westdeutschland ausreisten oder flüchteten, waren die sozialistischen Behörden darum bemüht, einen umgekehrten Menschenstrom zu organisieren. Das Mengenverhältnis entsprach zwar nicht den Erwartungen (auf 10 Ausreisende kam wohl 1 Einreisender), aber es wurden für die einreisenden Westler (damals gab es den Ausdruck "Wessi" noch nicht) Wohnungen freigehalten.

Besagter Freier hatte natürlich keine Lust in den Hintermieterteil einer geteilten Wohnung einzuziehen. Er eignete sich eine abgeschlossene Wohnung aus dem Westzuwandererkontingent an und gab dafür die Hintermieterwohnung seiner Braut bei der Behörde "in Zahlung". Das konnte er! Ein weniger einflussreicher Funktionär hätte einen derartigen Handel nie zustande gebracht. Im Sozialismus waren zwar alle Menschen gleich, aber es gab eben Menschen, die waren gleicher (siehe Orwell, *Farm der Tiere*).

Da gab es nun in unserer Großwohnung einen ständigen Wechsel der Hintermieter, denn wer aus dem Westen kam, wollte schließlich nicht längere Zeit unter so primitiven Verhältnissen leben. Eine gewisse Stabilität brachte letztlich eine Dame, die ihres besonderen Charmes wegen die Sympathien nicht nur eines Mannes erweckte. Hinsichtlich solcher Sympathien bildete ich zwar eine konsequente Ausnahme, aber auch ohne mich war die Zahl der Bewerber unerträglich groß.

Wer hat schon Spaß daran, dass ständig neue fremde Männer durch die Wohnung latschen, ihren Gestank in der Toilette hinterlassen und - gar nicht so selten - in stark alkoholisiertem Zustand vor der Wohnungstür randalieren und den Namen der Dame laut in die Nacht brüllen. War die Haustür unten abgeschlossen, dann ertönten solche Ständchen auch auf der Straße unter dem Fenster der Hintermieterwohnung. Dann wurden die Nachbarn wach, und einer dadurch hervorgerufenen lauten Straßendiskussion konnte ich mehrmals nur durch einen Eimer kalten Wassers ein Ende machen. Die Flüche des Durchnässten verloren sich dann bald in der Ferne.

Da das Ende der "**absehbaren Zeit**" bis zur allgemeinen Entspannung des Wohnungsmarktes auch gegen Ende der sechziger Jahre noch nicht in Aussicht stand, musste nach einer Lösung gesucht werden. Aus dieser Talsohle wollten wir raus. Ein paar Jahre in einer eigenen abgeschlossenen Wohnung leben, ach wäre das schön!

Zu erwähnen ist noch, dass zunehmender Automobilverkehr in der Olvenstedter Straße zu Magdeburg und der Import der unerträglich laut rumpelnden Tatra-Straßenbahnen auf betongestützten Gleisen den Aufenthalt in der Wohnung bei geöffneten Fenstern zur Qual machten.

Wir erreichten einen Zustand der Verzweiflung, und alles Denken und Handeln wurde bestimmt durch den Leitsatz: "**Raus hier, koste es was es wolle!**"

Unter solchen Bedingungen war auch der Gedanke an einen Eigenheimbau nicht verrückt genug, um nicht gedacht zu werden.

2. Ein komplizierter Entscheidungsprozeß

Eine Lösung musste her, so konnte es nicht bleiben! Aber, welche Lösungsvarianten standen denn zur Verfügung? Am bequemsten wäre der Umzug in eine besser gelegene, abgeschlossene Wohnung gewesen. Dieser Variante stand aber nach wie vor das Wohnungsamt im Wege, auch im Jahre 1969 noch. Um die Aussichten zu analysieren, reihte ich mich eines Tages die Warteschlange vor dem Zimmer der wohnungsverwaltenden Götter ein und stand nach 2 Stunden Wartezeit vor einem der Allgewaltigen. Meine Position war die eines um Gnade bittenden armen Sünders. Es entwickelte sich sinngemäß folgendes Zwiegespräch:

„Sie wünschen?“

Allein der Ton dieser Frage nahm mir die Hälfte meines Selbstvertrauens. So erklärte ich also:
„Ich wohne in Olvenstedter Str. 9 mit einer schwer zu ertragenden Hintermieterin. Eine abgeschlossene Wohnung in ruhiger Lage könnte sehr viel kleiner sein als die jetzigen 90 Quadratmeter. Mit 60 m² würden wir auskommen.“

„Wie kommen Sie zu einer derart großen Wohnung?“

„Wurde mir zugewiesen.“

Er zieht einen Karteikasten auf, sucht nach meiner Karte, zieht sie heraus und liest.

„Erstens, die Wohnung ist nicht tauschbar, weil über die hinteren zwei Zimmer die Abteilung Inneres verfügt. Zweitens, ihre vier Zimmer mit 90 m² Wohnfläche sind ein gesetzwidriger Luxus. Nach den geltenden Bestimmungen müsste ich ihnen zumindest noch einen Untermieter reinsetzen. Seien sie froh,

dass ich im Augenblick keinen passenden Anwärter dafür habe. Verschwinden Sie und erinnern sie mich nicht mehr daran dass es sie gibt.“

„Danke, auf Wiedersehen.“

Nun war ich so klein, dass man mich in einer Streichholzschachtel hätte unterbringen können. Er hatte recht, und diese Lösungsvariante konnte gestrichen werden. Zu ihrer Realisierung fehlten mir eindeutig die elementarsten Beziehungen und jegliche Erfahrung auf dem Gebiet des **Kaufes** der nötigen Sympathien bestimmter Entscheidungsträger.

Ich konnte nur hoffen, dass der Halbgott hinter dem Schreibtisch zu faul sein würde, diesem Fall nachzugehen. Das Damoklesschwert der Einweisung eines weiteren Untermieters hing an einem seidenen Faden über uns.

Zum käuflichen Erwerb eines größeren Objektes hatten sich in den vergangenen Jahren meiner Selbständigkeit als technischer Übersetzer allerdings einige Mittel angesammelt. Sechs Jahre hatte ich an einem russisch-deutschen Technik-Wörterbuch gearbeitet, ohne während dieser Zeit auch nur einen Pfennig dafür zu bekommen. Dabei waren alle Nebenkosten wie das Sortieren von Karteikarten und Schreibarbeiten von mir vorfinanziert worden. Das Honorar für rund 6000 Arbeitsstunden floss 1964 nach dem Erscheinen des Werkes und belief sich auf netto 50 Mille (der Nettoerlös von 8,33 Mark/Stunde war damals Spitzenverdienst). Auf dem Sparbuch für 5 Jahre festgelegt gab es damals vorübergehend 5 % Zinsen, so dass im Jahre 1969 immerhin ein Betrag von mehr als 70.000 Mark aufgelaufen war. Wir waren für damalige Verhältnisse reich.

Aber was sollte man mit dem Geld in der DDR anfangen, wenn ein Wohnungsproblem zu lösen ist. Eine Wohnung konnte man nicht kaufen, und ein Haus zu kaufen hatte erfahrungsgemäß keinen Sinn, es sei denn, in dem Haus wohnte niemand. So was gab es aber nur im Märchenbuch. Kaufte man ein Haus mit Bewohnern, so gab es eine Chance dort einzuziehen nur dann, wenn der Verkäufer oder Mieter bereit war das Haus zu räumen und in die Wohnung des Käufers zu ziehen. Wem aber wollten wir das Leben in unserer verhassten Wohnung schmackhaft machen? Ein Klageverfahren auf Eigenbedarf gab es nicht. Entscheidungen des Wohnungsamtes standen über Richtersprüchen, und die Räumungsklage galt als unsoziale Maßnahme, die es nur im Gesellschaftssystem des "verfaulenden Kapitalismus" gab. Eine meiner Kusinen hatte praktische Erfahrung dieser Art gesammelt. Sie kaufte ein Haus mit einwohnendem Mieter, der mündlich seine Bereitschaft zum Umzug bekundete. Dieser juristisch nicht wasserdicht gemachten Bekundung lag wohl von Anfang an eine Betrugsabsicht zu Grunde, denn nach dem Kauf dachte der Mieter gar nicht ans Umziehen. Nach 5 jährigen Querelen verkaufte die Kusine das Haus an den Mieter für weniger als die Hälfte des von ihr gezahlten Kaufpreises. Für solche Experimente wollte ich das sauer verdiente Geld nicht einsetzen.

Was blieb dann noch? Als Minimalvariante eines eigenen Hauses vielleicht eine "Datsche", in der man den Leiden der geteilten Wohnung wenigstens während der warmen Jahreszeit entgehen konnte. Der Bau von Wochenendhäusern (russisch Datscha) in Naherholungsgebieten war während der 60er Jahre in Mode gekommen. Obwohl damals die Lieferung von Baumaterialien für den Bevölkerungsbedarf sowohl an Sortimentsvielfalt als auch Gesamtvolumen eine sehr defizitäre Angelegenheit war, schossen im Umkreis der großen Städte tausende solcher Bauten aus dem Boden. Von hölzernen Gartenlauben angefangen bis zu massiven Einfamilienhäusern erstreckte sich das Sortiment und der uneingeweihte Teil der Bevölkerung fragte sich nur:

"Woher kommt das Baumaterial ??"

Die eingeweihten wussten, wie man durch Beziehungen zu Personen aus einschlägigen Betrieben auf mehr oder weniger legalem Wege alles beschaffen konnte, was zum Hausbau benötigt wird. Allgemein vermutete man, dass die illegal beschafften Materialien sehr viel mehr als die Hälfte des Gesamtvolumens ausmachten.

In einem so entstandenen Datschen-Wald spazieren gehend, ertönte von den Spaziergängern immer wieder der Ausspruch:

"Wenn jetzt einer den Befehl gibt 'Volkseigentum raustreten', dann bricht hier alles zusammen."

Meine Fähigkeiten lagen leider nicht auf dem Gebiet der Beschaffungs-Kleinkriminalität. Dennoch stellte ich mir die Frage, ob das nicht auch noch zu erlernen wäre. Hilfe von meinem Arbeitgeber war keineswegs zu erwarten, aber ein Arbeitskollege - Henrik - demonstrierte mit dem dritten Bau in einem Wald bei Colbitz, dass solche Bautätigkeit auch zum Hobby werden konnte. Er musste leider für den Bau immer soviel Kredite aus Privathand aufnehmen, dass die Befriedigung der Gläubiger nur durch Verkauf der soeben fertiggestellten Datsche möglich war.

Henrik erfuhr von meiner Suche nach einer Lösung des Wohnungsproblems und hatte sofort etwas anzubieten: ein Waldgrundstück 1000 Quadratmeter groß aus Privathand in der Datschenregion stand zur Verpachtung an. Herrliche Waldrandlage mit Blick auf eine flache, grüne Talmulde mit geringem

Baumbestand - einfach herrlich.

“Wenn Du noch einen Strohmann findest, der das Nachbargrundstück pachtet, dann hast Du 2000 Quadratmeter und kannst in einer Lage bauen, wo Dich kein Nachbar stört.”

Der Strohmann fand sich, und die Option auf Pacht beider Grundstücke wurde eingereicht.

Eigentlich sollte man zuerst denken und dann handeln. Die Aussicht auf das riesige Grundstück in herrlicher Lage war so berauschend, dass der notwendige Denkprozess erst nach der Ausnüchterung einsetzte. Dreißig Kilometer von der Arbeitsstelle und ebenso weit von den möglichen Quellen des Baumaterials entfernt zu bauen und dann auch zu wohnen - das war unter damaligen Verhältnissen voller Risiken. Es fehlte mir die Phantasie, um mir vorzustellen, dass jedes Stück Baumaterial, jeder Sack Zement und sogar jeder Liter Wasser für den Bau über weite Strecken antransportiert werden konnten. Das Problem waren dabei nicht die Kosten, sondern das Auffinden von Transportmitteln. Private Transportunternehmen gab es zu dieser Zeit in der DDR so gut wie gar nicht. Irgendeinen Transporteur anrufen und Auftrag für einen Baustofftransport von Magdeburg nach dem Heidberg erteilen - überhaupt nicht denkbar mangels Masse. Wenn es dann doch gelungen wäre, Baumaterial zu beschaffen und zum Heidberg zu transportieren, wer hätte es dann bewachen können? Fanatische Datschenbauer stellten ein Zelt auf und wohnten während des Baues auf der Baustelle. Eine derartige Lebensweise war aber mit meinem beruflichen Engagement und auch mit der familiären Situation nicht vereinbar. Die Tochter stand kurz vor dem Abitur, und sie in Magdeburg während der Bauzeit allein zu lassen, kam uns nicht in den Kopf. Sollte ich daher von dem Ansatz ausgehen, dass wahrscheinlich die Hälfte der antransportierten Materialien von anderen Datschenbauern geklaut würde? Das widersprach meiner streng rationalen Denkweise. Henriks Philosophie, dass man in dieser Lage nur mit dem Begriff “Zurückklauen” agieren müsste, konnte ich mir nicht zu eigen machen. Schließlich ging auch noch meine Ehefrau Margrit in Opposition. Sie befürchtete wohl, dass sie tage- und wochenlang allein im Wald auf der Baustelle kampieren sollte, und das wollte sie sich definitiv nicht zumuten.

Die Variante “Datschenbau” wurde als nicht realisierbar gestrichen.

Und es fand sich wiederum ein guter Bekannter, Lothar - Bauingenieur von Beruf und als solcher im täglichen praktischen Einsatz, der selbst ein Eigenheim gebaut hatte und meinte, das müsste ich auch können. Es bedurfte harter Überzeugungsarbeit und erheblichen Ärgers mit der Hintermieterin in der bisherigen Wohnung, um mein Vorstellungsvermögen von Nichtrealisierbarkeit eines Datschenbaues auf die Realisierbarkeit eines Eigenheimbaues umzustellen. Wer da meint, dass diese Aufgabe von Tausenden Familien in der DDR problemlos bewältigt wurde, der hat zwar Recht, aber das nur in einem begrenzten Rahmen. Für diejenigen Leser, die an diesem Teil des Zeitgeschehens nicht beteiligt waren, sind dazu einige sachliche Erläuterungen zum Gang der Geschichte erforderlich.

Als Walter Ulbricht mit seiner SED und dem sowjetischen Machtpotenzial im Rücken gleich nach Gründung der DDR versuchte, den deutschen Sozialismus mit dem Holzhammer zu kreieren, liefen ihm die Leute davon - nach dem Westen des Vaterlandes. Besonders schmerzhaft waren für die aufzubauende sozialistische Wirtschaft die Abgänge an Wissenschaftlern und Ingenieuren. Dieser Ausblutungsprozess erreichte im ersten Halbjahr 1953 ein erstes Maximum. Nach dem Volksaufstand am 17. Juni 1953 wurde versucht, die sogenannte technische Intelligenz durch gewisse Privilegien im Lande zu halten. Es wurden “Intelligenzhäuser” gebaut, in denen die Zielpersonen großzügig ausgelegte Wohnungen erhielten. Das war nur ein Tröpfchen auf den heißen Stein und das nicht nur deshalb, weil ein nicht unerheblicher Teil dieser Wohnungen von höheren Funktionären mit dem Parteibuch der SED okkupiert wurde. Für ein großzügiges Wohnungsbauprogramm fehlte dem jungen Staat das Geld, musste er doch aus den kaum von den Kriegszerstörungen genesenen Industriebetrieben die von den Sowjets beanspruchten Reparationslieferungen herauspumpen.

Deshalb wurde in der Mitte der fünfziger Jahre ein Programm des Eigenheimbaues aufgelegt. Die glücklichen Häuslebauer erhielten einen außerordentlich günstigen Baukredit, ein spottbilliges Einheitsprojekt und den Anspruch auf Lieferung aller Baumaterialien zu den damals sehr niedrigen staatlichen Preisen. Das Standardhaus mit ca. 75 m² Grundfläche, eingeschossig mit ausbaufähigem Dachgeschoss kostete bei kräftiger Mithilfe des Bauherrn nicht mehr als 40.000 Mark der DDR. Das Hauptproblem bestand darin, in die Riege der Bauherren aufgenommen zu werden.

Vorrang hatten wissenschaftliches und technisches Personal der volkseigenen Betriebe, und als Trittbrettfahrer waren wieder die kommunistischen Funktionäre dabei.

Für mich, einen aus der SED als Parteifeind ausgeschlossenen Bürger, noch dazu als freischaffender Übersetzer und Dolmetscher selbständig, bestand nicht die geringste Chance, in den erlauchten Kreis aufgenommen zu werden. Außerdem waren das Bauprogramm und mein Start in die Selbständigkeit zeitgleich angelaufen. Von dem erforderlichen Eigenkapital (10.000 Mark) konnte ich zu dem Zeitpunkt (1954) nur träumen.

Alle diese Versuche, die technische Intelligenz mit Zuckerbrot im Lande zu halten, schlugen fehl, und die Ausblutung der DDR konnte unter den herrschenden Lebensbedingungen nur durch die Peitsche - den Mauerbau - gestoppt werden. Damit verlor aber das Eigenheimprogramm seinen ursprünglichen Sinn. Es

dümpelte noch einige Jahre nach der Mauer so vor sich hin, wobei eine soziale Komponente in der Auswahl der Bewerber nicht abzustreiten war: man bevorzugte kinderreiche Familien.

Als ich - der professionelle Spätentwickler - im Jahre 1969 endlich anfang, ernsthaft an Hausbau zu denken, waren alle Messen gesungen. Das Programm war ausgelaufen, und mit einem reichen Kindersegen konnte ich sowieso nicht aufwarten. Es bedurfte erheblicher Überzeugungsarbeit meines Freundes Lothar, um nicht aufzugeben, ehe die Aktion überhaupt begonnen hatte.

So erhärtete sich denn der Entschluss: **„Wir bauen!“** Und meine Ehefrau Margrit war bereit, mitzuziehen. So begann ein zweieinhalbjähriges Abenteuer meines und unseres Lebens, auf das ich heute noch mit großem Staunen zurückblicke und mich immer wieder frage: *„Wie hast du das geschafft.“* Was wir uns da eingebrockt hatten wuchs sich aus zu zweieinhalb Jahren ohne Ruhetag.

Dabei ging es nicht nur um den körperlichen Einsatz. Heute bin ich geneigt zu formulieren:

„Wer sich ohne berufliche Fachkenntnisse im Bauwesen und ohne ständig verfügbaren Fachberater als alleinverantwortlicher Bauherr in das Abenteuer eines Eigenheimbaues stürzt, der ist auch heute schweren Katastrophen ausgesetzt.“

Unter den Bedingungen der DDR Anfang der 70er Jahre war das ein Akt der Überheblichkeit und realer Wahnsinn. Als ich unlängst von den Sorgen des jetzigen Eigners des von mir bzw. uns gebauten Hauses hörte, bekam ich aber fast Hochachtung vor mir selbst und sprach vor mich hin: *„So wenig Fehler hast Du gemacht? Es waren böse Fehler, aber es hätten noch viel mehr sein können.“*

3. Alles für die Baugenehmigung

Erster Behördenkontakt

Wie beginnt ein Eigenheimbau unter den Bedingungen des wiedervereinigten Deutschland? Wer es weiß möge den kursiv gedruckten Abschnitt überspringen. Nach vollzogener Beschlussfassung sucht der auf ein individuell zu gestaltendes Bauwerk ausgerichtete potenzielle Bauherr ein Architektenbüro auf, äußert dort seine Wünsche hinsichtlich Struktur und Größe des Hauses und erteilt - vorausgesetzt er verfügt über eine gesunde finanzielle Basis - den Auftrag zur Ausarbeitung eines Projektes und der Unterlagen für die Beantragung der Baugenehmigung. Wer bereit ist, ein vorhandenes Projekt zu übernehmen, sucht sich unter den zu Dutzenden errichteten Musterhäusern das seinen Vorstellungen genügende Bauwerk aus und entscheidet sich für das Bauunternehmen, von dem das Musterhaus stammt. Das erforderliche Baugrundstück wird meist von den Musterhauseanbietern vermittelt. Wahlweise schaut der Bauwillige in die Zeitung und wählt unter den Hunderten von Immobilienangeboten die Lage und den ihm angemessenen Preis aus.

Individual- oder Musterhausprojekt beinhalten den Kostenvoranschlag, und damit ausgerüstet sucht der Bauherr eine Bank, von der er einen günstigen Kredit zu erhalten hofft. Das sind vorgezeichnete Prozesse, nach deren Vollzug mit dem Bau begonnen werden kann. Für die Aufsetzung juristisch *„wasserdichter“* Verträge bieten sich Legionen von Rechtsanwälten an.

Als Risiken verbleiben dann nur noch die Gefahr von *„Pfusch am Bau“* und nicht selten der unerwartete Konkurs des Bauunternehmens. Aber selbst diese geringen Risiken lassen sich durch Abschluss einer entsprechenden Versicherung und dadurch minimieren, dass ein sachverständiger Baufachmann beauftragt wird, die erforderlichen Kontrollfunktionen wahrzunehmen.

Wir DDR-Bürger erfuhren von den Sorgen der bundesrepublikanischen Häuslebauer durch eine Fernseh-Serie, die Anfang der siebziger Jahre in der ARD unter dem Titel *„Einmal im Leben“* ausgestrahlt wurde. Mitten im eigenen Baugeschehen stehend fanden wir - meine Frau und ich - dazu nur eine Stellungnahme: *„Ach, könnten wird doch nur diese Sorgen haben!“*

In der DDR gab es zu dieser Zeit überhaupt keine sicher vorgezeichnete Prozedur. Die zu diesem Thema bestehenden Gesetze, Verordnung und sonstigen Bestimmungen glichen eher einem wild wachsenden Dschungel als einer geraden Straße.

Als wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem Forschungsinstitut der Lebensmittelindustrie hatte ich nur kümmerliche Kontakte zum volkseigenen Bauwesen und war auf Ratschläge von Freunden angewiesen. Deren Inhalt war unserem Elan ganz und gar nicht förderlich. Gerüchte gingen um, wonach der Eigenheimbau wegen nicht ausreichender *„Materialdecke“* auf Anordnung von höchster Stelle vollkommen eingestellt werden sollte. Das Bauprogramm für kinderreiche Familien war eingestellt, und im Wirtschaftplan 1968/1969 war eine solche Position nicht mehr enthalten. Es gab zwar in Magdeburg noch einige Eigenheim-Baustellen - sogar von volkseigenen oder privaten Baubetrieben bedient - , aber die Bauherren waren, wie im Vorwort schon angedeutet wurde, bedeutende Persönlichkeiten die man heute als VIP's bezeichnen würde. Da konnten wir wirklich nicht mithalten.

Lothar, Freund und Besitzer eines in den 50er Jahren errichteten Eigenheimes, konnte zumindest andeuten, wo man sich eine amtliche Stellungnahme zu privaten Bauvorhaben einholen könnte: **von der Staatlichen Bauaufsicht.**

Welchen Stellenwert diese Behörde im Bauwesen der DDR hatte, erfuhr ich eigentlich erst 15 Jahre später, als durch deren Fürsprache meine Ernennung zum Bausachverständigen erfolgt war, und ich auf einem kleinen Spezialgebiet Bauprojektes zu prüfen hatte. Heutige Bauordnungsämter halten keinen Vergleich aus mit der seinerzeitigen Machtposition dieser Behörde.

Im Herbst 1969 war ich ahnungslos, bat telefonisch um einen Termin beim Leiter der Magdeburger Filiale der Staatlichen Bauaufsicht, und es wurde mir eine Audienz gewährt. Diese war für mich von so niederschlagender Wirkung, dass ich das etwas einseitige Zwiegespräch sehr vollkommen im Gedächtnis gespeichert habe und es zumindest annähernd wörtlich wiedergeben kann:

“Guten Tag”.

“Nehmen sie Platz. Meine Sekretärin sagte mir, sie wollen ein Einfamilienhaus bauen”.

“Richtig”

“Was sind sie von Beruf, wo arbeiten sie, wie viel Kinder haben sie?”

“Ingenieur im Forschungsinstitut, eine Tochter, und die ist aus dem Hause”

“Das sieht schlecht aus, da kann ich eigentlich gar nichts für sie tun.”

Eigentlich hätte ich an dieser Stelle das Gespräch abbrechen und den Raum verlassen sollen. Im Augenblick fühlte ich mich so klein und unbedeutend vor diesem mächtigen Mann, dass es mir fast die Sprache verschlug. Noch reichte aber der Mut zu einem letzten Aufbäumen:

“Und da gibt es überhaupt keine Chance?”

*“Vielleicht ein **A u s s e r p l a n b a u** .”*

“Was ist das?”

“Fast eine Unmöglichkeit. Von hundert Leuten, die wegen eines derartigen Vorhabens hier vorsprechen, geben neunundneunzig auf.”

Das war sicher stark übertrieben, aber es musste wohl etwas dran sein. Trotzdem gab ich noch nicht auf. Es rührte sich in mir der angeborene Widerspruchsgeist und die Unfähigkeit, so einfach daher gesagte Informationen ohne schlüssige Erläuterung zu glauben.

“Warum ist das so schwer?”

“Das kann ich ihnen sagen. Voraussetzungen für eine Baugenehmigung „ausser Plan“ sind:

- *Vorlage eines genehmigungsfähigen Projektes . Das ist die leichteste Übung.*
- *Nachweis eines legal erworbenen Grundstückes an einer für Eigenheimbauten vorgesehenen Stelle. Die gibt es in Magdeburg so gut wie nicht mehr, geschweige denn werden sie zum Verkauf angeboten.*
- *Zustimmung des VEB Energieversorgung zur Versorgung mit*
- *Elektroenergie und Gas sowie Zustimmung des VEB Wasserwirtschaft zur Wasserversorgung und -entsorgung. Das ist kein unlösbares Problem.*
- *Sie müssen den legalen Erwerb folgender Baumaterialien nachweisen:*
 - . *30 000 Ziegelsteine*
 - . *5 Tonnen Zement*
 - . *die Stahlträger für die Kellerdecke*
 - . *das Holz für Dachtragwerk und Dachschalung – Dachziegel können sie vergessen*
 - . *die Fenster*

Und nun kommt der Hammer - die Materialien dürfen weder aus staatlich geplanten Beständen noch aus dem Bevölkerungsbedarf stammen.“

“Woher denn sonst ? Soll man sich aufs Klauen spezialisieren?”

“Es gibt auch außerhalb dieser Beschränkungen noch legale Möglichkeiten. Darüber kann ich ihnen aber keinen Unterricht erteilen.”

Ein Ziel aufgeben, ehe der Marsch begonnen hat? Das war nicht meine Art. So raffte ich mich denn zu der leichtfertigen Abschiedsformel auf:

“Ich werd’s versuchen und denke, der Hundertste von hundert zu sein. Auf Wiedersehen.”

Als ich diesen Spruch tat, war mir noch nicht so recht klar, dass mich nicht Mut sondern Übermut dazu verleitet hatte. Nein, es war mehr als Übermut, es war glatter Wahnsinn. Hätte ich gewusst, was in den nächsten 24 Monaten auf mich (uns) zukommt, so wäre mir wohl eine weniger konkrete Abgangsformel eingefallen. Als ich im Nebengebäude des Magdeburger Rathauses die Treppe hinunter ging (die StBA residierte im dritten Obergeschoss), beherrschte mich aber nur ein Gedanke:

„Denen werde ich’s zeigen!“

Als im Sternkreis des Stier Geborener würde ich mich nach dem Grundsatz: "Augen zu und durch!" verhalten und bis zum Erfolg oder zur Katastrophe das Ziel verfolgen. Der Stier hat sich aber ganz schön die Hörner abgestoßen.

Das Grundstück

Es bestand kein Zweifel daran, dass sonstige Aktivitäten überhaupt keinen Sinn hatten, solange die Grundstückfrage nicht geklärt war. Alle Energien wurden also darauf konzentriert. Stundenlange Spaziergänge im Magdeburger Westen und Nordwesten, unzählige Gespräche mit Anliegern, tägliches Studium der "kleinen Anzeigen" in der Volksstimme brachten wochenlang kein Ergebnis.

In einer einzigen Anzeige wurde ein bebaubares Grundstück angeboten, und am Tage des Erscheinens der Zeitung ging ein Brief an den Anbieter ab. Das war im September 1969. Eine Antwort erhielten wir nicht. Einmal stießen wir in tiefsten "Texas" (so nannten die Magdeburger den Stadtteil der heute von Holzweg, Olivenstedter Grasweg, Magdeburg Ring und Albert-Vater-Straße begrenzt wird) auf eine Laubenpieperfamilie, die ein Gartengrundstück am Bouquet Grasweg besaß und mit dem Gedanken spielte, selbiges zu verkaufen. Die im Vergleich zum Hausherrn sehr junge Ehefrau führte die Verhandlungen überaus clever. Fünfmal ließ sie uns antanzen und fünfmal verließen wir sie nach Entgegennahme einer höheren Kaufpreisforderung. Eine Art Optionsvertrag mit einem immer noch akzeptablen Grundstückspreis kam erst zustande, nachdem wir mitgeteilt hatten, dass unser Interesse erloschen ist.

Die Verkäufer versicherten uns, dass für den Bau von Eigenheimen in dieser Straßenflucht keine Beschränkungen existieren. Das schien zu stimmen, denn zweihundert Meter weiter westlich an der gleichen Straße wurde gerade eine Baustelle eingerichtet. Trotzdem sprach ich nocheinmal bei der Staatlichen Bauaufsicht vor, um dort zu erfahren, dass die gesamte Südseite am Bouquet Grasweg im Plan der Stadtentwicklung als Grünfläche vorgesehen war und folglich dort nicht gebaut werden durfte. Der Kauf kam nicht zustande, aber auf eben diesem Grundstück wurde ein halbes Jahr später mit dem Bau eines Eigenheimes begonnen. Bauherr war ein Oberst der Nationalen Volksarmee.

Wie schrieb doch Orwell in seinem Roman "Die Farm der Tiere"?

“Im Sozialismus sind alle Tiere gleich, aber es gibt Tiere, die sind gleicher.”

So ist es auch unter den Menschen, und ich gehörte leider **nicht** zu den **Gleichen**.

Die Auskunft bezüglich des Bauverbotes an besagter Stelle erhielt ich von einem jüngeren Mitarbeiter der Behörde - nennen wir ihn Thomas -, mit dem mich trotz des niederschmetternden Inhaltes seiner Auskunft sofort eine Sympathie verband. Wir unterhielten uns ausführlich über das Problem der Materialbeschaffung, und er meinte, dass er mir sicher dazu einige Tipps geben könnte. Er tat es, und das Pseudonym Thomas wird in späteren Abschnitten noch wiederholt auftauchen. Insofern war dieser Behördengang durchaus zukunfts- und erfolgsträchtig.

Die erfolglose Suche ging also weiter. Auf unsere Suchanzeigen in der Volksstimme, aufgegeben unmittelbar nach dem ersten Gespräch, gab es nicht eine einzige Antwort. Sollte der Leiter der StBA (so die gängige Abkürzung des Behördennamens) mit seiner Meinung Recht behalten?

Würden wir aufgeben müssen? Er wusste sicher sehr gut über die zur Zeit als bebaubar eingestufteten freien Grundstücke Bescheid.

Er behält nicht Recht!

Weihnachten war vorüber, und in den ersten Januartagen 1970 erreichte mich im Institut ein Anruf:

*“Hier ist L.... Ich rufe wegen **dem** Grundstück an.”*

“Wegen welchen Grundstückes?”

“Na, Sie haben mir doch im September auf meine Annonce geschrieben. Sind sie noch interessiert?”

“Aber selbstverständlich.”

“Können sie sofort nach Diesdorf zum Grundstück Emdener Weg 3 kommen?”

“In 10 Minuten bin ich da.”

“In Ordnung, ich auch.”

Der Sozialismus hatte immerhin auch ein paar gute Seiten, z.B. dass man als Angestellter in einem Forschungsinstitut auch während der gesetzlichen Arbeitszeit gewisse Freiheiten hatte, den Arbeitsplatz vorübergehend zu verlassen. Der "Wartburg stand vor der Tür. Einige Worte an den Kollegen am Schreibtisch gegenüber: *"Ich muss mal kurz zum Schlachthof."* Verständnisvolles Nicken. Er würde mir den Rücken freihalten. Und schon ging's los. Den Emdener Weg kannte ich. Am äußersten westlichen Stadtrand waren während des Booms der Eigenheim-Bautätigkeit etwa 30 Häuschen gebaut worden. Mit Freund Lothar hatten wir dort die noch freien Grundstücke besichtigt aber keinen Eigentümer ermitteln können. Es handelte sich um bewirtschaftete Gärten, und die Chance, einen davon kaufen zu können, schätzten wir gemeinsam sehr gering ein.

Vor dem Grundstück wartete schon Herr L. und erzählte mir schmunzelnd eine Story darüber, wieso er gerade uns als erste Bewerber ausgesucht hatte.

"Nachdem ich die Annonce aufgegeben hatte, wurde ich krank und habe lange im Krankenhaus gelegen. Als ich vor wenigen Tagen nach Hause kam, fand ich einen Stapel Zuschriften - so ungefähr 50 Stück - vor. Die habe ich Stück für Stück aufgemacht, und ihr Schreiben war das erste, in dem Telefon-Nummern mit Zuordnung zu bestimmten Tageszeiten angegeben waren. Da ich ungern Briefe schreibe, war das ein gutes Vorzeichen für den ersten Kontakt."

Das war ein echter Lotteriegewinn.

Ein Grundstück von 830 Quadratmeter in wunderbar ruhiger Lage an einer voll erschlossenen Straße. Wasser- und Stromanschluss bereits im Grundstück, Gasleitung unter der Straße. Eine Gartenlaube von 12 Quadratmetern Grundfläche in ordentlichem baulichem Zustand - Herz was willst du mehr! Der Preis für heutige Verhältnisse unvorstellbar niedrig: 10 000 Mark der DDR - aber der größte Teil davon bar auf die Hand. Eine freie Preisbildung nach Angebot und Nachfrage war nach den geltenden Gesetzen und Verordnungen in der DDR nicht zulässig. Das Gartengrundstück war amtlich geschätzt worden, und der offizielle, in den Kaufvertrag aufzunehmende Preis lag unter 1000 Mark. Die Preisvorstellungen des Verkäufers deckten sich sehr gut mit meinen Vorstellungen, die feste Zusage bedurfte aber noch der Zustimmung meiner Frau. Dazu gab mir Herr L. zwei Stunden.

Meiner Frau das Grundstück schmackhaft zu machen bereitete mir keine Schwierigkeiten. Ich war in höchstem Maße motiviert. In einem sehr kleinen Dorf aufgewachsen und zur Oberschule täglich mit dem Fahrrad in die nahe gelegene Stadt gefahren, hatte ich Traumvorstellungen von einer idealen Wohnlage. Dorf und Stadt sollten ineinander übergehen. Die Naturnähe des Dorfes und die Zivilisationsangebote der Stadt von einem Punkt aus genießen können, das war mein Traum. Und dieses Grundstück entsprach dem Traum in idealer Vollkommenheit.

Außer der traumhaften Lage war noch ein glückhafter Zufall zu verzeichnen. Auf dem Grundstück lagerten 8500 Ziegelsteine. Sie waren im Preis inbegriffen. Ein gutes Viertel der nachzuweisenden Mauerziegel. Der Verkäufer war bereit, eine schriftliche Erklärung darüber abzugeben, dass diese Steine sein rechtmäßig erworbenes Eigentum sind. Ob diese Erklärung einer juristischen Überprüfung standgehalten hätte? Ich weiß es nicht. Eine solche Prüfung fand nicht statt.

Zwanzig Minuten später war meine Frau mit am Ort, und sie war von dem Grundstück ebenso begeistert wie ich. Per Handschlag wurde diese Phase des Geschäfts abgeschlossen, und zwei Stunden später hielt ich den Eigentumsnachweis in Form des Grundbuchauszuges und den Kaufvertrag über eine Summe von rund 1000,- Mark in der Hand. Dem Verkäufer wurden 9000 Mark auf den Tisch gezahlt., und so waren wir noch längst nicht rechtmäßige Besitzer des Grundstücks.

Der notarielle Akt der Überschreibung im Grundbuch stand noch aus. Eine reine Formalität nach der heutigen Rechtslage. Nicht so jedoch in der DDR. Ein Grundstück durfte seinen Besitzer nur wechseln, wenn vom Rat der Stadt geprüft worden war, ob denn nicht etwa ein **öffentliches Interesse** an der Übernahme des Grundstückes in städtisches Eigentum bestand. Vom Notar wurde die Umschreibung beim Grundbuchamt beantragt, und von dort ging die Anfrage an die Stadtverwaltung, ob dem Besitzerwechsel zugestimmt wird.

Das waren natürlich weite Wege. Nicht etwa räumlich, denn die fraglichen Ämter hatten ihren Standort gar nicht weit voneinander, aber zeitlich. "Mit drei Monaten Wartezeit müssen sie rechnen", meinte der Notar, und 5 Monate lang mussten wir zittern. Mit der Auslegung des Begriffes "öffentliches Interesse" ging man zu diesen Zeiten sehr großzügig um. Gerüchtsweise konnte man hören, dass das Interesse eines Funktionärs höherer Ebene an dem Grundstück schon als "öffentliches Interesse" gewertet werden konnte. Es gab zwar formal gesehen die Möglichkeit, gegen eine derartige Entscheidung gerichtlich vorzugehen, aber Klagen gegen Entscheidungen von Verwaltungsorganen des sozialistischen Gemeinwesens hatten wenig bis keine Erfolgsaussichten. Außerdem hätte sich ein derartiges Verfahren über Jahre hinstrecken können, und wir hätten selbst nach einem für uns günstigen Urteil das baufähige Alter überschritten gehabt. Wäre also seitens der Kommune ein "öffentliches Interesse" konstatiert worden, dann hatte die Stadt ein unumstößliches Vorkaufsrecht, natürlich zum offiziellen Vertragspreis gehabt. Wir wären dann um 9000 Mark ärmer und von einer Verwirklichung unserer Träume weiter denn je entfernt gewesen.

Abgesehen von diesem Risikofaktor hatten wir die erste Hürde auf dem Wege zum Baubeginn überwunden. Im Vertrauen auf unser Glück fassten wir den Entschluss, aktiv die weiteren Aufgaben anzugehen. Was es bedeutet, unter einem derartigen Risiko ein Gartengrundstück in ein Baustofflager zu verwandeln, das kann nur der nachempfinden, der selbst so etwas durchgemacht hat.

Das Projekt

An den Winterabenden im Januar und Februar 1970 saß ich viele Stunden am Reißbrett und zeichnete die verschiedensten Grundrissvarianten bis wir eine Lösung gefunden hatten, die mir rationell genug und meiner Frau schön genug war.

Natürlich saßen uns die Wohnungsprobleme der ersten Nachkriegsjahre noch in den Knochen, und großes Vertrauen zu der wohnungswirtschaftlichen Entwicklung der vergangenen Jahre hatten wir auch nicht. Daher stand ständig eine Frage im Raum:

„Wie muss ein Eigenheim gestaltet sein, um die Zwangseinweisung eines Untermieters möglichst unwahrscheinlich zu machen?“

Es sollte so gut wie unmöglich sein, den Wohnraum in zwei abgeschlossene Einheiten zu trennen. Besonders wichtig erschien uns daher der Verzicht auf ein ausbaufähiges Dachgeschoss. Zweiter Grundsatz: kein bewohnbarer Keller. Das bedeutete zwangsläufig den Verlust gewisser Wohnqualitäten, aber wir dachten eben als Geschädigte der Kriegsgeneration.

Von den gleichen Gedankengängen diktiert war die Lösung der Heizungsfrage. Es gingen handfeste Gerüchte darüber um, dass Magdeburg nach der Erschließung der Erdgasvorkommen bei Salzwedel zur Musterstadt für Gasheizung entwickelt werden sollte. Demnach wäre als einheitlicher Energieträger das Erdgas vorzusehen gewesen. Neben dem unerlässlichen Gas-Schornstein musste aber unseren Gedankengängen entsprechend unbedingt in einem notfalls bewohnbaren Kellerraum ein klassischer Heizofen mit Anschluss an einen zweiten Schornstein vorgesehen werden. Unterbrechungen der Gaslieferung waren ja bei den offensichtlichen Entwicklungsproblemen der DDR-Wirtschaft nicht auszuschließen gewesen. Allerdings, so argumentierten Spezialisten der Ferngasversorgung, wäre die Sperrung der Gaszufuhr die allerletzte Maßnahme in Falle einer Versorgungs-Katastrophe. Warum? Weil es dann nach Wiederanstellen überall Knallt.

Viele Winterabende waren der Lösungsfindung gewidmet, und mit dem Endergebnis waren wir zufrieden. Was wusste ich aber als Ingenieur für Maschinenbau von den Ansprüchen an ein genehmigungsfähiges Bauprojekt. Einen Architekten hatten wir in meiner Arbeitsstelle, der aber hatte gerade in der fraglichen Zeit schon zuviel Nebenarbeit um die Ohren. Er verwies mich an einen guten Bekannten im Projektierungsbüro des VEB Wohnungsbaukombinat. Dieser wieder vermittelte mir einen jungen Kollegen - einen Architekten -, mit dem ich dann auch über den Preis der Anfertigung aller für den Bauantrag erforderlichen Dokumente einig wurde. Für diesen Preis würde derselbe Mann heute schwerlich dazu zu bewegen sein, aus dem Fenster zu schauen. Aber es war eine Sauregurkenzeit für „steuerfreie“ (sprich schwarze) Nebenarbeit auf dem Gebiet der Bauprojektierung. Aufträge von Privatleuten waren wegen der zu erwartenden Barzahlung ohne Quittung sehr gefragt. Durch das Auslaufen des Eigenheimprogramms waren aber die Privatkunden rar geworden. Vereinbart wurden 1800 Mark, 50 % zahlbar bei Ablieferung des Projekts, der Rest nach Annahme des Bauantrages durch die StBA. Angesichts der unsicheren Rechtslage war es nicht möglich, die Erteilung der Baugenehmigung als Kriterium für die Restzahlung in die Vereinbarung aufzunehmen. Es fand aber nach Einreichung des Bauantrages eine Vorprüfung auf Vollständigkeit statt, und da bewährte sich erstmalig der mit dem Herrn Thomas bei der StBA angeknüpfte Kontakt. Er versprach eine wohlwollende Vorprüfung auf grundsätzliche Genehmigungsfähigkeit. Wenn diese zu einem positiven Urteil führte, dann hatte der Architekt sein Teil geleistet und konnte ausgezahlt werden.

Der Architekt ließ sich dann auch herab, unsere Grundrisswünsche anzuerkennen. Totales Unverständnis zeigte er für meinen Wunsch, die Außenwände des Hauses mit einer Dämmschicht aus Schaumstoff auszustatten. Was heute selbstverständlich ist wurde noch im Jahre 1970 von einem Architekten (wörtlich) als **unsinnige Marotte** des Auftraggebers bewertet. Aus meiner beruflichen Tätigkeit im Kühlhausbau wusste ich aber und konnte rechnerisch nachweisen, wie viel Heizenergie dadurch eingespart werden konnte. Der Herr ließ sich jedoch von der Zweckmäßigkeit dieser Lösung nicht überzeugen und übernahm meinen Vorschlag in das Projekt mit Bemerkungen, die ich leicht als Beleidigung hätte auffassen können. Zum Nutzen unseres Bauvorhabens tat ich es nicht und ließ den Mann arbeiten.

Meine Grundrissvorgaben und die unumstößliche Forderungen nach einem nicht ausbaufähigen Dachgeschoss mündeten konstruktiv in einen Bungalowstil. Der gefiel nicht nur mir, sondern auch meiner Frau, nicht aber dem Kollegen von der Staatlichen Bauaufsicht.

„Das gibt im Emdener Weg einen Stilbruch, d.h. sie müssen sich entweder an den überwiegenden Baustil der Umgebung anpassen, oder aber das Haus 30 Meter von der Straße absetzen.“

Na, das war doch ein fairer Vorschlag! Was konnte uns denn besser passieren, als 30 Meter von der Straße

entfernt zu wohnen? Die gleiche positive Aufnahme fand diese Alternative bei meiner Frau, das heißt wir freuten uns beide riesig darüber.

„Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über“ lautet ein altes Sprichwort, so brauchte auch ich einen Freund, dem das freudige Ereignis mitgeteilt werden konnte. Es ergab sich dann so, dass der Baupraktiker Lothar sich als erste außerhalb der Familie stehende Person die tolle Nachricht anhören musste. Als er aber den Grund unserer Freude erfasst hatte, nahm sein Gesicht einen Ausdruck an, als müsste er uns zu unserem eigenen Tode kondolieren.

„Mann,“ sagte er, „das Ding kann in die Hosen gehen.“

„Wieso das?“

„Die Verlegetiefe des Abwasserkanals im Emdener Weg wurde ausgehend davon festgelegt, dass die Stichleitungen zu den 3 bis 5 Meter von der Straße entfernt stehenden Häuser ausreichendes Gefälle haben. Wenn du aus der vorgeschriebenen rückwärtigen Position das nötige Gefälle bekommen willst, dann musst du dein Haus aufbocken. Auf jeden Fall müssen wir das Gelände genauestens ausnivellieren.“

Das war ein Schreck in der Abendstunde. Lothar beschaffte ein Nivelliergerät, und dann lernte ich Nivellieren. „Höhen im Bauwesen sind Glückssache,“ hörte ich später einmal einen Profi sagen. Er untermauerte das mit Beispielen über Baufachleute die durch falsches Einmessen von Höhenmarken schweren Schaden angerichtet hatten. Lothar konnte auch etwas zu diesen Schauergeschichten beisteuern. Im eigenen Haus hing das Spülbecken mit Oberkante kurz über Kniehöhe weil die Dicke des Fußbodenaufbaues beim Anzeichnen der Höhenlage nicht berücksichtigt worden war.

Es war ein aufwendiges Vermessungsunternehmen. Gullydeckel rauswuchten, Tiefe der Kanalsole unter Oberkante Gullyöffnung messen, Profil des Grundstückes zwischen Straße und den vorgesehenen Standort des Hauses aufnehmen, Höhendifferenzen berechnen. Das Ergebnis:

„Die Hütte muss mit Oberkante Fußboden des Erdgeschosses mindestens 1,30 Meter über dem jetzigen Geländeniveau stehen, um die Abwasserleitung mit einem Gefälle 1:100 verlegen zu können.“

Was das bedeutet, das musste mir Lothar Im Detail erläutern.

Negative Faktoren:

- I. Die Kellerwände stehen mehr als 1 Meter frei über Geländeoberfläche.
- II. Um an die Haustür heran zu kommen, muss eine Außentreppe gebaut werden
- III. Ein Terrasse vor dem Haus erfordert nicht nur eine Aufschüttung, sondern beiderseits Stützwände, da das Grundstück für seitlich geschüttete Böschungen zu schmal ist
- IV. Die Abwasser-, Wasser- und Gasleitung müssen unter der Terrasse hindurch verlegt werden, und das könnte auf Widerstände bei den entsprechenden Ver- und Entsorgungsbetrieben führen.

Positive Faktoren:

- V. Weniger Aushub.
- VI. Ein schöneres Aussehen der Terrassenfront mit einer vorgelagerten Steingartenböschung.

Da wurde Schönheit verflucht teuer. Wie teuer konkret, auf diese Frage gab es vorerst glücklicherweise keine Antwort. Der projektierenden Architekt kümmerte sich einen „Sche...“ um die Standortanpassung, d.h. die Einordnung des Bauwerkes in die Höhenkoordinaten des Baugeländes. Er verwies nur darauf, dass dazu ein Entwässerungsprojekt angefertigt werden müsste.

Umfragen bei Spezialisten ergaben aber, dass die begrenzte Spezialleistung dieser Kollegen teurer geworden wäre als die gesamten sonstigen Unterlagen zum Bauantrag. Da gab es den ersten Streit mit dem Herrn Architekten, und das war nicht der letzte seiner Art.

In den Turbulenzen der weiter unter beschriebenen Materialbeschaffung verlor das vorerst nur theoretische erscheinende Problem des „aufgebockten“ Hauses sein Gewicht, es wurde verdrängt. Ein Glück, dass es mir gegeben war, unangenehme Tatsachen so lange zu verdrängen wie deren Existenz nicht konkrete Reaktionen erforderte. Im Kampf um die Baugenehmigung hatten der Straßenabstand und die Höhenlage des Hauses keine Bedeutung mehr. Irgendwann später würde ich mich wieder damit befassen müssen. Derzeit gab es keine Notwendigkeit, sich darüber den Kopf zu zerbrechen.

Die materialtechnischen Voraussetzungen

Schaumpolystyrol

Anfang der 70er Jahre wurde das **“Energiesparen koste es was es wolle”** in der DDR zwar zu einer fixen Idee, aber mit der Realisierung ging es nicht so recht vorwärts. In den Plattenbauten begann sich die Wärmedämmung der Außenwände mit Schaumpolystyrol (Styropor) zwar durchzusetzen, aber im Eigenheimbau galt immer noch der Grundsatz unserer Altvorderen, dass eine 38 cm-Ziegelwand völlig ausreichende Wärmedämmung bietet.

Meine Tätigkeit im Institut hatte viel mit Bauphysik und speziell mit Wärme- oder Kälte­dämmung zu tun, und auf diesem Gebiet sollte mein Bauobjekt vorbildlich sein. So plante ich von Anfang an im Außenmauerwerk eine 5 cm dicke Schicht aus Schaumpolystyrol, ohne allerdings vorerst eine Vorstellung davon zu haben, wie ich an dieses Engpassmaterial herankommen konnte.

Der Schaumstoff auf Polystyrolbasis - heute in jedem Baumarkt unbeschränkt käuflich zu haben - wurde 1970 in der DDR immer noch aus einem Halbprodukt hergestellt, das aus kapitalistischen Ländern importiert werden musste. Die eigene Produktion lief im VEB Bunawerk Schkopau gerade erst an. Da Westimporte **“harte Währung”** kosteten und diese im Wirtschaftssystem des Sozialismus immer sehr knapp war, konnten mit dem produzierten Schaumstoff nur die hochrangigen Bedarfsträger versorgt werden.

In der sozialistischen Mangelverwaltung gab es eine klar definierte Hierarchie der Ansprüche auf Deckung der Materialbedürfnisse. An erster Stelle stand da die

Landesverteidigung

Die nachfolgenden Dringlichkeitsstufen kann ich nur noch ganz ungefähr wiedergeben. Es folgten

Katastrophenmanagement (z.B. Wiederaufbau abgebrannter Produktionsstätten)

Export in kapitalistische Länder

Investitionsobjekte der Industrie und Landwirtschaft

Berlin-Versorgung (so etwas gab es tatsächlich)

sonstiger Bevölkerungsbedarf

Im Interesse einer absoluten Sicherung der Landesverteidigung musste sich die zivile Wirtschaft von so mancher defizitären Materialart entblößen, deren Fehlen sich auf die Entwicklung der allgemeinen Ökonomie katastrophal auswirkte.

Engpassmaterialien für den Aufbau und die Unterhaltung der Landesverteidigung wurden zentral in Berlin bilanziert, und die damit zu versorgenden Vorhaben nannten sich LVO (Landesverteidigungsobjekte). Jedem LVO war eine Nummer (ein Code) zugeordnet, und die Bedarfsträger erhielten einen LVO-Bescheid, dessen Wirkung einem **“Sesam öffne dich”** gleichzusetzen war.

Und nun beginnt meine LVO-Story.

Es war im Februar 1970, und über meinen Schreibtisch liefen im Institut alle Probleme die mit Wärme- und Kälteschutz zu tun hatten. Die Kollegen erwarteten von mir Auskünfte über das Was, Wie und Woher der Dämmstoffe, und es war ganz natürlich, dass mir die folgende Frage gestellt wurde:

“Ich habe einen Auftrag von der NVA (Nationalen Volksarmee) experimentell zu ermitteln, wie lange gefrorenes Fleisch in Kästen aus einem Wärmedämmstoff ohne Kühlung bei normaler Umgebungstemperatur genießbar bleibt. Als Dämmstoff kommt nur Schaumpolystyrol in Frage, und ich brauche einen Kubikmeter Schaumstoffplatten 5 cm dick. Woher bekomme ich das Material?”

Die Gehirnwindungen des engagierten DDR-Bürgers waren ständig auf die Verknüpfung der unmöglichsten Zusammenhänge programmiert, aus deren Zusammenwirken möglicherweise gesellschaftliche oder auch persönliche Vorteile gezogen werden konnten. Die gestellte Frage löste einen solchen Mechanismus aus, und der Denkprozess lief etwa folgendermaßen:

- ⇒ *Der arbeitet für die NVA, dann hat er eine LVO-Nummer.*
- ⇒ *In der Forschung kann der Materialbedarf nach Art und Menge nur von den Mitarbeitern der ausführenden Institution ermittelt werden.*
- ⇒ *Da könnte für mich etwas abfallen, nämlich Schaumpolystyrol für die Dämmung des vorerst noch nur in meinem Kopf existierenden Eigenheimes.*
- ⇒ *Mit einem der Produzenten habe ich gute persönliche Kontakte.*
- ⇒ *Wenn mein Kollege mitspielt, lässt sich da etwas machen.*

Meine Antwort war also die Frage:

“Hast Du eine LVO-Nummer ?” und auf die bejahende Auskunft:

“Gib mir Deine LVO-Bescheinigung und du hast nächste Woche Dein Schaumpolystyrol.”

Dabei ließ ich wohl durchblicken, dass meinerseits ein persönliches Interesse an dieser Transaktion

bestand, aber der Kollege hielt eine Diskussion darüber für überflüssig. So zu denken und zu handeln, das gehörte auch zur Solidarität unter Bürgern der sozialistischen DDR. Immerhin, der Partner war SED-ParteiSekretär des Instituts!

Was nun ablief erfüllte eine ganze Reihe von Tatbeständen des Strafgesetzes der DDR, von denen "Schädigung der Verteidigungsbereitschaft", Urkundenfälschung und private Aneignung staatlich rationierter Engpassmaterialien die offensichtlichsten waren.

Der Missbrauch einer LVO-Bescheinigung zum persönlichen Nutzen hätte einem damit befassten Staatsanwalt ohne Zweifel einen saftigen Strafantrag entlockt. Kein DDR-Richter hätte sich dem verschließen können.

Seltsam, - ein wirkliches Unrechtsbewusstsein kam bei mir nicht auf. Als die Lawine in Bewegung gesetzt war, konzentrierten sich die Sinne auf die Hinterlassung möglichst geringer oder gar keiner nachverfolgbarer Spuren.

Fünf Kubikmeter Schaumstoff veranschlagte ich für die Außenwände des noch gar nicht projektierten Hauses, und so schrieb ich auf Geschäftsbogen des Instituts eine Bestellung über sechs Kubikmeter, selbstverständlich mit Nennung der LVO-Nummer.

Um sicher zu gehen, dass von Seiten des Lieferers keine schriftliche Rückfrage an "uneingeweihter" Stelle im Institut einging, fand ich einen Grund für eine dringende Dienstreise nach Berlin zur mündlichen Klärung aller Details der Lieferung.

Das sensibelste Detail war die Versandanschrift. Den Kollegen im VEB Isolierungen Berlin musste beiläufig erläutert werden, dass das Institut nicht über Lagerräume verfügt, während meine Mietgarage ursprünglich für das Unterstellen von LKW bemessen worden war. In den Abmessungen L x B x H = 10 x 4 x 4 m bot sie reichlich Raum zur Unterbringung des Schaumstoffes. Es durfte nur kein offizielles Papier über die Lieferung bei der Direktion einlaufen. So wurde denn vereinbart, dass die Versandanzeige unbedingt per Telefon bei mir zu landen hatte, und Versandanschrift war der Garagenhof, in dem sich meine Garage befand.

Der Herstellerbetrieb war sich der Dringlichkeit der Zulieferung für ein LVO-Objekt bewusst und lieferte prompt. Nach wenigen Tagen schon kam der erwartete Anruf mit Angabe einer ungefähren Ankunftszeit des Fahrzeuges aus Berlin. Da saß ich dann während meiner gesetzlichen Arbeitszeit vor meiner Garage und ließ mich - auf das Lieferfahrzeug wartend - von der Sonne bescheinen.

Dann kam der LKW, und ich bekam das große Wundern. Für die Belieferung der Baustellen mit dem superleichten Schaumstoff betrieb der VEB Isolierungen Berlin LKW mit vergrößerter Ladefläche. Deren Abmessungen waren mir gut bekannt, und ein Blick auf die Ladung veranlasste mich zu der naiven Fragen:

"Ist das alles für uns ? Das sind doch mehr als 6 Kubikmeter."

"Na sicher," meinte der erstaunte Fahrer, "auf dem Lieferschein sind 12 Kubikmeter ausgeschrieben, und die habe ich auch geladen."

Mein Wartburg passte nach dem Entladen nicht mehr in die Garage, und es musste ein Hängeboden für die Lagerung des Schaumstoffes bis zum Einbau in das "möglicherweise zu realisierende" Eigenheim eingebaut werden.

Am nächsten Tag schon landete bei mir ein Telefonat aus dem Berliner Betrieb:

"Entschuldigen sie bitte, Kollege Fritzsche, uns ist da ein Versehen passiert. Müssen wir nun die zuviel gelieferte Menge wieder abholen ?"

Den schuldbewussten Kollegen konnte ich beruhigen und bat ihn sehr herzlich darum, die Rechnung über die Gesamtmenge an den Kollegen Fritzsche persönlich zu adressieren. So konnte ich sicher sein, dass sie am Direktor oder sonstigen Leitungspersonen vorbei lief. Unsere Direktionssekretärin war außerordentlich korrekt. Wenn eine Briefanschrift mit dem Vermerk "persönlich" versehen war, dann wurde der Brief unter Garantie dem Adressaten ungeöffnet zugestellt.

Doppelter Gewinn: Schaumstoff in Massen und die Sicherheit, dass die Rechnung keinen Wirbel auslösen würde. Der Betrag wurde von meinem Girokonto mit Institutsanschrift als Absender überwiesen und der LVO-Kollege erhielt seinen Kubikmeter Schaumstoff von mir geschenkt. So gab es denn in den Akten des Instituts nicht den geringsten Nachweis dafür, dass irgendwer von irgendwo eine größere Lieferung des Engpassmaterials Schaumpolystyrol empfangen hatte. Es hätte schon eine abgestimmte Tiefenprüfung gleichzeitig im VEB Isolierungen Berlin und im Forschungsinstitut für die Kühl- und Gefrierwirtschaft zu Magdeburg stattfinden müssen, um diese Unregelmäßigkeit aufzudecken. Dazu musste ein Anfangsverdacht vorliegen. Ein solcher wurde aber von keiner Seite erhoben. Diebstahl jedenfalls gehörte hier nicht zu den verwirkten Straftatbeständen, eher nur ein Verstoß gegen die in der DDR sehr streng gehandhabten Preisverordnungen. Für die Lieferung von 12 m³ Schaumpolystyrol zahlte ich den mir als Endabnehmer nicht zustehenden IAP (Industrieabgabepreis) der - wenn damals PS-Schaumstoff im Einzelhandel angeboten worden wäre - erheblich niedriger lag als der EAP (Einzelhandelsabgabepreis). Wenn kleine Partien von Mangelmaterialien ausnahmsweise für den Einzelhandel freigegeben wurden, dann geschah das in der Regel zu gepfefferten Preisen. Darüber machte ich mir aber schon gar keine Gedanken. Es bestand kein Anlass dazu. Die ganze Transaktion war abgehakt. Sie war niemals Gegenstand irgendwelcher Fragen oder Diskussionen in den Grenzen meiner Arbeitsstelle.

Gar nicht lange nach dieser Aktion traf ich wieder mit Herrn Thomas von der Staatlichen Bauaufsicht zusammen - unter vier Augen! Der kam auf meine Spezialstrecke im Institut zu sprechen und stellte mir die gleiche Frage wie gar nicht lange davor der Kollege mit der LVO-Nummer. Eine solche fehlte dem Herrn Thomas, dennoch träumte er davon, einen Anbau an seinem Siedlungshaus fachgerecht mit Schaumstoff zu dämmen. Seine Aussage:

“Soviel weiß ich inzwischen, dass Schaumpolystyrol zentral in Berlin bilanziert wird, aber bisher habe ich keinen Ansatz gefunden, wie man da eine Kleinigkeit abzweigen könnte.”

Eine gütige Fee muss mir auf der Schulter gesessen und diesen Deal angeschoben haben. Innerlich jubelte ich. Dem Mann einen Gefallen tun zu können, der den Stempel für meine Baugenehmigung in seiner Schreibtischschublade verwahrte, das war doch Gold wert. Und er brauchte nur einen Kubikmeter. So erklärte ich denn, dass ich diese Menge aus Beständen des Instituts für die Staatliche Bauaufsicht abzweigen könnte, allerdings nur unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit. Diese Bedingung wurde akzeptiert. Herr Thomas holte sich aus meiner Garage 40 Platten Schaumstoff ab, und das Ganze wurde als „sozialistische Betriebshilfe“ deklariert. Unter diesem Siegel liefen häufig zwischenbetriebliche Tauschgeschäfte deren Nutznießer nicht immer die Betriebe waren. Nicht selten war es die Leitungsebene die sich zum persönlichen Nutzen sozialistisch helfen ließ.

Die sozialistische Betriebshilfe war ein Werkzeug zum Ausbügeln von Mängeln in der Planung und im Verteilungssystem der sozialistischen Planwirtschaft. Dazu fällt mir ein besonders krasses eigenes Erlebnis ein.

In den 70er Jahren war einmal die Zwiebelernte der volkseigenen und genossenschaftlichen Landwirtschaft in und um Calbe/Saale besonders gut ausgefallen, und es fehlte an Personal zur Bearbeitung der wertvollen Knollen für die Einlagerung. So erhielt das Forschungsinstitut von ganz oben den Befehl, an mehreren Tagen nacheinander je 15 Mitarbeiter nach Calbe zu delegieren, um die Bergung des „westexportträchtigen“ Produkts zu unterstützen. Eine Woche lang fuhren die „Delegierten“, sich innerhalb der Institutsbelegschaft abwechselnd, von Magdeburg nach Calbe/Saale und übernahmen dort die Aufgaben ungelernter Landarbeiter. Delegiert wurden nicht etwa Putzfrauen oder niedrig bezahlt Hilfskräfte, sondern **relativ** hochdotierte wissenschaftliche Mitarbeiter – Ingenieure mit und ohne Diplom. Das war ein Akt der sozialistischen Betriebshilfe.

Zu einem etwas früheren Zeitpunkt gab es ein Beispiel das sogar in der Tagespresse kritisch betrachtet wurde.

Zur Rübenerte wurden auf drei LKW ca. 60 Mitarbeiter des VEB Schwermaschinenbau „Ernst Thälmann“ (überwiegend hoch qualifizierte Metalller) zu einer LPG geschickt, um dort beim Bergen der Zuckerrüben behilflich zu sein. Die Helfer trafen aber in dem Dorf nur Greise und Kleinkinder an. Die Mitglieder der LPG befanden sich an diesem Tag auf einem Betriebsausflug.

Was als „sozialistische Betriebshilfe“ einzuordnen war, stand in keinem Gesetzbuch Die Entscheidung darüber lag im Ermessensbereich der Betriebsleitung. Es war also durchaus üblich, auf diesem Wege auch persönliche Bedürfnisse von Mitarbeitern (meist der höheren Leitungsebenen) zu befriedigen. Brauchte also der Direktor des Betriebes A für den Bau seiner Datsche eine Fuhre Kies, dann konnte er – ein gutes persönliches Verhältnis vorausgesetzt – den Direktor der Kiesgrube B um Lieferung im Rahmen der sozialistischen Betriebshilfe bitten. Und da **privat vor Katastrophe** ging, wurden solche Lieferungen auch vordringlich ausgeführt.

Dieses Unwesen nahm in den achtziger Jahren Ausmaße an, die zu den immer offensichtlicher werdenden Funktionsstörungen der Planwirtschaft der DDR nicht unerheblich beitrugen.

Zurück zum Thema.

Es gab also weder ein Wort noch Gedanken an Vorteilsnahme oder gar Bestechung. Man half sich gegenseitig, und ich konnte nun ziemlich sicher sein, dass Herr Thomas seinen Ermessensspielraum bei Entscheidungen zu Angelegenheiten meiner Person, dem Ehrenkodex der sozialistischen Hilfe gemäß, in meinem Sinne ausnutzen würde.

Er tat es. Er war ein sozialistischer Ehrenmann.

So wurde das zur Erlangung der Baugenehmigung gar nicht geforderte Schaumpolystyrol zu einer der unbedingten Materialpositionen auf dem Wege zur Realisierung meiner Bauabsichten..

Ziegelsteine

Eine der Voraussetzungen für die Erteilung der Baugenehmigung war der Nachweis des Besitzes von 30000 Ziegelsteinen, die weder aus staatlich geplanten Beständen noch aus dem Bevölkerungsbedarf stammen durften. Wir befanden uns im Zeitalter der von höchster Instanz befohlenen Großblockbauweise (heute als „Platte“ bezeichnet). Entsprechend der sozialistischen Konsequenz der Durchsetzung auf politischer Ebene gefasster Beschlüsse zur Wirtschaftsentwicklung wurde sowohl im Industriebau als auch im Wohnungsbau das System „Stein auf Stein“ verboten. Über den damit angerichteten wirtschaftlichen Schaden ließen sich

Bücher schreiben. Fertige Projekte von Industriebauten in bewährter Bauweise wanderten in den Papierkorb und mussten durch eine nicht ausgereifte Beton-Montagebauweise ersetzt werden. Speziell in meiner Branche – dem Kühlhausbau – wurden etwa 250 Millionen Mark in sechs Neubauten gesteckt, die uns in den 25 bis 30 Jahren ihres Bestehens nur Kummer, Sorgen und Ärger bereitet haben. Dementsprechend gab es einen rapiden Rückgang des Bedarfes an Ziegelsteinen. Dem trugen die Planungsbehörden Rechnung, indem die meisten Ziegeleien stillgelegt wurden. Das geschah nach dem in der Planwirtschaft der DDR anerkannten Grundsatz: **„Erst abschneiden, dann zählen!“**

An dieser Stelle sei es mir gestattet, zum besseren Verständnis den politisch-symptomatischen Witz einzufügen, aus dem die Formulierung dieses Grundsatzes stammt:

Auf einer Grünfläche vor dem Gebäude der Staatlichen Plankommission in Berlin hatte sich ein Hase häuslich niedergelassen. Dieser erfreute sich der Sympathien des im Hause tätigen Personals. Vor allem die Pförtner verwöhnten ihn mit Leckereien wie Kohl, Möhren und ähnlichen den Hasenalltag verschönenden Produkten. Ein zweiter Hase beobachtete diese Symbiose zwischen Tier und Mensch. Er Entschied sich zu dem Versuch, an diesem paradiesischen Hasenleben teilzunehmen. Seine diesbezügliche Anfrage bei dem Platzhalter wurde positiv beschieden, und die beiden genossen das süße Leben gemeinsam.

Eines Tages erschien ein Pförtner an der Grünfläche, winkte den Hasen Nr.1 heran und flüsterte ihm etwas ins Ohr, worauf dieser in Panik das Weite suchte. Hase Nr.2 folgte ihm bis in einen sicher erscheinenden Unterschlupf weit von dem Gebäude der Plankommission entfernt.

„Warum bist du weggerannt“, fragte Hase Nr.2 den Hasen Nr.1. Die Antwort:

*„Der Pförtner hat mir erzählt, dass die Staatliche Plankommission beschlossen hat, allen Hasen das **fünfte Bein abzuschneiden.**“*

„Wieso läufst du dann weg, du hast doch nur vier Beine?“

*„Du kennst die Staatliche Plankommission nicht. **Die schneiden erst ab, und dann zählen sie.**“*

Ende des Zitats.

Die Tatsache, dass auch in Plattenbauten und vor allem bei Baureparaturen ohne Ziegelsteine nicht auszukommen ist, ließ sich im existierenden Planungssystem mengenmäßig nicht erfassen. So wurden denn Anfang der 70er Jahre Ziegelsteine zur Mangelware. Qualitativ hochwertige Mauerziegel galten als Rarität, da bei den Stilllegungen schematisch vorgegangen wurde, ohne die Produktqualität der einzelnen Ziegeleien zu berücksichtigen. Ziegelbrennen ist ein energieaufwendiger Prozess und Energie musste eingespart werden, kostete es was es wolle.

Die staatlich geplanten Mengen reichten für die Planbauten nicht aus, und eine „Bereitstellung für den Bevölkerungsbedarf“ fand überhaupt nicht statt. Mauerziegel als frei käufliche Ware gab es nicht. Da Magdeburg eine durch Fliegerbomben stark zerstörte Stadt war und noch längst nicht alle Ruinen abgeräumt waren, gab es einen Ausweg. Das Beräumen der letzten Ruinengrundstücke gehörte zum Aufgabenkreis eines VEB Enttrümmerung. Die anfallenden Mauerziegel wurden für den Bau von Gartenlauben und Datschen sowie für Reparatur und Umbaumaßnahmen an die Bevölkerung abgegeben. Dazu bedurfte es eines von den städtischen Behörden ausgegebenen Bezugscheines. Der Anspruch auf diesen Bezugschein war aber dem **Außerplan-Bauer** konsequent verwehrt.

Eine ausweglose Lage ?

Vom Standpunkt des heutigen Bundesbürgers - ja. Der DDR-Bürger fand aber eine Lücke im Netz.

Die Aufgabe des VEB Enttrümmerung endete mit der Beräumung des Mauerwerkes oberhalb der Geländeoberfläche. Kellerwände blieben stehen und standen - wenn auch nicht offiziell - dem Außerplan-Bauer zur Verfügung, sofern der Grundstückseigner nichts dagegen hatte. Jedem Baufachmann würden heute die Haare zu Berge stehen, wenn er mit Mauerziegeln bauen sollte, die 25 Jahre ohne Schutz vor aggressiven Medien in der Erde gelegen haben. Damals war es die einzige legale Materialquelle dieser Art. Es soll hier nicht behauptet werden, dass wir zur Erfüllung der Auflagen ausschließlich legale Quellen angezapft hätten, weit mehr als die Hälfte der insgesamt benötigten 36000 Mauerziegel stammte aber aus Kellerwänden.

Trümmergrundstücke - auch wenn sie durch den VEB Enttrümmerung beräumt waren - verwandelten sich innerhalb weniger Jahre in eine wilde Brache mit reichlichem Diestelbewuchs zwischen sprießenden Holunderbüschen. Abgesehen von der schwierigen Ermittlung des Grundstückseigners bedurfte es eines unangemessenen Arbeitsaufwandes, die gar nicht sichtbaren Kellerwände aufzufinden.

Wieder einmal wusste Lothar eine Lösung. Die Technische Hochschule zu Magdeburg erlebte einen Entwicklungsschub. Nebengebäude und Studentenwohnheime wurden geplant und sollten auf solchen Flächen gebaut werden, wo noch eine Menge Kellerwände im Boden steckten. Lothar war Mitarbeiter in der Bauabteilung der TH und es gelang ihm, aus Archiven einige Grundrisszeichnungen von zerstörten Bauwerken auf solchen Flächen herbeizuschaffen, auf denen in absehbarer Zeit Neubauten entstehen sollten. Über diese Grundstücke verfügte die Bauabteilung, und dem Neubauvorhaben wurde eher ein Nutzen erbracht als Schaden zugefügt, wenn die Kellerwände aus dem Baugelände verschwanden.

Lothar wusste auch, dass für ein derartiges Abbruchvorhaben trainierte Facharbeiter der Tiefbaubranche

unerlässlich sind, und er wusste sogar, wo man Spezialisten dieser Art finden konnte. Eine der wenigen vom Sozialismus nicht vereinnahmten Baufirmen - Ernst König - war mit einer Tiefbaubrigade auf dem Hochschulgelände tätig. Lothar unterrichtete mich darüber, dass diese Brigade vollzählig aus Kleinkriminellen und geistig Beschränkten bestanden haben soll. Der Ruf dieses Haufens war nicht der beste. Über Arbeitsunwilligkeit wurde nicht geklagt, ... aber der Alkohol! Besäufnisse fanden nach Arbeitsschluss häufig im Bauwagen auf der Baustelle statt, und je nach Höhe des Alkoholspiegels wurde am Ende der Bauwagen entweder mechanisch zertrümmert oder durch Feuer vernichtet. Eine ganz besondere Spezialität der Brigade war das Durchtrennen unter Spannung stehender Hochspannungskabel mit der Spitzhacke. So ein Ereignis war immer mit einem unbeabsichtigten Salto rückwärts und einem mehr oder weniger starken Schock verbunden und im Grunde genommen echt lebensgefährlich. Die Profis der Brigade Wallat aus der Firma Ernst König vollzogen diese Übung gewöhnlich, ohne körperlichen Schaden zu nehmen. Der Häufigkeit solcher Ereignisse wegen, erhielt die Firma den Spitznamen "Muffenkönig", denn sie hinterließ auf ihren Baustellen regelmäßig durch den Einbau von Muffen geflickte Kabel. Aus dieser Brigade, und zwar aus dem kleinkriminellen Bestand derselben, wählte Lothar ein Trio aus, und er konnte keine bessere Auswahl treffen. Deshalb soll in diesem Bericht noch öfter über sie geschrieben werden. Die Arbeitskräfte standen selbstverständlich nur an arbeitsfreien Tagen, d.h. samstags und sonntags sowie gelegentlich abends zur Verfügung. Aber das traf ja auch auf mich zu. Meine Arbeitsstelle gewährte mir als wissenschaftlichem Mitarbeiter eine Menge Bewegungsspielraum, aber es erschien mir unanständig, weniger als die Hälfte der gesetzlichen Arbeitszeit an meinem Arbeitsplatz zu verbringen. Mein Arbeitspensum musste ich schaffen, und habe es während des Baues stets zur Zufriedenheit der Direktion geschafft. Da Forschung substanzial aus Denkprozessen besteht, konnte ich auch in Abwesenheit vom Arbeitsplatz für mein Forschungsthema produktiv sein. So zumindest beruhigte ich mein sozialistisches Gewissen.

Ganz individuell vom Standpunkt unserer Planungen gesehen, kam noch ein besonderer Glücksumstand hinzu. Das Institut befand sich leitungsmäßig im Umbruch. Der bis dahin amtierende Direktor hatte einen patriarchalischen Leitungsstil praktiziert. Er hatte ein phänomenales Gedächtnis für Personen und deren Arbeitsergebnisse. Dadurch konnte er es sich leisten, eine ganze Leitungsebene – die Abteilungsleiter – einzusparen. Alle wissenschaftlichen Mitarbeiter waren ihm direkt unterstellt und rechenschaftspflichtig. Gute Erfolge des gesamten Instituts waren die Bestätigung für die personenbezogene Richtigkeit dieses Leitungssystems. Aber der „Alte“ hatte das Rentenalter erreicht und bereitete sich auf den Ruhestand vor. Ein Nachfolger musste her. Wer logisch denkt, würde sich einen besonders erfolgreichen und fähigen Fachmann aus dem Stamm der wissenschaftlichen Mitarbeiter als Anwärter für den Posten des Direktors vorstellen. Es gab durchaus Kollegen mit allen erforderlichen guten Eigenschaften eines Kronprinzen. **Nicht so in der DDR!** Von höchster Stelle verordnet kam zu uns ein abgedankter Oberstleutnant der Nationalen Volksarmee mit einer interessanten Vorgeschichte: Leutnant und Stukapilot im Geschwader des Panzerknackers Rudel, Gefangenschaft in der SU, zentrale Antifa-Schule, frühe Entlassung direkt zu den im Entstehen begriffenen kasernierten Polizeieinheiten der Sowjetischen Besatzungszone, aus denen dann die Nationale Volksarmee der DDR hervorging. Abdanken musste er, wegen familiärer Verbindungen mit Bewohnern der Bundesrepublik.

Der Mann hatte von den fachlichen Dingen unserer Forschung nicht die geringste Ahnung. Auf die provokative Frage eines Mitarbeiters, wie er sich denn mit diesem Manko die Leitung eines Forschungsinstitut vorstelle, antwortete er:

„Ein Leiter muss keine Fachkenntnisse wissenschaftlich-technischer Art haben, er muss nur das Leiten beherrschen.“

Wir – die wissenschaftlichen Mitarbeiter fanden diese Einstellung haarsträubend und gingen in Abwehrstellung. Der Neue hatte es schwer, seine Vorstellungen von einer Leitungsstruktur durchzusetzen, denn der passive Widerstand aus unseren Reihen machte ihm schwer zu schaffen. Immer wieder musste er hören:

„Der alte Chef hat das aber ganz anders gemacht.“

Es war nicht einfach, die an überwiegend fachliche Anleitung und eigene Initiative in der Arbeitsorganisation gewöhnten Mitarbeiter an das von ihm angestrebte militärisch-bürokratische Leitungssystem zu gewöhnen. Die anfängliche Unsicherheit des Neuen erhöhte dann auch mein Kapital an frei verfügbarer Arbeitszeit während des zweijährigen Engagements für den Eigenheimbau.

Da gab es allerdings noch eine ganz besondere Konstellation am Arbeitsplatz, die mir Argumente zur Beruhigung meines sozialistischen Gewissens lieferte. Das Institut hatte seinen Hauptsitz auf dem Werder, der Elbeinsel im Herzen Magdeburgs. Dazu gab es eine Außenstelle, die Urzelle des Instituts, auf dem Gelände des Fruchthofes. Mein Stammplatz war im Neubau auf dem Werder, aber im Rahmen meiner Arbeitsaufgaben hatte ich auch in der Außenstelle zu tun. Bei Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel und der eigenen Füße zur Fortbewegung dauerte der Wechsel von einem Arbeitsplatz zum anderen (inklusive Wartezeit auf die Straßenbahn) etwa eine Stunde. Regelmäßig benutzte ich dazu aber meinen privaten PKW

und legte damit die Strecke in 10 Minuten zurück.

Kilometergeld gab es dafür nicht. Also konnte ich mir für jeden Besuch in der Außenstelle zweimal 50 Minuten eingesparte Verlaufszeit anrechnen. Durch die zur Erledigung eigener Geschäfte notwendigen Umwege wurde also der sozialistischen Wirtschaft kein Schaden zugefügt. Wer wollte sich dieser Logik verschließen? So dachten alle Kollegen, die ihren PKW zu innerstädtischen Dienstfahrten benutzten. Ich habe es nicht ein einziges mal erlebt, dass diese Betrachtungsweise von höherer Stelle gerügt worden wäre. Der Direktor schloss sich davon nicht aus, obwohl er für die Fahrten einen Dienstwagen benutzte.

Es war Samstag, der 11. April 1970 gegen 7 Uhr morgens, als wir uns auf dem Pfälzer Platz zu Magdeburg vor Trümmergrundstück trafen. Die "Wuchter" - Horst, Harald und Kurti und noch zwei kräftige Leute - erschienen mit den erforderlichen Werkzeugen - Picke, Spaten, Schaufel, Vorschlaghammer, Meißel und Brechstange aus den Beständen der Firma Ernst .König. Lothar brachte Zeichnung und Bandmaß. Er führte uns zu einem brusthoch mit Disteln und Melde sowie einigen Holundersträuchern fortgeschrittenen Alters bestandenem Grundstück und meinte, dass darunter Mauerziegel zu gewinnen seien.

Nach dem Einmessen der Kellerwände nach Zeichnung begann das Freilegen der Mauerkronen. Als Bauherr war ich voll in diesen Prozess integriert und widmete mich zusammen mit dem starken Horst speziell dem Roden der Holundersträucher. Zusammen packten wir ein solches Exemplar und zogen mit allen Kräften. Der Widerstand des Strauches ließ unerwartet plötzlich nach, und wir lagen beide platt auf dem Boden. Die Disteln im Gesicht waren noch ganz gut zu ertragen, aber unsichtbar im Bewuchs lag verquer ein Stahlträger, auf dessen Kante ich mit der Brust aufschlug. Das tat weh!

Sollte ich aber vor den Mitstreitern eine Schwäche zeigen ? Das wollte ich nicht. Mein Grundsatz war immer: "Gute Vorbilder sind die beste Motivation für die Mitarbeiter." Die Mauerkronen wurden unter 30 Zentimeter Schutt freigelegt und, welch' Wunder, auf vielen Meter Länge zeigte sich gut erhaltenes Ziegelmauerwerk von 48 Zentimeter Dicke. Da "fraßen" wir uns hinein im ständigen Takt: "Losbrechen, rauswerfen, losbrechen, rauswerfen"....bis zum Feierabend, und in meiner Brust schien sich ein Messer zu befinden, das bei jedem Bücken zustach.

Für das Leibliche Wohl der Truppe sorgte meine Frau Margrit. Das betraf neben Speisen auch Getränke, und ich bekam meine erste Lehrstunde zum Thema: "Alkoholische Getränke während der Arbeitszeit." Der unwissende Bürger verfügt meist über gewisse Erfahrungen dahingehend, dass der Genus von Bier bei Tageslicht recht unverzüglich Symptome der Müdigkeit und Arbeitsunlust auslöst. Das widerspricht aber den professionellen Erfahrungen der Tiefbauer und - wie ich später erfuhr - auch der Maurer jener Zeit. Eine Flasche (0,5 Liter) Bier beeinträchtigt die körperliche Leistungsfähigkeit nicht, wenn nach deren Genus sofort weitergearbeitet wird. Man schwitzt den Alkohol aus und ist nach spätestens zwei Stunden aufnahmefähig für die nächste Dosis. Fünf Flaschen Bier während einer achtstündigen Schicht mussten vorgehalten werden, um den Leistungswillen der Tiefbauer auf hohem Niveau zu stabilisieren. Meine Feststellung ging während der folgenden Bauzeit darauf hinaus, dass man nicht Tiefbauer sein muss, um diese Art der Getränkezufuhr angenehm zu empfinden. Ich passte mich an.

Mit fortschreitender Arbeitszeit verschwanden wir immer tiefer in den Gräben, die durch das Herausbrechen der Mauerziegel entstanden. Bei etwa 1,80 m Tiefe warnten die erfahrenen Tiefbauer: "*Keinen Zentimeter tiefer! Wenn die Grabenwand einbricht, sind wir geliefert.*"

Für mich war es eine reine Freude, zu sehen, wie die Ziegelberge am Straßenrand immer höher wurden. Und damit wurde die Frage des Abtransports akut.

So unglücklich der Zeitpunkt unseres Bauvorhabens in der Chronologie der sozialistischen Wirtschaftsentwicklung auch gewählt war, in einer Beziehung hatten wir goldene Zeiten. In Magdeburg wurde viel gebaut, und dementsprechend waren viele LKW mit Baumaterial unterwegs. Da ständig Planrückstände aufgeholt werden mussten, wurde auf den Baustellen auch samstags und sogar sonntags gearbeitet. Dementsprechend waren an den sonst arbeitsfreien Tagen viele beladene und leere LKW, darunter ein großer Anteil an Kippnern, unterwegs. Das war unsere Chance. Die aufgehäuften Mauerziegel mussten schnellstens, möglichst noch am Tage der Gewinnung, zu unserer Baustelle gefahren werden. Über Nacht liegen lassen war gefährlich. An Mauerziegeln interessierte "Strandgutjäger" waren immer unterwegs..

Nur etwa 300 Meter entfernt von unserem "Mauerziegelbergwerk" verlief die Walter-Rathenau-Straße, eine viel befahrene Ost-West-Achse Magdeburgs. Dort postierte ich mich, bekleidet mit meiner nunmehr schmutzigen blauen Kombination und versuchte, Kipperfahrer durch eifriges Winken zum Anhalten zu bewegen. Die Fahrer wussten damals, was ein derartiger Winker will. Es hielt also nur an, wer nichts dagegen hatte, eine Fuhr "nach links" zu machen. Die Unterhaltung und der mündliche Vertragsabschluß dauerten dann auch nur Sekunden:

"Kumpel, kannst Du mal ne Fuhr Ziegelsteine machen ?"

"Von wo nach wo ?"

"Vom Pfälzer Platz gleich nebenan nach Emdener Weg."

“Wer lädt auf?”

“Fünf Mann warten auf Dich. ”

“Ich mache noch die Fuhr und bin in einer Stunde da.”

“Was kostet’s?”

“Dreißig!”

“In Ordnung.”

So preiswert waren die nach freier Vereinbarung realisierten Transporte. Und die Kumpels waren zuverlässig. Nicht ein einziges Mal hat mich einer nach solcher Zusage sitzen lassen. Am Samstag verließen wir das “Bergwerk” in beräumtem Zustand, und auf dem Grundstück Emdener Weg 3 lagen die ersten 2000 ungeputzten Steine im Haufen vom Kipper abgekippt.

Den Abend des 11.04.70 und die Nacht zum 12.04. verbrachte ich mit erheblichen Schmerzen in der Brust. Am Sonntag lief die zweite Schicht, und ich erlaubte es mir nicht, etwa krank zu feiern. Voller Einsatz aller Kräfte brachte im Ergebnis weitere 3000 Steine, und auch die erreichten unsere Baustelle ohne Verluste.

Beim Versuch, mich an diesem Abend lang zu legen, konnte ich mir wegen des stechenden Schmerzes einen Schrei nicht verkneifen. Jürgen, frisch gebackener Dr. med. und Freund, wohnhaft im gleichen Aufgang auf gleicher Etage, diagnostizierte eine starke Rippenprellung und verschaffte mir durch Gabe eines starken Schmerzmittels eine ruhige Nacht. Das am nächsten Tag angefertigte Röntgenbild ergab - zwei gebrochene Rippen. So begann das aktive Baugeschehen mit einem Körperschaden, und es sollte nicht der letzte bleiben.

Denkwürdig ist noch der große Ziegelgewinnungseinsatz vom 09.05.70. Der Ablauf zunächst wie zuvor beschrieben, d.h. die laut Zeichnung vorhandenen Kellerwände eingemessen und von der darüberliegenden Schuttschicht befreit. Das dauerte einen ganzen Vormittag, und die freigelegten Mauerkronen versprachen ein Ergebnis von mindestens 10000 Steinen. Nach der Mittagspause ging’s zur Sache. Schichtweises lockern und Herauswerfen der Mauerziegel bis ja bis wir unter der dritten Lage auf Bruchsteinmauerwerk stießen. “Dem Heulen nahe” ist keine ausreichende Beschreibung des Verzweilungszustandes, in den mich diese Feststellung stürzte. Einige Trennwände konnten wir dennoch “aussteinen” und hatten schließlich am Sonntag bei Feierabend ungefähr 3000 Steine zum Abtransport bereit. Aber an diesem Sonntag war auf den volkseigenen Baustellen Magdeburgs gar nichts los. Sofortiger Abtransport des wertvollen Gutes nicht möglich. Ein Kipperfahrer hielt jedoch an und versprach, am Montag gegen 20 Uhr vorbei zu kommen. In der Nacht zum Montag habe ich schlecht geschlafen. Die Angst, das Arbeitsergebnis von zwei vollen Arbeitstagen durch Diebstahl zu verlieren, war groß.

Auf dem Weg zur Arbeit konnte ich mich Montag früh davon überzeugen, dass sich noch kein Interessent gefunden hatte. Unsere Ziegelberge lagen noch am Ort. Mit unseren “Wuchtern” war abgesprochen, dass sie sich am Montag Abend um 20 Uhr zum Aufladen der gewonnenen Steine einfänden sollten. Aus einem mir heute nicht erinnerlichen Grunde fuhr ich am Abend mit dem Fahrrad statt mit dem Wartburg zur Verladestelle, und aus der Ferne schon fiel mir eine unerklärlich Konstellation ins Blickfeld. Da stehen doch zwei Büffel-Kipper gehäuft mit Ziegelsteinen beladen, und davor eine Gruppe von Menschen - wohl 6-7 Mann - rauchend und sich unterhaltend.

Mein erster Gedanke: habe ich etwa die falsche Uhrzeit? Oder sind die Kipper und “Wuchter” so lange vor dem vereinbarten Zeitpunkt am Ort gewesen? Kaum denkbar. Ich komme näher und überzeuge mich davon, dass da keineswegs meine Verladetruppe sondern eine Gruppe fremder Leute steht.

Verflixt, was tun. Ich allein gegen 7 Mann, da kann ich höchstens Pelze beziehen. Dennoch kann ich mich mit dem Verlust von 3000 unter soviel Mühe gewonnenen Steinen nicht abfinden. Ohne groß zu überlegen, was mir passieren kann, radle ich in den Kreis hinein, und es entwickelt sich folgendes Gespräch:

“Wie kommt ihr dazu, meine Steine aufzuladen?”

“Deine Steine ?”

“Die haben wir übers Wochenende aus der Erde geholt, und ihr wollt die mir klauen ?”

“Was aufgeladen ist (und das war die gesamte Ausbeute) fahren wir auch ab.”

Da kam mir eine Idee. Die Kipperfahrer waren mit größter Sicherheit auf “Linkstour” und nicht an einem Wirbel interessiert, durch den ihre illegale Fahrt höheren Ortes bekannt werden könnte. So drohte ich: *“Die polizeilichen Kennzeichen der Fahrzeuge habe ich, und den Halter kann ich über die Polizei leicht ermitteln lassen.”*

An die Fahrer gewendet:

“Ich schlage vor, ihr fahrt die Steine zu meinem Grundstück, bekommt die Fahren bezahlt und der Fall ist erledigt.”

Die beiden Fahrer - offensichtlich nicht an die Diebe gebunden - unterhielten sich kurz und erklärten ihr

Einverständnis. Die fünf Klaubröder stiegen in ihre Trabis und verdufteten. Die "Wuchter" trafen ein, wurden für den Weg entlohnt und erhielten Geld für die Nulltour des von uns bestellten Fahrers. Mein Fahrrad wurde auf die Ladung geworfen, ich bestieg zufrieden das Fahrerhaus eines der Kipper und konnte erleichtert durchatmen

Der zum Zeitpunkt des Kaufes recht gepflegt aussehende Garten am Emdener Weg verwandelte sich in einen riesigen Trümmerhaufen. Ehe wir weitere Kampagnen starteten, mussten Steine geputzt und gestapelt werden.

Vielleicht interessiert den Leser, zu welchem Preis die Mauerziegel gewonnen und herangeschafft wurden. An zwei Wochenenden wurden von 5 "Lohnarbeitern" vier Schichten zu 8 Stunden durchgezogen. Bezahlt wurde die Stunden (brutto wie netto) mit 5,- Mark, d.h.:

Lohn = 5 Mann x 8 Stunden x 4 Schichten x 5,- Mark =	800,- Mark
5 Kipperfahrten à 30,- Mark	= 150,- Mark
Speisen und Getränke	= 50,- Mark
Summe:	1000,- Mark

für 5000 ungeputzte Mauerziegel d.h. 20 Pfennige pro Stück (meine Arbeit nicht gerechnet).

Das war der damalige Katalogpreis für neue Mauerziegel. Für das Steineputzen konnten aus Kostengründen nur im Ausnahmefall Lohnarbeiter eingesetzt werden, denn die Kellersteine ließen sich nur sehr schwer vom anhaftenden Mörtel befreien. Die Magdeburger Bauleute des ausgehenden 19. Jahrhunderts hatten Lehm unter den Kalkmörtel gemischt, und dessen Reste hafteten am Stein wie eine klebrige Masse, die Span für Span abgehackt werden musste. Da hätte allein das Putzen noch mal 15 Pfennige pro Stein gekostet. Was war der Ausweg? Der Bauherr aktivierte alle Familienmitglieder und Freunde zu einer Art Steineputz-Parties und verbrachte selbst Abend für Abend mit der grässlichen Beschäftigung des Steineputzens.

Ein besonderer Glückszufall war die Zuweisung eines gerade enttrümmerten Grundstücks mit recht zufriedenstellender Ausbeute an Kellerwänden aus Ziegelmauerwerk. Das große Glück bestand darin, dass eine Brigade des VEB Enttrümmerung auf dem Nachbargrundstück dabei war, die Ruine eines viergeschossigen Wohnhauses abzubrechen. Die Männer der Enttrümmerung und unsere "Wuchter" kannten sich gut, und die Liebe zum Alkohol war beiderseits identisch. Mit einer Pulle Schluck rückten wir nach Feierabend in den noch besetzten Bauwagen ein und besiegelten damit einen für uns sehr vorteilhaften Vertrag auf Gegenseitigkeit. Für jeden Mauerziegel, den die Enttrümmerer auf unserem "Bergbau-Grundstück" ablegten, wurde ein Gegenwert von zehn Pfennigen festgelegt. Hei, waren da die Jungen fleißig! Es fiel niemandem auf, dass von den etwa 150.000 in der Ruine steckenden Mauerziegeln etwa 5000 nicht auf dem Sammelplatz des VEB Enttrümmerung ankamen. Bezahlt wurde Zug um Zug, und während dieser Zeit waren die Kameraden vom VEB Enttrümmerung abends immer "im Tee". Das war unzweifelhaft eine kriminelle Handlung, aber weit und breit fand sich kein Kläger. Der zuständige Bereichsmeister nahm freudig an den derart finanzierten Trinkfestspielen teil. Wie hart die Staatsanwaltschaft in Folge der Anzeige selbst geringfügiger "Entfremdungen" von Baumaterialien vorging, mag das Erlebnis eines bekannten Ehepaares aus diesen Tagen illustrieren. Die Leute bauten am Barleber See eine Datsche. Die Wände wurden an einem Sonntag geputzt, und dem Putzer ging der Kalk aus. Woher aber am Sonntag einen Sack Kalk beschaffen? Der Putzer wusste Rat. Sein Baubetrieb hatte am Freitag davor in der Magdeburger Innenstadt eine Baustelle beräumt. Da das Abtransportieren irgendwelcher noch brauchbarer Baustoffreste sehr aufwendig ist, bestand die eigentliche Beräumung darin, dass mit einem Bulldozer Erde über den Schutt und die Materialrückstände geschoben wurde. Der Putzer hatte gesehen, dass unter den verbuddelten Überresten auch zwei Säcke Kalk waren. Der Bekannte setzt sich ins Auto, fährt zu der beräumten Baustelle, gräbt die Kalksäcke aus und ... innerhalb der ersten halben Stunde nach Rückkehr zu seiner Baustelle war die Kriminalpolizei am Ort. Gerufen wurde sie durch einen Bürger, der dem Akt des „Diebstahl“ zugeschaut hatte. Ein Ermittlungsverfahren wegen Diebstahl von Volkseigentum wurde eröffnet. Dass es nicht zu einem Gerichtsverfahren kam und der Untersuchungsrichter nur eine "freiwillige" Geldstrafe von mehreren hundert Mark verhängte war wohl nur der Tatsache zu verdanken, dass der Bekannte nicht auf irgendeiner politischen Abschussliste stand oder der Untersuchungsrichter sich aus purer Bequemlichkeit den Schreibkram der Verfahrenseröffnung ersparen wollte. Eine Bilanz der von mir oder in meinem Namen während meiner Vorbereitungs- und Bauzeit begangenen Eigentumsdelikte soll einem späteren Kapitel vorbehalten bleiben. Alle blieben ungesühnt!

Im Mai und Juni liefen noch einige analoge bergbauliche Mauerziegel-Einsätze auf dem Hochschulgelände. Dann fanden sich noch andere Quellen beim Studium der "kleinen Anzeigen" in der Magdeburger Volkstimme. Intelligente private Besitzer von Abbruchobjekten wussten, wie Mauerziegel von allerlei

Bauwilligen gesucht wurden. Das konnten Laubenbauer in Gartenanlagen oder Datschenbauer oder auch solche Bürger sein, die an ihr Häuschen etwas anbauen wollten. Die Nachfrage war eben groß und dementsprechend groß auch die Chance, dass dem Anbieter die ganze Arbeit des Abbruches und der Schuttberäumung erspart blieb.

So wurden täglich die "kleinen Anzeigen" studiert und die einschlägigen Anbieter aufgesucht. Da gab es einen verfallenen Pferdestall, einen Kohlenschuppen, eine baufällige Grundstücksmauer. Hier mal 1000 Steine und dort auch mal 2000 Stück. Angenehm war dieses "Klein-Klein" in keinem Fall. Im Pferdestall lag noch der Mist von Jahren, im Kohlenschuppen musste erst eine Fuhre Kohlendreck beseitigt werden, und kaum einmal konnte man mit einem LKW direkt bis zur Abbruchstelle heranfahren. Trotzdem blieben die "Wuchter" von der Firma E.König unermüdlich. Von mir selbst zu sprechen erübrigt sich. Ich war immer an der vordersten Front mit dabei

Glücklicherweise fanden sich immer rechtzeitig Fachleute, die vor ungeeigneten Steinen warnten. So z.B. davor, daß das Mauerwerk eines Pferdestalles bis etwa Kniehöhe einen starken Ammoniak-Geruch ausströmt. In eine Hauswand eingebaut, würde er auf Jahre hinaus für Geruchsbelästigungen sorgen. Steine aus Schornstein-Mauerwerk mussten aussortiert werden, da sie „fettige“ Verbrennungsrückstände gespeichert haben. Diese arbeiten sich durch Putz und Tapete hindurch und machen schwarze Flecke. So erhielt ich eine wertvolle fachliche Ausbildung.

Ein echtes Schnäppchen waren rund 1000 Stück Betonhohlblocksteine die wir vom Stapel aufladen konnten. Für das Mauerwerk der Kellerwände geeignet bot jeder Hohlblock das Äquivalent von 4 Mauerziegeln. Das Steinesuchen wurde schon zu einer Art Manie. Mit dem Auto unterwegs hielten wir auf freier Straße an, um 2-3 oder auch mehr herumliegende Mauerziegel einzuladen.

In einem Brief an meine Mutter heißt es wörtlich:

„Mich plagt der Steine-Tick, d.h. wo ich Ziegelsteine sehe, überlege ich wie man sie (aus Trümmern) gewinnen und abtransportieren könnte.“

So erinnere ich mich an einen Tag, an dem ich mit dem Zug von einer Dienstreise nach Leipzig zurück kam und der Zug wie üblich an der „Klagemauer“ vor dem Einfahrtsignal des Magdeburger Hauptbahnhofes zum Stehen kam. Mein gelangweilter Blick streifte über das angrenzende Gelände und blieb plötzlich hängen. Da wurde eine Baracke mit Wänden aus Ziegelmauerwerk abgebrochen. Noch am gleichen Abend war ich am Ort des Geschehens. Es ließ sich ermitteln, dass dort nicht der VEB Enttrümmerung tätig war und der gesamte Schutt, einschließlich der wertvollen Ziegelsteine auf die Kippe gefahren werden sollte. Das war am Donnerstag. Am Samstag hatte ich die Genehmigung, beliebig viele Mauerziegel zu bergen und abzufahren. Das taten wir am Wochenende.

In Magdeburg wurden Straßenbahngleise erneuert und dabei das Kopfsteinpflaster im Gleisbett durch Betonplatten ersetzt. Berge von Pflastersteinen lagen an den Bauabschnitten, und wieder war es Lothar, der mir deren Verwendbarkeit für die Herstellung der Streifenfundamente unter den Kellerwänden erläuterte. Nicht nur das. Er wusste auch, dass man diese unverwüstlichen Granitquader ohne Vorlage einer Bezugserlaubnis kaufen konnte, die Tonne für 15,- Mark. So kaufte ich 20 Tonnen mit dem riesigen Vorteil, dass die Anlieferung im Preis enthalten war. Die Anfuhr erfolgte auf Kipphanhängern der Landwirtschaft, jeweils 2 Stück von einem Traktor gezogen. So einen Lastzug in das Grundstück zu dirigieren war eine glatte Unmöglichkeit. Zumindest behauptete das der im Rangieren der Hänger wenig erfahrene Traktorist. Also kippte er seine Last gegenüber dem Grundstück auf den unbefestigten Sommerweg. Wie viele Stunden ich brauchte, um das Zeug mit der Schiebekarre an einen angemessenen Platz im Grundstück zu transportieren und dort platzsparend aufzustapeln, weiß ich nicht mehr. Es war eine Knochenarbeit ohne Gleichen, die sich ausschließlich in den Abendstunden abspielen musste. Aus Sicherheitsgründen konnte nicht bis zum Wochenende gewartet werden. Sicherheit für den Straßenverkehr und Sicherheit für den Eigentumserhalt. Die Arbeit war nach vier Tagen geschafft, und ich hatte mich, aus welchem Grunde auch immer für kurze Zeit vom Grundstück entfernt, da sah ich zurückkehrend wieder das Gespann stehen, gerade beim Abkippen der nächsten Ladung. Der Auffassung des Traktoristen hatte ich logisch nichts entgegenzusetzen:

„Chef, sie brauchen doch bestimmt noch Steine. In einer Stunde bringe ich noch 'ne Ladung, dann geben sie mir 50 Mark und die Sache ist geritzt.“

Der Grund dieser preiswerten Service-Leistung? Ein reines Entfernungsproblem. Der Traktor nebst Anhängern war in Diesdorf nur wenige hundert Meter von meiner Baustelle entfernt stationiert, und der Fahrer wollte sich zum Feierabend den Umweg über die Pflastersteinsammelstelle ersparen. Zeit gespart und noch 50 Mark auf die Hand, das war doch ein Geschäft.

Das war eine Zeit, als Schalck-Golodkowski noch nicht dahintergestiegen war, dass man Granit-Pflastersteine für harte Währung nach Westdeutschland verschachern konnte. Die Tonne für 10 Westmark. Bei späteren Gleiserneuerungen der Magdeburger Straßenbahn wurden die aufgenommenen Granitquader bis zum Abtransport in die BRD scharf bewacht.

Eines Tages bot mir ein Maurer aus Olvenstedt 1500 neue Mauerziegel zum Preis von 300 Mark an, und selbstredend ging ich auf den Handel ein. Es war wieder eine transportschwache Periode, d.h. die

Anhaltermasche litt unter extremem Mangel an LKW-Angebot. So blieb im Augenblick nur der Einsatz des Trabi mit dem Anhänger (Klaufix genannt) dahinter. Dreißig Steine auf die Ladefläche des Trabi-Kombi plus 80 Steine in den Klaufix. Von Olvenstedt zum Emdener Weg war es nicht weit, und im Schritt-Tempo wurde Ladung für Ladung zum Baugrundstück gebracht.

Bei der Besichtigung der Mauerziegel fiel mir auf, dass es sich um optisch sehr unterschiedliche Qualitäten handelte. Auf meine Frage nach dem Grund dieser offensichtlichen Unterschiede erhielt ich vom Verkäufer keine Antwort. Viel später erfuhr ich, dass der Mann mit einer stabilen ledernen Aktentasche - darin die Tagesverpflegung - zur Arbeit fuhr und Tag für Tag den nahrhaften Inhalt gegen zwei Ziegelsteine austauschte. Gekauft also hatte ich das Ergebnis der Kleinstdiebstähle von 750 Arbeitstagen.

Die Mauerziegelschlacht des Jahres 1970 endete lange vor der Erreichung des Äquivalents von dreißigtausend Stück dadurch, dass Lothar mir eine Bescheinigung der Bauabteilung der Technischen Hochschule beschaffte. Aus dieser ging amtlich besiegelt hervor, dass die noch fehlenden Mengen auf dem Gelände der TH aus Kellerwänden gewonnen werden können. Der Herr Thomas von der Staatlichen Bauaufsicht schaute sich das Baustofflager auf dem Grundstück Emdener Weg 3 an und erklärte die Bedingung „Ziegelsteine“ für die Erteilung einer Baugenehmigung als erfüllt. Eine kleine Gegenleistung für das an ihn abgezweigte Schaumpolystyrol.

Gerade zur Zeit dieses „Ziegelsteinfeldzuges“ befand sich das unlängst abgebrannte und im Jahre 2000 weggeräumte Magdeburger Kühlhaus in Rekonstruktion. Dort hatte ich berufliche Aufgaben zu erfüllen. Da gab es umfangreiche Abbrucharbeiten, und es wurde viel Bauschutt zur Kippe gefahren. Der Versuch, dort Ziegelsteine zu gewinnen, schlug gründlich fehl. Beim Aufmauern der Wände war dem Mörtel anomal viel Zement beigemischt worden, so dass das Mauerwerk wie ein Monolith reagierte. Beim Umwerfen der Wände verliefen die Bruchlinien nicht etwa längs der Fugen, sondern quer durch die Ziegelsteine. Letztere erwiesen sich als „unputzbar“ und wanderten leider komplett auf der Kippe. Mit tränenden Augen musste ich zusehen, wie tausende bester und weder aus staatlich geplanten Beständen, noch aus dem Bevölkerungsbedarf stammender Ziegelsteine bester Qualität als Schutt abtransportiert wurden.

Einen geringen – Ziegelsteine und Zement sparenden – Nutzen brachte die Kühlhausrekonstruktion dennoch. Lothar der Baupraktiker machte mir klar:

„Für die Streifenfundamente unter den Kellerwänden kannst du Betonbruch verwenden. Du sparst dadurch das entsprechende Volumen an Kies und Zement.“

Betonbruch wurde im Regelfall nach der Müllkippe an der Berliner Chaussee gefahren. Entfernung ungefähr 5-6 Kilometer. Vom Kühlhaus zu unserer Baustelle waren es nur 3 Kilometer. Die Kipperfahrer hatten nichts dagegen, die kürzere Strecke zu fahren und luden mir kostenlos einige Kubikmeter Betonbruch auf dem Grundstück Emdener Weg 3 ab. Das waren einmal Materialfahren ohne kleinkriminellen Hintergrund.

Das Erscheinungsbild des Grundstückes hat aber durch diesen Schutthaufen keineswegs gewonnen. Aus dem Garten war eine Trümmerwüste geworden. Sie hatte viel Ähnlichkeit mit Flurstücken Magdeburgs nach dem großen Bombenangriff.

Noch ein Satz aus dem Brief meiner Frau vom 15. Oktober 1970 an meine Mutter:

„Wir wollen allerdings noch vor Einbruch des Frostes neue Steine bergen, denn wir brauchen noch 20.000 Stück.“

Das ist ein langes Unterkapitel geworden. Das war aber auch der längste Tunnel durch den Reisberg zum Schlaraffenland. Zu dem Zeitpunkt, als die erste Kontrolle der Staatlichen Bauaufsicht stattfand, war am Ende des Ziegelsteintunnels noch lange kein Licht zu sehen. Die Ziegelschlacht ging weiter bis in das Frühjahr 1971 hinein. Nur wer in seinem Leben eigenhändig viele tausend Mauerziegel gebrochen und geputzt hat, kann ermessen, wie viel Schweiß geflossen ist und wie viel körperliche Leistung in das Unternehmen gesteckt wurde. Der Bauherr stand dabei immer an vorderster Front.

Zement

Meine Frau schrieb am 2. April 1970 in einem Brief an ihre Schwiegermutter:

„Das Bauvorhaben geht nur langsam voran. Zur Zeit hängt alles von der Bescheinigung für Zement ab, und das ist wohl das größte Problem. Zement gibt es wohl, aber nicht offiziell. Aber ohne eine offizielle Bescheinigung über den Erwerb des Zements gibt es eben keine Baugenehmigung.“

Logisch?

Zu dieser Zeit gab es in Magdeburg wie sicher auch in anderen Städten eine Filiale des VEB Baustoffversorgung, deren Aufgabe es war, den freien Verkauf von Baumaterialien aller Art an die Bevölkerung zu realisieren. Das Sortiment war breit gefächert aber gleichzeitig das Angebot sehr lückenhaft. Zu den notorischen Engpasswaren gehörte der Zement, ohne den ein moderner Hausbau nicht über die Runden kommt. Hin und wieder in ganz und gar unregelmäßigen Intervallen rollte ein mit Zementsäcken beladener LKW in den Hof dieser Handelseinrichtung, und es wurden dann pro Person 3 Sack davon verkauft bis die Ladefläche leer war. LKW mit mehr als 5 Tonnen Ladefähigkeit waren an diesen Lieferungen nicht beteiligt, und bei 50 kg pro Sack konnten aus einer Lieferung höchstens 33 Personen befriedigt werden.

So kam man denn an das Pro-Kopf-Limit ganz legal nur heran, wenn man zufällig der Anfuhr beiwohnte und sich nicht weiter hinten als an dreiunddreißigster Stelle in die Warteschlange einordnen konnte. Weniger legal war ein gänzlich undurchschaubar strukturiertes Netz von Nachrichtenkanälen, über welches Insider im Voraus den ungefähren Lieferzeitpunkt erfahren konnten. So konnte es denn sein, dass die Warteschlange bei Einfahrt des Lieferfahrzeuges bereits komplett war. Da es in der DDR keine Arbeitslosen gab und es sich bei den Wartenden stets um Männer im besten Alter handelte, gingen viele dieser Wartestunden der sozialistischen Wirtschaft an Arbeitszeit verloren. Das Fahrzeug kam ja nicht zu einer festgelegten Tageszeit, und die Vorwarnung lautete nur: „Im Laufe des Tages kommt Zement.“

Wer also einen Bedarf an diesem wichtigen Bindemittel hatte, versuchte sich auf den verschlungensten Wegen in das Informationssystem einzuklinken und dahingehend vorzuarbeiten, dass ein zeitweises Verlassen der Arbeitsstelle nicht zu irgendwelchen Komplikationen führen konnte. Brauchte der Bedarfsträger mehr als 3 Sack, dann musste er Kollegen mobilisieren die dann rechtzeitig mit in der Warteschlange standen. So war 1970 und so manches Jahr davor und danach die Lage.

In meinem Kollegenkreis hatte sich herumgesprochen, dass ich mich mit Baugedanken befasste. Das war für den wohlgesonnenen Kollegenkreis Anlass genug, sich über die im Zusammenhang damit auftretenden Beschaffungsprobleme Gedanken zu machen. Die erteilte Auflage **„nicht aus dem Bevölkerungsbedarf“** hatte sich allerdings noch nicht herumgesprochen. Und so kam es denn, dass eines Morgens kurz nach Arbeitsbeginn ein Kollege in mein Zimmer gestürzt kam und verkündete:

„Eben hat mich meine Frau angerufen. Eine Freundin von ihr arbeitet im VEB Baustoffversorgung und die hat erfahren, dass der Baustoffhandel am Schleinufer heute mindestens zwei LKW-Ladungen Zement bekommt.“

Meine Antwort:

„Kannste vergessen, das ist Bevölkerungsbedarf. Kann ich beim Nachweis der Materialdecke gar nicht vorzeigen,“ wurde überhaupt nicht zur Kenntnis genommen.

„Bist du blöd? Du brauchst doch sowieso mehr Zement als du nachweisen musst. Noch dazu ist der Abteilungsleiter auf Dienstreise und der Direktor auch unterwegs.“

Das war glatte Erpressung in meinem Sinne. Nach einer Zimmerbegehung in den Grenzen meiner Abteilung standen für den Einsatz zur Verfügung:

- 3 Stück Trabant Kombi
- 1 Stück Wartburg Tourist
- 2 Stück Klaufix
- 7 Personen

und das macht 21 Sack Zement gleich 1050 Kilo, mehr als eine Tonne.

Die so gebildete Zementbeschaffungsbrigade verließ das Institutsgebäude grüppchenweise ganz unauffällig (es war sowieso niemand anwesend, der etwas dagegen hatte), und man traf sich in der Wartegemeinschaft auf dem Hof des Baustoffhandels. Es grenzte an ein Wunder, dass vor uns in der Schlange keine 10 Mann standen.

Die Wartezeit war kurz - kaum mehr als 2 Stunden - wir erhielten die Zuteilung von 3 Sack pro Kopf, und die Wartezeit hatte ausgereicht, um zwischendurch noch das Problem der Lagerung zu lösen. Von der Straße bis zur Gartenlaube auf meinem Baugrundstück betrug die Entfernung immerhin 45 Meter, und die Schlepperei über eine derart lange Strecke wurde nicht in Erwägung gezogen. In der Urzelle des Instituts auf dem Magdeburger Fruchthof gab es ungenutzte Kellerräume, und die wurden als Zwischenlager aktiviert. Der Keller war nicht immer trocken, d.h. hin und wieder bei starken Regenfällen gab es Wassereinbrüche, die blieben aber glücklicherweise während der nächsten Monate aus. Da in dem Keller Umbauarbeiten stattfanden, waren die Zementsäcke kein betriebsfremder Gegenstand, und sie lagerten ungestört bis zum Abtransport im Sommer.

Mit einem Umtrunk endete dieser Solidaritätseinsatz. Während der gesetzlichen Arbeitszeit noch einmal ins Institut zurückzukehren, das lohnte sich nicht mehr.

Eine Tonne Zement zu besitzen, das war ein glatter Reichtum. Was hätte man dafür alles eintauschen können! Dennoch, im Augenblick gab es keinen greifbaren Nutzen. Der Zement "weder aus staatlich geplanten Beständen noch aus dem Bevölkerungsbedarf" musste ran. Erneut machte sich die Abzweigung von Schaumpolystyrol bezahlt. Herr Thomas von der Staatlichen Bauaufsicht hatte sein Ohr dicht am Baugeschehen der Stadt Magdeburg. Er wusste, dass die Fortschritte auf den geplanten Baustellen der Stadt durch Schlechtwetter nicht dem geplanten Ablauf entsprachen. Demzufolge lag der Verbrauch an Baustoffen unter dem Verbrauchs-Plansoll, während die wetterunabhängigen Baustoffproduzenten - z.B. die Zementindustrie - sich bemühten, das Plansoll zu überbieten.

Bei solcher Organisation der Materialströme musste zwangsläufig irgendwo ein Stau entstehen. Die Zementtransporte rollten gen Magdeburg, und die verfügbaren wettersicheren Lagerflächen füllten sich bis unters Dach. Herr Thomas wusste, dass irgendwann in den nächsten Tagen "freie Spitzen" abgesetzt werden mussten, um die ankommenden Wagons entladen zu können. Standzeiten von Bahnwagons über Limit durch Verschulden des Ladungsempfängers wurden durch hohe Strafgeelder geahndet.

Eine Möglichkeit, die Transporte von den Zementfabriken zu stoppen, gab es nicht: **Plan ist Plan!**

So erhielt ich einen Namen und dazu eine private Telefonnummer mit dem Hinweis, diesen Mann zu kontaktieren und dort den Bedarf (fünf Tonnen Zement) anzumelden.

In den Abendstunden des gleichen Tages rief ich den Mann an und erhielt die Direktive, sofort bei ihm zu erscheinen. Er wohnte nur wenige hundert Meter von unserer Wohnung entfernt.

Das Gespräch war einseitig und kurz:

“Sehen sie zu, dass sie in den nächsten Tagen abends immer zu Hause sind. Wenn Zement abgegeben wird, rufe ich sie abends an, und dann müssen sie am darauf folgenden Tag mit einem LKW und Ladepersonal im Baustofflager Saalestraße aufkreuzen. vier Tonnen gehen klar.

Zweihundert Mark.”

Es dauerte einige Millisekunden bis ich begriff, dass nicht der Zement 200 Mark kostet, sondern die soeben erhaltene Auskunft. Eine unmissverständliche Handbewegung löste bei mir den Reflex des Griffes zur Brieftasche aus.

Und nun wieder dieses leidige Transportproblem. Auf dem Sektor hatte ich ja schon einiges gelernt, aber die neue Aufgabe war ein Gordischer Knoten, den auch Alexander der Große mit seinem Schwert nicht gelöst hätte. Wann? Morgen, übermorgen oder überübermorgen oder noch später muss um die Mittagszeit ein LKW in der Saalestraße bereitstehen und 2-3 Mann zum Laden müssen auch da sein. Letzte Hoffnung ein früherer Arbeitskollege - Heinz - der sich schon 1953 mit einem Opel P4 “Verschnitt” (Pick-up würde man heute sagen) selbständig gemacht hatte und im Jahre 1970 über drei ziemlich neue LKW verfügte. Er hatte vielleicht gerade eine unvollkommene Auslastung seines Fahrzeugparks oder eher noch Mitleid mit mir als er tätige Hilfe versprach.

Der Anruf des Baustofflagerleiters kam zwei Tage später, Heinz stellte den LKW und ich konnte zwei Kollegen aus dem Institut dazu bewegen, zusammen mit mir das Ladepersonal zu bilden. Hundert Sack Zement waren zu dieser Zeit ein Reichtum ohne Gleichen. Da der Sack nur 3,50 Mark kostete war das geldlich kein Vermögen, aber zwischen dem Erwerb des Zements und dem Verbrauch beim geplanten - ich betone “geplanten” - Bau des Hauses lag ein unbestimmter Zeitraum. Ein halbes Jahr ? Ein ganzes Jahr ? Wer konnte es wissen. Zement reagiert bekanntlich mit Wasser und wird dadurch zu Stein, d.h. entweder zum Bestandteil eines Bauelementes oder aber unwiederbringlich zu Schutt oder Müll. Daher musste zwischendurch noch das Problem der trockenen Lagerung gelöst werden.

Glücklicherweise war in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre in der DDR die Produktion von Polyethylenfolie angelaufen. Unser Institut gehörte zu den Forschungseinrichtungen, in denen der Einsatz dieses wasser- und wasserdampfdichten Materials erprobt wurde. Da gab es eine ganz schwere Qualität 0,3 mm dick in Bahnen von 2 Meter Breite, und nahe meinem Arbeitsplatz im Institut stand eine Rolle dieses Materials - sicherlich 100 Meter darauf oder mehr. Es hat die Erfolge der angewandten Forschung in der Lebensmittelindustrie nicht fühlbar negativ beeinflusst, dass etwa 15 laufende Meter dieses Materials für die Werterhaltung von 5 Tonnen Zement nutzbar gemacht und derart der Anwendung im Lebensmittelbereich entzogen wurden. Die mit diesem Übergang verbundene Ausgliederung aus dem Volkseigentum und Aufnahme in eine persönliche Nutzung sollte nicht zu streng bewertet werden. Wir haben seinerzeit nicht geklaut sondern organisiert.

Mit der Folie wurde die vorhandene Gartenlaube ausgekleidet, die Zementsäcke eingestapelt und das Ganze so ziemlich luftdicht verschlossen. Das geschah im April 1970. Der letzte Sack Zement aus dieser Lieferung wurde im Oktober des Jahres verbraucht und zeigte keinerlei Verderberscheinungen.

Stahlträger für die Kellerdecke

Wenn sich ein Häuslebauer heute überhaupt einen Kopf über das Wie und Woher der Materialbeschaffung für die Kellerdecke machen muss, dann schaut er in die Gelben Seiten oder ins Internet, sucht Betonwerke heraus, informiert sich über die Lieferbarkeit von Deckenelementen, gibt per Telefon die gewünschten Abmessungen durch und lässt sich Angebote unterbreiten. Der preiswerteste Lieferer wird ausgewählt, der Auftrag "hingefaxt", und nach einigen Tagen rollt ein LKW mit Ladekran und stapelt die Elemente entweder auf dem Bauplatz oder legt sie gleich auf die fertigen Kellerwände. Für den Bauherren ein Zeitaufwand von wenig mehr als einer Stunde. So einfach ist das heute. Damals war es ganz anders. Daher kann auch dieses Kapitel einige Seiten dieses Berichtes füllen.

Fertige Deckenelemente gab es 1970 in der DDR für private Bedarfsträger nicht zu kaufen. Eine mit Moniereisen bewehrte Ortbetondecke kam wegen Mangel an Schalung und Teleskopstützen nicht in Frage. So blieb nur die sogenannte "schiefe Kappe" für die als tragende Elemente mindestens Doppel-T-Träger NP16, im Abstand von 1 Meter verlegt, benötigt wurden. Bei der geplanten Grundfläche des Hauses von rund 90 Quadratmeter waren das rund 90 laufende Meter dieser Walzstahlposition.

Walzstahl dieser Kategorie „nicht aus staatlich geplanten Beständen und auch nicht aus Bevölkerungsbedarf“ war bestenfalls aus "Überplanbeständen" zu bekommen. Das war damals eine Art Zauberwort und gelegentlich auch eine Quelle gewaltiger Materialströme.

Da gab es in der DDR die Wochenzeitung "Die Wirtschaft" mit einer periodisch erscheinenden Beilage, deren Inhalt aus Inseraten und Auflistungen über die verschiedensten Materialien bestand. Es handelte sich da um Überplanbestände, d.h. Materialien, die im Rahmen der geplanten Wirtschaftstätigkeit nicht mehr gebraucht wurden.

In Erinnerung ist mir ein besonders krasses Beispiel der Entstehung eines Überplanbestandes, erlebt und erzählt von meinem Schwager Helmut, seines Zeichens damals Leiter der Materialversorgung in einem Bergbaubetrieb.

Hier sein Bericht:

"Geplant und zur Bilanzierung angemeldet wurden nahtlos gezogene Stahlrohre in verschiedenen Abmessungen. Beim Ausschreiben der Anforderung für eine dieser Positionen unterliefen dem Materialplaner gleich zwei Schreibfehler. Zum einen wurde der Innendurchmesser vertippt, zum anderen die Codenummer der Stahlqualität falsch eingesetzt.

An Stelle dünnwandiger Rohre aus Normalstahl lautete die Anforderung nun auf extrem dickwandige Rohre aus einem hochwertigen Spezialstahl. Ein derartiges Produkt - es handelte sich immerhin um 10 Tonnen - wurde weder in der DDR noch in der Sowjetunion noch in einem anderen sozialistischen Land hergestellt. In der Materialplanung des Ministeriums für Bergbau fiel dem Bearbeiter der exotische Charakter der Anforderung nicht auf. Da der anfordernde Betrieb in erheblichem Umfang Bergbauprodukte in westliche Länder exportierte, hatte er grundsätzlich einen Anspruch auf gewisse Importe aus D-Mark- oder Dollar-Ländern, soweit diese zur Aufrechterhaltung des Betriebes unerlässlich waren. Daher wurde die Anforderung an den einschlägigen Außenhandelsbetrieb (AHB) weitergeleitet.

Zu dieser Zeit war gerade ein neues Handelsabkommen zwischen DDR und Frankreich abgeschlossen worden, und die Recherchen der Außenhändler richteten sich auf Angebote der französischen Seite. Sie wurden fündig. Durchmesser und geforderte Stahlgüte stimmten, aber niemandem fiel auf, dass da nicht etwa Rohre zum Fortleiten von Flüssigkeiten oder Gasen angeboten wurden, sondern Rohlinge für Hohlwellen, die vor allem im Kraftfahrzeug- und Werkzeugmaschinenbau benötigt wurden. Dementsprechend exotisch war der Preis.

Das Importgeschäft nahm seinen Lauf im üblichen Schneckentempo.

Das neue Planjahr brach an, und die tatsächlich benötigte Rohrdimension fehlte im Materiallager des Betriebes. Da es sich dabei nicht um eine Engpassposition handelte, konnte diese Lücke leicht ausgefüllt werden. Niemand kam dabei aber auf die Idee (oder wollte nicht auf die Idee kommen), dass da noch eine falsche Anforderung unterwegs war. Die galt ja als verschollen.

Nach etwa 2 Jahren rollte, von niemandem erwartet, ein Lastzug aus Frankreich auf den Hof des Materiallagers. Die Import- und Lieferpapiere waren ohne Fehl und Tadel, die Empfängeranschrift stimmte, und so wurde die Lieferung nicht benötigter aber extrem teurer Spezialrohre entladen und eingelagert. Dort ruhte sie lange ungestört.

Wiederum ein halbes Jahr später landete die Rechnung des Außenhandelsbetriebes auf dem Schreibtisch meines Schwagers. Der stutzte, durchforstete die Anforderungen des drittletzten Planjahres und fand den Fehler.

In seiner Leitungsposition stand er hoch genug, um diesen Lapsus unter den Teppich kehren zu können.

Zehn Tonnen Rohre vom Durchmesser 60/30 mm aus hochlegiertem Cr/Ni/Mn-Stahl wurden als Überplanbestand in "Die Wirtschaft" angeboten. Ob er sie losgeworden ist, weiß ich nicht. Vielleicht wurden sie ein Jahr später als "nicht nutzbarer Überplanbestand" der VHZ Schrott zum Einschmelzen überantwortet."

Mit größter Sorgfalt studierte ich nun jede Ausgabe der Zeitung "Die Wirtschaft" in der Hoffnung, einmal einen Überplanbestand an Walzprofilen I NP16 oder größer vorzufinden. Ohne Erfolg: Wenn derart gängige Profile wirklich einmal überzählig waren, dann gab es in deren Umgebung sicher genug Insider-Interessenten, so dass ein Inserat mit dem Angebot als Überplanbestand gar nicht in Erwägung gezogen wurde.

Die VHZ (Volkseigene Handelszentrale) Schrott in Gerwisch bei Magdeburg war ein weiteres Ziel meiner Hoffnungen. Der Besuch dort konnte selbstverständlich nur während der gesetzlichen Arbeitszeit stattfinden - meiner und der VHZ.

Der Pförtner verwies mich unwirsch zu einem Gebäude, wo am Anfang eines langen Korridors ein Fenster mit "Klappe" die Bezeichnung "Anmeldung" trug. Während ich mein Verslein vortrug veränderte sich der Gesichtsausdruck des Mannes hinter der Klappe auffällig. Er sah mich mit dem Ausdruck des Erstaunens an der nicht ausgeprägter hätte sein können, wenn eine Giraffe ihren Kopf durch die Klappe geschoben hätte. *"Was woll'n se? 90 Meter Doppel-T 16 oder jrößer? Hawe ich richtch gehört? Das könn'se sich abschminken, da brauchen'se Jahre zu."*

Es ging ja nicht um 90 Meter in beliebigen Längen. 10 Stück à 4,50 m, 10 Stück à 3,5 m und diverses Kleinzeug. So ein Sortiment aus dem Schrott zu klauben konnte wohl ein Geschäft von Jahren sein. Dennoch wollte ich selbst ergründen, was denn auf dem riesigen Schrottplatz abließ. Einige Truppen von jeweils 3-4 Mann fielen mir sofort auf. Sie gehörten, nach der Kleidung zu urteilen, nicht zum Personal der VHZ. Zu jedem Trupp gehörte ein Autogen-Brennschneidgerät mit Sauerstoff und "Atze"-Flaschen sowie ein LKW. Da wurde freigeräumt, gebrannt und aufgeladen. Sicher fanden die auch mal einen I NP16 oder größer, aber Stücke in meinen Wunschabmessungen waren wohl der Wahrscheinlichkeit nach einem Lotteriegewinn gleichzusetzen. Außerdem hätte ich während der gesetzlichen Arbeitszeit - noch dazu auf gut Glück ohne Erfolgsgarantie - so viele Helfer plus Schneidgerät plus LKW niemals aufbieten können. Der Besuch bei der VHZ Schrott blieb also eine weitere Luftnummer.

Wenn ich nun behaupten kann, eine Lösung des Problems ganz ohne fremde Hilfe gefunden zu haben, dann muss auf ungewöhnliche Beziehungen verwiesen werden, deren Schaffung im Kapitel "Schaumpolystyrol" behandelt ist. Das kam so:

In der Lübecker Straße zu Magdeburg wurden die Straßenbahngleise erneuert. Dabei fielen die Pflastersteine an, von denen im Kapitel "Steine" berichtet wird. Ihretwegen trieb ich mich wiederholt im Bereich des Gleisbaues herum. Da fiel mir auf, dass zwischen den stark verschlissenen Altschienen auch Teilstücke in neuwertigem Zustand ausgebaut und dem Schrottaufkommen zugeordnet wurden. Mein Freund Lothar, der Bauingenieur, hatte mich zwar darüber aufgeklärt, dass ausgemusterte Bahn- und Straßenbahnschienen als Deckenträger für Bauwerke nicht zugelassen sind. Trotzdem ließ mich nach dem Debakel bei der VHZ Schrott in Gerwisch der Gedanke nicht los, dass sich da ein Ausweg finden ließe. Der Meister der Gleisbaubrigade zeigte sich aufgeschlossen. Meine Bedarfsliste mit den gewünschten Längenangaben und Stückzahlen brachte ihn überhaupt nicht aus der Ruhe:

„Die schneiden wir ihnen zu und garantiert aus brandneuen Schienenabschnitten.“

Eine Zusage solcher Art bezahlte man erfahrungsgemäß mit einem "Roten" - sprich einem 50 Mark-Schein. Das tat ich also, und des Meisters Augen glänzten. So bat ich ihn, mir ein 20 cm langes Probestück abtrennen zu lassen. Der Wunsch wurde umgehend erfüllt. Der Brenner wurde mit einem weiteren, etwas kleineren Schein, angefüllt. Ich würde ihn noch brauchen.

Meine Beschaffungsgedanken gingen inzwischen schon wieder längs der verschlungenen Wege, durch deren Labyrinth die Datschenbauer der DDR zu ihren spektakulären Erfolgen kamen.

"Der Thomas von der Staatlichen Bauaufsicht", so philosophierte ich, "ist doch durch den ihm erwiesenen Gefallen schon auf mich programmiert. Sollte man ihn nicht zu einer Sondergenehmigung verführen können?"

Die Tragfähigkeit neuer Straßenbahnschienen übertraf die Festigkeitsansprüche für die prognostizierte Kellerdecke um das Ziffache, und mit der Sondergenehmigung würde Herr Thomas gar kein Risiko eingehen. Es wäre nur eine Abweichung von einer dogmatischen Festlegung. Das Muster legte ich ihm noch am gleichen Tag auf seinen bauaufsichtlichen Schreibtisch und hielt ihm sinngemäß folgende Rede:

"Neue Straßenbahnschienen ohne jegliche Verschleißerscheinungen kann ich von der Lübecker Straße als kompletten Trägersatz auf Maß geschnitten über die VHZ Schrott beziehen. Ich garantiere schriftlich, dass alle Träger qualitativ dem vorgestellten Muster entsprechen. Das Widerstandsmoment des Schienenquerschnittes liegt um das x-fache höher als das eines I NP 16.

Mein Vorschlag: ich lege Ihnen die Rechnung der VHZ Schrott vor und sie registrieren die Position Kellerdeckenträger als erfüllt. Alles andere geht auf mein Risiko."

Als völlig unbescholtener Mitarbeiter der Behörde hätte der Mann überhaupt keinen Anlass gesehen, eine

derartige Abweichung von seinen Vorschriften zu dulden und sogar noch zu fördern. Zwischen ihm und mir lag aber ein gewisses Spannungsfeld, dessen Existenz ungewöhnliche Entscheidungen denkbar erscheinen ließ.

In einem Brief an meine Mutter aus dieser Zeit berichtet meine Frau so ganz und gar unschuldig:
„Heute war der Herr von der Staatlichen Bauaufsicht bei uns. Wir haben uns bei einem Kaffee nett unterhalten. Es ist doch schön, wenn man mit der Behörde guten Kontakt hat.“

Ich hatte richtig gepokert. Der Vorschlag wurde angenommen. Auf meine Gefälligkeit in Form der Lieferung von Schaumpolystyrol musste ich nicht hinweisen. Man verstand sich.

Es war inzwischen Mai geworden, und es war ein heißer Mai im Jahre 1970. Der Meister der Gleisbaubrigade hatte meinen Auftrag erfüllt. Fünfundzwanzig exakt auf Länge geschnittene Schienenstücke exzellenter Qualität mit einem Gesamtgewicht von rund 7500 kg lagen sauber gestapelt und gut getarnt auf einem Trümmergrundstück in der Alexanderstraße, einer Nebenstraße der Lübecker. Nun zerbrach ich mir den Kopf, wie denn diese Stahlmassen die vier Kilometer Luftlinie bis zum Emdener Weg überwinden könnten. Im Institut gab es gerade zu dieser Zeit erheblichen Stress mit dem Abschluss einer Forschungsaufgabe, und so ließ ich dank unüberwindbarer Zwänge die Bauvorbereitungen etwas schleifen. Leichtsinnigerweise schob ich auch den Trägertransport vor mir her. Hin und wieder schaute ich nach meinem stählernen "Eigentum", und einmal erwischte mich dabei der Meister der Gleisbauer. Er warnte mich:

“Wir sind hier so gut wie fertig und setzen morgen nach Sudenburg um. Morgen Abend dürfen hier keine Schienen mehr liegen. Spätestens übermorgen früh müsste ich ihre Träger zum Schrotthandel fahren.”

Er hätte mir das gar nicht sagen müssen. Sein Geld hatte er bekommen, der Brenner auch, und der "krumme" Teil der Aktion, der Übergang der Schienen von Volkseigentum in Privatbesitz hatte ja noch nicht stattgefunden. Er hätte jegliches Risiko ausgeschlossen, wenn er mich hätte auflaufen lassen. Ich hätte die Stelle einige Tage später wieder besucht und festgestellt: Schienen weg, Meister weg, Geld weg! Aber nein, es gab eine erstaunliche Solidarität unter den Individuen der unteren Ebene der sozialistischen Gesellschaft. So eine Art Ehrenkodex derer, die von der vergesellschafteten Wirtschaft mit List und Pffiffigkeit das abspalteten, was für den Bedarf der Bürger nicht freiwillig hergegeben wurde.

Vierundzwanzig Stunden hatte ich nun Zeit, um den Transport zu organisieren. Erster Schritt: einen Tag Urlaub beantragen. Es war nicht das einzige mal während der Bauzeit, dass die Realisierung dringender staatlicher Aufgaben hinter den privaten Belangen zurückstehen musste. Immer ist es mir im letzten Augenblick gelungen, auch den Forderungen des Baues gerecht zu werden. Das vollzog sich dann unter Hochspannung. Glücklicherweise hatte ich in jüngeren Jahren die Fähigkeit, unter derartigem Zeitdruck nicht in Panik zu verfallen. Extrem konzentriert konnte ich auf das Ziel losmarschieren.

Das Hauptproblem bestand darin, dass außer einem LKW auch ein Kran sowohl zum Beladen als auch zum Entladen erforderlich war. Für eine Beladung von Hand mussten wenigsten 6 Mann zur Verfügung stehen. Die bekam ich während der gesetzlichen Arbeitszeit nicht auf die Beine. Nach dem bis damals erreichten Entwicklungsstand der DDR-Technik brauchte man zur Lösung dieser Aufgabe immer zwei voneinander unabhängige Geräte: LKW + Kran. Beide Geräte, sagen wir, zu 12.30 Uhr in die Alexanderstraße dirigieren und sie um 14 Uhr im Emdener Weg zur Entladung bereitzustellen, das war eine für den einfachen Bürger unlösbare Aufgabe. In den späten Abendstunden habe ich so etwas später einmal nach langer Vorbereitung geschafft. Unter dem jetzigen Zeitdruck war das aber nicht zu machen.

Den Rest des angebrochenen Tages verbrachte ich mit Suchfahrten nach allen mir bekannten Baustellen der Stadt, wo ein Autokran im Einsatz sein konnte. Kein Erfolg! Ein Traktorfahrer der LPG Diesdorf, mit einem ZT300 und zwei Seitenkippanhängern unterwegs, hätte mir am Abend liebend gern eine "Fuhre gemacht", aber wie sollten wir die Schienen aufladen, von denen die längsten etwa 375 kg wogen? Der erste Satz seiner Aussage nahm mir jegliche Hoffnung:, und doch kam von ihm die rettende Idee:

“In Machdeborch find’ste jetz’ kein’n Kranfahrer der uff de linke Tour jeht. Da ham se jrade een jeschnappt, un’ nu ham se alle rejatt Awwer haste noch nischt von’n LKW mit Ladekran jehört? Sowas brauch’ste.”

Gehört hatte ich schon aber gesehen noch nicht. Also kam meine Gegenfrage "uff machdeborchs":

“Weiße denn wo’s hier so was jibt?”

Er wusste!

“D'r Kraftverkehr in de Jroße Diesdorfer hat seit'n paar Tagen son'ne Dinger aus'n Westen.”

Das Klang gut, also hin zu der Fahrbereitschaft gegenüber vom Eingang des Westfriedhofes. Ganz unauffällig, wie ich meinte, drang ich in das Territorium ein und wurde sehr schnell und sehr unfreundlich gefragt, was ich denn hier zu suchen hätte. Eine passende Story hatte ich mir als Antwort auf die erwartete Frage bereitgelegt:

“In meinem Institut müssen ein paar schwere Geräte umgesetzt werden - vom Fruchthof nach dem Werder. Maximal 500 kg schwer. Es eilt! Versuche für einen Forschungsauftrag dürfen nicht tagelang unterbrochen werden. Ein LKW mit Ladekran würde das in 2-3 Stunden schaffen, vielleicht nach Feierabend.”

Dem Mann - er hatte offenbar etwas zu sagen in dem Betrieb - sah man den Stolz auf die neuen , aus dem Westen importieren Geräte aus den Augen strahlen, und er reagierte entsprechend von oben herab:

“Wo denken sie hin? Da könnte ja jeder kommen. Die Fahrer arbeiten ihre 8 Stunden, und wenn die um 16 Uhr Feierabend haben, dann gibt’s keinen Fahrauftrag mehr. Das können sie vergessen.”

Eins wusste ich nun doch: spätestens gegen 16 Uhr kommen die Kameraden mit ihren Wunderfahrzeugen auf den Hof, und die muss ich abpassen. Ab 15 Uhr bezog ich einigermaßen getarnt Posten vor der Einfahrt, und kurz vor 16 Uhr rollte tatsächlich ein LKW mit Ladekran an. Noch vor der Einfahrt ließ er sich von mir durch die übliche Handbewegung stoppen. Das war schon ein gutes Zeichen. Sicher waren die Dienste dieser neuen Spezialfahrzeuge sehr gefragt und wurden dementsprechend von privater Hand gut genug bezahlt, um eine “linke Tour” lohnend erscheinen zu lassen.

Der Fahrer hörte sich mein Sprüchlein an und wirkte keineswegs abweisend:

“Wie viel Tonnen sagst du ?”

“Siebeneinhalb.”

“Mensch, soviel kann ich auf einmal gar nicht laden. Da müssen wir zweimal fahren. Warte hier mal. Ich kriege jetzt meinen Tourenplan für morgen. Dann kann ich sagen, wann wir das reinschieben. Abends geht’s nicht. Der Chef passt auf.”

Aha, das muss wohl der Chef gewesen sein, der mich vorhin rausgewiesen hat.

Es dauerte immerhin eine gute Stunde, ehe der Fahrer wieder erschien. So eine Stunde wird verflucht lang, wenn man sich in Zeitnot befindet. Aber das Warten sollte sich gelohnt haben:

“Pass’ auf! Um 12.30 Uhr morgen stehst du an dem Stapel. Kann sein, dass es 13 Uhr wird, aber es wird! Da laden wir die erste Tour, und irgendwann gegen 16 Uhr läuft die zweite Beladung. Da komme ich zwar zu spät auf den Hof, aber eine Ausrede finde ich schon. Pro Tour einen “Blauen”.

Hundert Mark, das war ein gepfeffelter Preis. Der Mann wusste was er und seine neue Technik wert sind. Ich war einverstanden.

Wenig später schoss mir aber durch den Kopf:

Morgen hat die Tochter Abiturball. Da sollen Vater und Mutter dabei sein, und der beginnt schon um 18 Uhr. Da war zu Hause einige Überzeugungsarbeit zu leisten. Die Tochter schmollte, und die Mutter ließ keinen Zweifel an ihrer Missbilligung. “Einmal im Leben” das galt ja auch für den Abiturball, aber deshalb die Träger sausen lassen? Unmöglich!

“Zur großen Polonaise kann ich zwar nicht anwesend sein, aber im Lauf des Abends komme ich an Bord,” sprach der Bauherr, und die Damen akzeptierten gzwungenermaßen und sichtbar frustriert.

Am nächsten Tag stand ich pünktlich um 12.30 Uhr bei dem Schienenstapel der kaufmännisch gesehen schon mein Eigentum war aber de facto erst zu Eigentum verwandelt wurde, wenn er auf dem Grundstück Emdener Weg 3 lag. Wolkenloser Himmel, 30° Lufttemperatur und kein Schatten weit und breit. Dabei wirkte allein der Anblick der zu bewegenden Lasten extrem schweißtreibend.

“Wie bekommen wir bloß die viereinhalb Meter langen Enden an den Kran gehängt? Die liegen dicht bei dicht im Stapel, und irgendwie muss doch die Anschlagtrosse herumgeschlungen werden.

Dazu müssen wir sie zu zweit bewegen. 375 kg ? Wahnsinn!”

Ich hatte reichlich Zeit, um mir über dieses Problem den Kopf zu zerbrechen, denn es war 14 Uhr als das heißersehnte Fahrzeug anrollte. Wer kann ermessen, welche seelische Folter ich in diesen Stunden durchgemacht habe? Kam der Fahrer nicht, dann waren die Träger verloren. Aller Aufwand an Zeit und Geld wäre vertan, und das komplette Trägerproblem hätte neu angegangen werden müssen. Nicht auszudenken! Der Fahrer kam und hatte sich den Stapel auf einer seiner Touren zuvor schon angesehen. Er verstand etwas vom Lastenbewegen. Kanthölzer, zwei Brechstangen, Anschlagtrossen und Schäkel hatte er dabei. Es war eine reine Freude mit dem Mann zusammen zu arbeiten. Zwei Worte, und ich wusste, wo ich anzupacken hatte.

Kanthölzer auslegen, Schiene mit Brechstangen draufkanten, Trosse umlegen, Schäkel dran und auf geht’s. Und dann hing ich hilflos an einer Tonne Stahl die mit dem Anheben zu einem Eigenleben erwachte. Das Paket drehte sich und nahm mich mit. Das eine Ende steuerte direkt auf die Fahrerkabine des LKW zu und hätte diese demoliert, wenn der Fahrer nicht geistesgegenwärtig zugesprungen wäre. Wie eine Katze hechtete er an die richtige Stelle des Schienenpakets und verhinderte so die Katastrophe.

Die Ladefläche des LKW war für den Transport von Paletten mit WtB-Produkten (Waren täglicher Bedarf, d.h. Supermarktware nach heutigen Begriffen) ausgelegt und meldete nach dem dritten Paket durch lautes Ächzen die Grenze ihrer Belastbarkeit. Abfahrt zum Schrotthandel, auf die Waage, Rechnung übernommen, bar bezahlt und weiter zum Entladen. Die Rechnung über 3500 kg Altschienen trug den wichtigen Stempel “kein Bevölkerungsbedarf”.

Der Fahrer war ein Rangierkünstler, und die Ladung konnte auf dem Baugrundstück so abgelegt werden, dass sie bis zu dem erträumten Einbau in das hoffentlich einmal entstehende Haus dort liegen bleiben konnte. Der danach fällige und von mir angebotene “Blaue” wurde nicht angenommen, und es sprach der Fahrer:

“Lass’ man Kumpel, bezahle mal wenn alles gelaufen ist. Aber jetzt musst du mal Geduld haben. Ich weiß noch nicht wie es klappt, aber verlass Dich drauf, ich komme wieder.”

Es war nicht das letzte Mal, dass ich solche Auswüchse des Ehrencodex der einfachen Sozialisten erlebte. Nun stand oder saß ich wieder am Schienenstapel und stellte Betrachtungen darüber an, wie sich meine Damen jetzt für den öffentlichen Auftritt fein machten. Ich warte verschwitzt und verdreckt auf einem Trümmergrundstück und zähle die Minuten. Nach dem Muster “er liebt mich, er liebt mich nicht” zupfe ich Gänseblümchen und brummele “er kommt, er kommt nicht.”

Untätiges Warten ist für mich seelischer Folter gleichzusetzen. Hier warte ich nun auf eine Aktion, die unter Umständen auch gar nicht stattfinden wird. Was waren schon die verlorenen hundert Mark für den Fahrer wenn er nicht wiederkam? Mein Verlust wäre viel größer gewesen.

Er kam gegen 17 Uhr. Wir waren schon ein eingearbeitetes Team, alles ging nun beim Beladen glatt vonstatten.

“Und was ist mit dem Schrotthandel?” stellte ich die Frage in den Raum, und das war naiv oder dumm.

“Pfeif drauf,” meinte der Fahrer, *“die haben sowieso schon Feierabend.”*

Mir genügte die Rechnung über dreieinhalb Tonnen. So verließen wir den Platz mit einer Ladung die de facto aus Diebesgut bestand. Wir sahen das aber nicht so. Das Unrechtsbewusstsein des durchschnittlichen DDR-Bürgers war in solchen Angelegenheiten nicht besonders stark ausgeprägt. Wer hatte denn hier gestohlen? Wir? Nein doch. Das waren doch die Gleisbauer. Die hatten die Schienen ganz bewusst nicht zum Schrotthandel gefahren und dafür Geld bekommen. Wir transportierten also nicht Diebesgut, sondern bestenfalls Hehlerware. Das eigentliche Risiko bestand darin, dass die Staatliche Bauaufsicht die Bezugsnachweise der Pflichtmaterialien durchkontrollieren konnte und der Kontrollierende ein guter Fachmann, intelligent genug und ausreichend pflichteifrig sein könnte, um die Diskrepanz zwischen den eingelagerten Schienen und der Rechnung des VEB Schrotthandel herauszufinden. Alle drei aufgezählten Eigenschaften zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer Person vereinigt, - die Wahrscheinlichkeit dafür entsprach einem Fünfer im Lotto. Im Erläuterungsbericht zum Bauantrag wurden dann auch nur 3,5 Tonnen genannt, wenig mehr als die Hälfte des tatsächlichen Bedarfs.

Wenn ich so beim Schreiben bin, dann fallen mir immer wieder Episoden und Witze ein, die zwar mit dem Bau nichts zu tun haben, aber mit irgendeiner Seite des aktuellen Problems verknüpfbar sind. Zu den drei menschlichen Eigenschaften fällt mir einer ein. Darf ich ??

Ein US-Amerikanischer Journalist hat die Absicht, in seiner Zeitung einen Bericht über die DDR zu schreiben. In der Vorbereitung bewirbt er sich um eine Audienz bei Walter Ulbricht und wird tatsächlich empfangen. Der Staatsratsvorsitzende ist von der Absicht des Amerikaners sehr angetan. Er stellt ihm einen PKW mit Fahrer zur Verfügung, damit er die DDR in ihrer ganzen Größe bereisen kann.

Nach 4 Wochen ist die Rundreise beendet. Walter Ulbricht möchte etwas über das Ergebnis wissen und empfängt den Amerikaner ein weiteres Mal. Er fragt ihn:

„Was werden Sie denn nun über uns schreiben?“

*„Meine Artikelserie erscheint unter der Überschrift **Intelligent, ehrlich, kommunistisch.**“*

Ulbricht ist begeistert. Er beglückwünscht den Journalisten und eröffnet ihm, dass alle Kosten seiner Rundreise von der Staatskasse der DDR übernommen werden. Der Amerikaner ist etwas verwirrt und eröffnet seinem Gesprächspartner:

„Herr Staatsratsvorsitzender, bitte urteilen Sie nicht zu voreilig. Aus dem Inhalt der Artikelserie wird nämlich hervorgehen, dass jeweils zwei dieser Eigenschaften die dritte ausschließen. Entweder intelligent und ehrlich, dann nicht kommunistisch, oder intelligent und kommunistisch, dann nicht ehrlich, oder ehrlich und kommunistisch, dann aber nicht intelligent.“

Politische Witze enthalten immer unzulässige Verallgemeinerungen und Vereinfachungen. Der Anteil der DDR-Bürger, auf die diese Aussage zutraf, war aber gar nicht gering. Im vorliegenden Fall fehlte den Mitarbeitern der Staatlichen Bauaufsicht der Pflichteifer. Es fanden keine Kontrollen statt.

Es war 20 Uhr als ich mich gebadet, gebügelt und geschniegelt im Smoking unter das im Kristallpalast tanzende Publikum mischte - körperlich am Ende, moralisch aufgewertet und der Baugenehmigung wieder einen Schritt näher.

Auf dem Grundstück das uns immer noch nicht notariell überschrieben war, lagerten nun rund 15000 Ziegelsteine, 1000 Betonhohlblocks, 40 Tonnen Pflastersteine, 4 Kubikmeter Betonbruch, 4 Kubikmeter Pechkork, 5 Tonnen Zement und 7,5 Tonnen Stahl. Das hätten wir alles wieder beräumen müssen wenn die Stadt von ihrem Vorkaufsrecht Gebrauch gemacht hätte oder sich die Bestimmungen über die Erteilungen von Genehmigungen für den Eigenheimbau im negativen Sinn geändert hätten.

Das Ende der Gültigkeit irgendwelcher Bestimmungen war in der DDR nie fest terminiert. und ihre Lebensdauer konnte unerhört kurz sein. Sie wurden erlassen von Wirtschaftsfunktionären - meist unter dem Einfluss von Parteibeschlüssen - und Meinungsänderungen der maßgeblichen Genossen schlugen sich in geänderten Bestimmungen nieder. Von demokratischen Beratungs- und Kontrollorganen auf diesem Gebiet - keine Rede, geschweige denn von Garantieren für den Bürger..

Fenster

Im Freundes-, Bekannten- und Kollegenkreis war es bekannt geworden: **Fritzsche ist verrückt geworden, der will bauen!** Erläuternd dazu sei bemerkt, dass von den über hundert Mitarbeitern des Instituts bisher nur ein einziger sich ein Eigenheim gebaut hatte - der Architekt der fernen Filiale in Zwickau. In Magdeburg hatte sich bis dato niemand zu einem solchen Schritt hinreißen lassen. Woran das lag? Sicher an der recht miesen Entlohnung nach den Tarifen der Lebensmittelbranche oder auch ganz einfach weil das nicht "in" war.

Verrücktheiten dieser Art lösten unter DDR-Bürgern nicht nur Mitleid, sondern auch einen Helfenwollenkomplex aus. Von Stund' an war ich in das inoffizielle Informationssystem über Beschaffungsmöglichkeiten von Baustoffen und Bauelementen eingebunden, dessen verzweigtes Netzwerk zu Kontakten mit vielen gleichgesinnten Menschen führte.

Da kam doch eines Tages im Februar von einem Kollegen folgende Mitteilung:

"Meine Mutter arbeitet in der Weinabteilung von WtB (Großhandel Waren täglicher Bedarf) und hat für gute Freunde immer ein paar Flaschen Rosenthaler Kadarka (ein überaus beliebter Rotwein aus sozialistischer Produktion des Balkans) in Reserve. Da kommen viele Leute hin, die Bückware oder auch Informationen zum Tausch gegen einige Flaschen dieser defizitären Weinsorte anbieten. Kam doch da gestern ein Frauchen und fragt meine Mutter, ob sie jemanden weiß der neue Thermofenster braucht. Ihr Freund wäre Lagerarbeiter im Baustofflager in der Saalestraße, und der berichtet, dass da immense Überplanbestände an Thermofenstern stehen. Da ist in der Produktion ein Fehler unterlaufen, und es wurden falsche Abmessungen geliefert. Die Fenster verrotten da und die Wohnungsbaustellen kommen nicht weiter."

So der Bericht des Kollegen, und der hörte sich an wie ein Märchen aus 1001 Nacht. Die Informantin bekam ihren Wein, ich bekam die Telefonnummer und den Namen des Meisters, in dessen Bereich die Fenster standen. Der Kollege hatte damit bei mir "einen gut", ich habe nur leider vergessen, wie ich mich bei ihm revanchiert habe.

Dann nix wie hin zum Baustofflager. Erläuternd muss hier eingefügt werden, dass dieses Baustofflager normalerweise nicht, aber auch gar nichts an den provaten Sektor abgab. Es hatte keinen heißen Darakt zum Einzelhandel und folglich keinerlei Mittel, um durch öffentlich Werbung Voraussetzungen für den Verkauf der Fenster zu schaffen. Da standen Hunderte von Thermofenstern in drei Breiten - 60/75 und 100 Zentimeter - vorgesehen zum Kombinieren in größeren Fensteröffnungen, alle verstaubt und verdreckt. Bei genauem Hinsehen stellte sich heraus, dass die Qualität der eingesetzten Thermoscheiben nicht immer einem besonders hohen Qualitätsstandard entsprach, aber man konnte sich ja aus dem riesigen Angebot die besten Exemplare aussuchen.

Das eigentliche Problem bestand nun darin, dass weder ein fertiges Projekt noch eine endgültige Grundrissgestaltung unseres Traumhauses vorlagen. Die Einmaligkeit des Angebotes zwang zu einer im Bauwesen durchaus unüblichen Verfahrensweise: Fenster kaufen und dann das Haus um die Fenster herum projektieren. Für den Häuslebauer des 21. Jahrhunderts eine glatte Unmöglichkeit, nicht so für den gelernten DDR-Bürger. Wir hatten die sogenannte Bastlermethode zu hoher Vollkommenheit entwickelt. Der Grundsatz dabei lautete: *"Mal sehen was es gibt und dann überlegen was man daraus machen kann."*

Am Abend nach der Besichtigung des Fensterlagers wurden folgende Festlegungen getroffen:

- Wohnzimmer: 1 Fenster dreiteilig 75/100/75 cm, 1 Fenster einteilig 100 cm
- Arbeitszimmer: 1 Fenster zweiteilig 75/100 cm
- Schlafzimmer: 1 Fenster zweiteilig 75/100 cm
- Bad/Toilette: 1 Fenster 100 cm
- Küche: 1 Fenster 100 cm
- Korridor: 1 Fenster 100 cm

Mit dieser Vorgabe musste es dem Architekten möglich sein, ein Einfamilienhaus zu gestalten. Es musste! Er hat zwar nach dieser Mitteilung mit den Zähnen geknirscht, aber er gab sich in sein Schicksal.

Mit unserer Wunschliste und unserem zu dieser Zeit noch Wartburg Tourist heißen Fahrzeug standen wir am nächsten Tag beim Baustofflager und erhielten die Genehmigung, uns die qualitativ besten Exemplare auszusuchen. Das dauerte Stunden. Es war Schwerstarbeit für meine Frau und mich, uns durch die Stapel hindurchzuwühlen und die Stücke beiseite zu stellen, die unseren Ansprüchen genügten. Putzlappen hatten wir reichlich mitgebracht, und wir haben Dutzende von Scheiben blankgerieben, um Fehlerstellen erkennen zu können.

Schwitzend und schimpfend, vom Staub fast erstickend bewältigten wir die Sortierarbeit und begannen dann die Verladung. Die Ladefläche des "Tourist" war 2 Meter lang und 1,3 Meter breit und reichte aus, um den gesamten Fensterbedarf zu verstauen. Nicht so richtig ausreichend war aber die Tragfähigkeit der Hinterachse. Im Eifer des Beladens hatten wir nicht darauf geachtet, wie sich das Hinterteil des Fahrzeuges immer weiter senkte, und dass der Auspuff kaum mehr als 5 cm über dem Straßenbelag hing. Die etwa 5 Kilometer Strecke von der Saalestraße zur Garage in der Maxim-Gorki-Straße absolvierten wir im Fußgängertempo. Einige Teilstrecken waren damals noch mit Kopfsteinpflaster befestigt und wiesen nicht

eben kleine Unebenheiten auf die mit größter Vorsicht umfahren oder notfalls durchfahren werden mussten. Das Unternehmen gelang ohne Achs- und Federbruch. Auf der Rechnung stand der Vermerk "Kein Bevölkerungsbedarf" mit Stempel und Unterschrift.

Bauholz für das Dach

In Magdeburg war in der Harsdorfer Straße gerade zu dieser Zeit eine Holzhandlung des Forstwirtschaftsbetriebes Colbitz speziell für den Bevölkerungsbedarf aufgemacht worden. Obwohl diese Handelseinrichtung für unser Bauvorhaben vor Erteilung der Baugenehmigung wegen der Auflage "nicht aus dem Bevölkerungsbedarf" tabu war, habe ich dort so manche Stunde zugebracht. Man brauchte ja auch Holz das nicht zu den vorgeschriebenen „Nachweis-Materialien“ gehörte.

Das Schnittholz kam frisch aus dem Sägewerk und böse Zungen behaupteten, dass es wieder ausschlagen würde, wenn man es nicht bald chemisch behandelt. Das Sortiment war begrenzt, und man konnte nie wissen, welche Abmessungen man an welchem Tage antreffen würde. So spielten sich dort Szenen ab wie beim Verkauf von Zement am Schleiufer.

In unregelmäßigen Zeitabständen trafen mit Schnittholz beladene LKW dort ein. Während der Entladung wurde das Hoftor geschlossen. Davor sammelte sich dann schnell eine Menschenmenge an, da auch hier das Rundsprechverfahren funktionierte. Das Entladen dauerte seine Zeit. Den Wartenden diente diese Muße zum Erfahrungsaustausch über Baustoffbeschaffung, d.h. man wartete nicht ganz sinnlos. Irgendwann öffnete sich das Tor, und man musste über die Fähigkeit verfügen, im Laufschrift schnellstmöglich die neuen Stapel auf ihren Inhalt abzuschätzen. Nur so konnte man als erster oder zweiter an der benötigten Abmessung sein und nun unter Aufwendung aller Kraftreserven die gewünschten Bretter, Kanthölzer oder Leisten beiseite räumen. Wichtig war dabei eine zweite Person, welche die aussortierte Ware bewachte, während die erste Person hinter dem Platzmeister herlief, um den Lieferzettel ausgeschrieben zu bekommen. War man mit diesem Wisch bei der Kasse angelangt, stand dort die nächste Schlange oder wie man sagte "sozialistische Wartegemeinschaft", in der wieder die Möglichkeit bestand entweder lauthals zu schimpfen oder besser Beschaffungserfahrungen auszutauschen.

Mit der bezahlten Rechnung wieder zum Platzmeister. Hatte man den endlich an der Hand, dann durfte man mit dem Fahrzeug an den bezahlten Stapel rangieren und aufladen - unter Kontrolle natürlich. So ein Holzeinkauf konnte 2-3 Stunden dauern, und das alles während der gesetzlichen Arbeitszeit. Geöffnet hatte dieser Holzhandel an einigen Tagen der Woche auch in den späten Nachmittagsstunden, was da aber noch von den flinken Einkäufern übriggelassen war, konnte man vergessen.

Wie schon erwähnt, das Bauholz für unser Dach durfte nicht aus dem Bevölkerungsbedarf stammen. Aber woher sonst?

Mein Schwager Jochen hatte als professioneller Baustatiker für unser Haus ein wunderschönes Walmdach konstruiert und berechnet und dazu die Materialbedarfsliste ausgeschrieben. Von solch einem Dach hatte ich geträumt, aber der Bedarf an Kanthölzern erzeugte mir Alpträume. Ein Schock auch der strikte Hinweis darauf, dass die Hölzer für die Dachkonstruktion abgelagert sein müssen. Frisches Holz verzieht sich nach dem Richten, so dass unberechenbare Spannungen entstehen und für die Stabilität keine Garantie mehr übernommen werden kann.

Ich war ein hilfloser Anfänger. Angestellt obendrein in einem Institut, in dem nichts produziert wurde, was man als Tauschartikel hätte anbieten können. Die Tatsache, dass es woanders auch ganz anders ging beweist die Erzählung eines guten Bekannten, der Mitte der 50er Jahre am Barleber See seine Datsche baute. Der brauchte auch Kanthölzer für's Dach, elf Stück je 10 Meter lang. Wer von Statik ein wenig versteht, der ahnt, was da für ein Querschnitt gefragt war. Ganz schöne „Brummer“ mussten das sein. Die angetraute Ehefrau des Bekannten war Sekretärin beim Oberbürgermeister der Stadt Magdeburg. Sie vermittelte die Audienz für ihren Ehemann. Der bat den OB, seinen Einfluss dahingehend geltend zu machen, dass irgendwer die fehlenden Balken bereitstellt. Der OB winkte ab und verwies auf den Generaldirektor des Thälmannwerkes. Dort arbeitete der Bekannte, und der OB wusste, dass das TWk über ungewöhnlich große Schnittholzvorräte verfügte.

Der Bekannte robte sich an den Generaldirektor des TWk heran und trug seinen Wunsch vor. Auch der GD machte seinem niederen Mitarbeiter klar, dass er kein Versorgungsinstitut leitet. Absage!

Am nächsten Tag Anruf der Ehefrau des Bekannten bei ihrem Mann während der Arbeitszeit:

„Helmut, du musst unbedingt sofort zum Barleber See fahren. Die Balken sind angekommen.“

Der Kumpel schwingt sich in seinen Trabi, rast zum Barleber See. Da steht tatsächlich ein Langholzfahrzeug des TWk mit den gewünschten Balken.

Am Abend klärt die Ehefrau ihren Mann auf:

„Der OB hat gesagt, du sollst dich beim GD des TWk bedanken. Wenn der mitbekommt, dass wir die Balken bekommen haben, mach dir nichts draus wenn er zu fluchen anfängt. Der OB hat dem GD gesagt, dass er selbst die Balken braucht.“

In den höheren Leitungsebenen gab es keinen Mangel. Die Herrschaften versorgten sich untereinander. Hin und wieder fiel auch etwas für die unteren Ebenena ab.

Nun funktionierte im Rahmen meiner Bauvorbereitungen wieder das sozialistische Informationssystem. In der zweiten Hälfte der 60er Jahre waren den Volkseigenen Gütern (VEG) und den Landwirtschaftlichen Produktions-Genossenschaften (LPG) reichlich Baustoffe und finanzielle Mittel für den Bau von Stallungen und Scheunen zugeteilt worden. Im Jahre 1969 musste ebenso wie auf dem Gebiet des Eigenheimbaues die Bremse angesetzt werden. Schwerpunktobjekte des Industriebaus erhielten eine höhere Dringlichkeitsstufe. Das Leiden der Planwirtschaft bestand aber unter anderem darin, dass die Bremse nicht an allen erforderlichen Stellen gleichmäßig wirkte. Industriebauten erfordern andere Materialien als Schweineställe. So kam es, dass bei den Zulieferern des Landwirtschaftsbaues ungenutzte Produktionskapazitäten anstanden. Dies ganz besonders bei den Herstellern der leichten Dachkonstruktionen für Stallbauten. Brettbinder hieß der aus Holz zusammengenagelte Gitterträger, mit dem man freie Spannweiten weit über die für ein Einfamilienhaus erforderliche überspannen konnte.

“Der Not gehorchend, nicht dem edlen Triebe” verabschiedete ich mich von dem erträumten Walmdach in Zimmermanns-Abbund und polte den Projektanten um auf ein flaches Satteldach mit Brettbindern. Damit war eine unserer heimlichen Vorsorgemaßnahmen gegen die Zwangseinweisung von Untermietern realisiert: der Ausbau des Dachgeschosses für Wohnzwecke wurde unmöglich.

Trotz dieses Verzichts auf Schönheit der Architektur dauerte es noch geraume Zeit und bedurfte vieler Fahrten durchs Land ehe sich eine Zimmerei fand, die bereit war, einen Standard-Brettbinder so zu modifizieren, dass er zu den Abmessungen unseres Bauobjektes passte. In den späten neunziger Jahren hat ein Baugutachter allerdings festgestellt dass diese Anpassung unzulässig war. Dennoch, das Dach ist bis heute (2002) nicht zusammengebrochen.

Die Bescheinigung der Lieferbereitschaft, ausgestellt von der Firma Grupe in Behnsdorf - wieder ein Dokument mit Stempel und Unterschrift - wurde von der Staatlichen Bauaufsicht als Erfüllung dieses Teiles der Bauholzbeschaffung anerkannt. Herrn Thomas sei Dank!

Was nun noch fehlte war die Dachschalung. Das mussten mindestens 24 mm dicke Bretter sein. Deren Lieferung war von der Zimmerei abgelehnt worden. Also wieder die Fühler nach allen Richtungen ausstrecken. Auch bei dieser Position wurde vor nassem, nicht abgelagertem Holz gewarnt.

Die Kleinen Anzeigen in der Magdeburger Volksstimme studierten wir Tag für Tag mit größter Sorgfalt. Es dauerte ziemlich lange bis sich ein Lichtblick zeigte. Ein großer Holzschuppen auf einem Hof am Schleinufer wurde zum Abbruch angeboten. Die erste Besichtigung löste bei mir einen Schock aus. Das Abbruchobjekt war eine Ruine deren Alter sicher nicht weit von 100 Jahren entfernt lag. In dem Schuppen und um ihn herum jede Menge Müll, keine LKW-Zufahrt und keine Parkfläche vor dem Grundstück.

Die benötigte Menge Bretter für die Dachschalung schien aber in dem Abbruchobjekt enthalten zu sein, und diese Bretter machten einen guten Eindruck. Schlüssig war ich mir nicht und suchte einen Holzfachmann, um ein professionelles Urteil zu erhalten. Mein Institutskollege Eberhard L. meinte ausreichendes Fachwissen zu haben. Sein Urteil basierte auf der unbestreitbaren Tatsache, dass der gesamte Schuppen aus skandinavischer Kiefer - Pitch Pine - gebaut war, frei von Schädlingsbefall und Fäulnis. So kaufte ich die Ruine für 300 Mark unter der Bedingung, dass die Schutt- und Müllberäumung nicht zu meinen Lasten ging. Damit stand vor mir erneut eine Organisationsaufgabe besonderer Art. Für den Abbruch eines 6 Meter hohen Schuppens würde heute jedes Unternehmen entweder eine Rüstung aufbauen oder von Teleskop-Armen mit Arbeitskorb aus arbeiten. Von beidem konnten wir damals nur Träumen. Teleskopwagen hatte zu der Zeit noch nicht einmal die Feuerwehr. Ausfahrbare Leitern auf einem mit lebender Zugkraft fortzubewegenden Fahrwerk waren zwar bekannt und vielleicht auch ausleihbar, aber von einer Leiter aus konnten keine Abbrucharbeiten ausgeführt werden. Wieder wusste Lothar, wo ich eine Zimmermannsbrigade mit “Höhentauglichkeit” aufreiben könnte. Die rückte am vereinbarten Samstag morgen 8 Mann stark an, und was dann passierte konnte ich mir meiner angeborenen Höhenangst wegen nur mit zitternden Knien und Übelkeit im Magen ansehen. Wie die Eichhörnchen kletterten die Kerle auf der Ruine herum, lösten die Bretter vorsichtig ab und ließen sie ebenso vorsichtig zu Boden. Die mitgebrachten Leitern hätte ich nur unter Androhung tödlicher Gewalt betreten.

Für den Transport hatte sich der Traktorfahrer aus der LPG Diesdorf bereit erklärt. Er half sogar beim Aufladen. Zum Feierabend - 16 Uhr - am Samstag waren alle brauchbaren Bretter verladen und abtransportiert. Es bestand auch Gewissheit, dass sie für die Dachschalung ausreichen würden. Da standen aber noch das Fachwerk und die tragende Dachkonstruktion, mit der ich glaubte, gar nichts anfangen zu können. Wäre Lothar nicht gewesen, ich hätte sie den Zimmerleuten geschenkt die ganz wild darauf waren.

“Mensch, du brauchst doch Rüstung zum Mauern der Wände und zum Putzen. Die Kanthölzer sind bestens geeignet für den Bau von abgebundener Rüstung.”

Mir tat das Geld leid - 300 Mark für den Kauf des Schuppens,

8 Mann x 8 Stunden x 6 Mark = 512 Mark für das Gewinnen der Bretter

und nun noch einmal rund 300 Mark für die Gewinnung der Kanthölzer das ging mir zu sehr an die Substanz. Später war ich dankbar, dass ich mich überreden ließ. Ein Hausbau nach der Methode “Stein auf Stein” verschlingt eben eine Menge verlorenes Bauholz. Daran hatten wir in der Folgezeit keinen Mangel. Das war der letzte Streich der Beschaffung des für eine Baugenehmigung vorzuzeigenden Materials.

Wie geht es weiter ?

Fünf Monate hatten wir Gerackert, fünf Monate ohne einen Ruhetag. Mein Arbeitstag an den Wochenenden ging immer bis zur Dunkelheit. Wenn die Hilfskräfte Feierabend hatten ging für mich und einige befreundete Helfer das Steineputzen weiter. Fünf Monate sind 20 Wochenenden zu 20 Stunden. An Abenden der Wochentage wurde selbst bei Scheinwerferbeleuchtung weiter geputzt.

Die neben meiner Tätigkeit im Institut geleisteten Arbeitsstunden auf dem Bau dürften sich in dem ersten Halbjahr 1970 auf mindestens 500-600 belaufen haben.

Aber nun lag das Material komplett auf dem Grundstück, und wir hätten den Bauantrag einreichen können. Hätten !!! Wenn nur die notarielle Überschreibung des Grundstücks vollzogen worden wäre. Der Architekt hatte das Projekt geliefert. Davon war ich zwar zutiefst enttäuscht, aber Herr Thomas hielt die Unterlagen für ausreichend.

Die Projektunterlagen bestanden aus einem Zeichnungsblatt im Format A2 mit Darstellung des Bauwerks (Grundriss, Schnitte, Ansichten) im Maßstab 1:100 und 3 Schreibmaschinenseiten Erläuterungstext. Mir tat es in der Seele weh, für die paar Fetzen Papier 1800 Mark zu bezahlen..

Der Juli 1970 war für uns ein nervenzehrender Monat. Nachfragen beim Notar brachten als Ergebnis höchstens ein von mal zu mal ungehaltener werdendes Echo seitens der Sekretärin :

*“Nachfragen nützen gar nichts. Wir können den Vorgang nicht beschleunigen.
Wenn die Auflassung kommt, rufen wir sie an. Ende.”*

Es ist im Nachhinein nicht mehr möglich, genau aufzulisten, wie viel Geld wir verloren hätten wenn die Stadt Magdeburg ein öffentliches Interesse an dem Grundstück Emdener Weg 3 konstruiert hätte. Einschließlich der verlorenen 9000 Mark für den Grundstückskauf standen da bestimmt 20000 Mark auf der Kippe. Unsere Arbeit, die Arbeit der Familie und der Freunde nicht gerechnet.

Und dann verdichteten sich auch noch die Gerüchte, nach denen der Eigenheimbau total gestoppt werden sollte. Herr Thomas hielt sich bedeckt, schien aber selbst gewisse Zweifel an der Durchführbarkeit unseres Bauvorhaben zu hegen. Eigentlich nur um selbst nicht in Depressionen zu verfallen, tat ich so, als ob der Bau nun real beginnen könnte. Zusammen mit Freund Lothar wurde das Grundstück ausnivelliert und die Schnurbretter gesetzt, und das Steinputzen ging “fröhlich” weiter.

4. Die Erlösung

Über die 30 Jahre auf den Juli 1970 zurückblickend, bleibt es mir unverständlich, dass wir – meine Frau und ich – diesen Monat ohne schwere seelische Schäden überstanden haben. Vergleichbar mit einem professionellen Spieler hatten wir unser ganzes Vermögen „auf eine Karte“ – den Hausbau – gesetzt, sahen die Kugel im Roulette rollen und fieberten dem Augenblick entgegen, wo sie immer langsamer werdend schließlich in das Fach einläuft, das mit „**Baugenehmigung erteilt**“ bezeichnet sein sollte..

Es ging uns viel schlechter als dem Spieler, da die Kugel für unser Glück tage-, wochen- und monatelang in der Rouletteschüssel kreiste und der Zeitpunkt der Entscheidung nicht definiert war. Die einzige Möglichkeit, in solcher Spannungssituation dem Irrsinn zu entgehen, war gezielte Tätigkeit. Aber wie sollte diese Tätigkeit aussehen? In Richtung auf die beschleunigte Erreichung des zentralen Nahzieles – den Erhalt der Baugenehmigung – gab es für uns (im Unterschied zu bestimmten privilegierten Personen der sozialistischen Gesellschaft) auch nicht die Spur einer Möglichkeit, durch eigene Initiative etwas zu bewegen.

Der Notar blockierte unseren Zugang zu den Entscheidungsträgern beim Rat der Stadt, und erst in der Rückschau wird mir klar, dass er in unserem Sinne recht damit tat. Solange der Vorgang ungestört durch die Instanzen lief, würde man ihm in den betroffenen Amtsstuben keine Bedeutung beimessen. Das bedeutete zwar einen Durchlauf im Schneckentempo aber mit größter Wahrscheinlichkeit einen Durchlauf ohne Hürden. Würde aber von außen und noch dazu von einem völlig unbekanntem aber ungeduldigen Bürger die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, dass das Grundstück Emdener Weg 3 für den Antragsteller besonders interessant war, dann konnten völlig unnötige Nachforschungen ausgelöst werden.

Dieses Grundstück war im Grundbuch der Stadt Magdeburg als Gartenland eingetragen. Für den Bearbeiter beim Rat der Stadt war und blieb der Vorgang ein Besitzwechsel zwischen Kleingärtnern. Da das Kleingartenwesen in der DDR staatlich gefördert wurde, bestand grundsätzlich kein Anlass, in diesen Besitzwechsel von kommunaler Seite störend einzugreifen.

Sollte aber durch ungeduldigen Nachfragen das Augenmerk des zuständigen Bürokraten auf die Bauabsichten des Antragstellers gelenkt und obendrein festgestellt werden, dass auf dem fraglichen Grundstück Baumaterialien von unschätzbarem Wert lagerten, dann kam das dem Wecken „schlafender Hunde“ gleich. Wenn da ein Freund oder Vorgesetzter des Bearbeiters gerade nach einem passenden

Grundstück für **seinen** Hausbau suchte, dann waren für uns alle Messen gesungen..
Zwar war das Vorkaufsrecht der Kommune nur im Falle eines öffentlichen Interesses anzuwenden, aber wo war denn juristisch wasserdicht formuliert, was ein öffentliches Interesse ist. Die Beschaffung von angemessenem Wohnraum für einen Funktionär oder eine sonstige hochgestellte Persönlichkeit (V.I.P.) war in der DDR immer ein Vorgang von „öffentlichem Interesse“. Formaljuristisch gesehen konnte der DDR-Bürger gegen eine derartige Einstufung Klage erheben, aber welches Gericht hätte auf diesen Klagegegenstand reagiert. Klagen gegen die Staatsmacht, das Exekutivorgan der Diktatur des Proletariats, waren im Gesetzeswerk der sozialistischen Staaten nicht vorgesehen, obwohl ein solches Recht des Bürgers aus dem Wortlaut der Verfassung abzuleiten war. **Es gab kein Verfassungsgericht, das über die Einhaltung der verfassungsgemäß verbrieften Rechte des Bürgers wachte und richtete.** Im übrigen saßen die Instanzen der Staatsmacht bei allen gerichtlichen Entscheidungen immer an der längeren Seite des Hebels.

Insofern also war stilles Abwarten die beste Voraussetzung für den Erfolg. Das war aber nur die eine Seite der Medaille. Im Spiegel der anderen Seite dieser Medaille war das Aufziehen finsterner Wolken zu beobachten. Immer mehr verdichteten sich in Fachkreisen die Gerüchte, wonach neben dem Datschenbau auch der Eigenheimbau generell verboten werden sollte. Das staatliche Wohnungsbauprogramm der DDR beanspruchte alle Reserven an Baumaterialien bis zum Ausbluten, und der unkontrollierte Abgang eines Teiles der so dringend benötigten Baustoffe in den „privaten Sektor“, noch dazu häufig ohne Ablieferung eines geldlichen Gegenwertes an das Staatssäckel, musste schnellsten gestoppt werden.

Ein ganz besonderes Merkmal der „sozialistischen Demokratie“ bestand ja darin, dass für die Bevölkerung schwerwiegende Entscheidungen durch die staatlichen Führungsgremien oder durch das Politbüro der SED unter strengster Geheimhaltung vorbereitet und dann schlagartig mit der öffentlichen Bekanntgabe in Kraft gesetzt wurden. Durch das Überraschungsmoment sollte verhindert werden, dass pfiffige Bürger ihre Interessensphäre noch vor dem staatlich verordneten Verfall retten konnten.

Jeden Tag also konnte von der Staatlichen Plankommission oder dem Politbüro der SED oder einer sonstigen Instanz ein entsprechender Beschluss gefasst werden. Schuld an den Erwägungen über ein Bauverbot waren keineswegs die wenigen Bauwilligen, die von einem ständig bewohnbaren Eigenheim träumten. Vielmehr bildeten den Anlass die Tausenden und abertausenden von Bürgern, die in Naherholungsgebieten ihre Sommerwohnsitze – Datschen (vom Russischen Wort *дача* = Sommerhaus) bauten oder bauen wollten. Die dorthin geleiteten Materialströme verdankten hocheffizient arbeitenden Organisationen der Schattenwirtschaft ihren Fluss und stammten mindestens zu 50 % aus illegalen oder „grenzlegalen“ Quellen. Die konkreteren Bezeichnungen wie „Diebesgut“ oder „Hehlerware“ trafen oft de jure zwar zu, wurden aber weder gedacht noch ausgesprochen. Die Staatsanwaltschaft griff nur zu, wenn es zu toll getrieben oder eine Anzeige erstattet wurde .

Wer kannte damals nicht die Frage:

*„Was passiert in einem Naherholungsgebiet wenn befohlen wird **Volkseigentum raustreten?**“*

Die Antwort lautete:

„Dann bleiben von den Datschen nur Ruinen übrig.“

Ein Präzedenzfall eindeutig illegaler Materialbeschaffung, der sich damals in meiner unmittelbaren Umgebung abspielte, sollte dem Leser nicht vorenthalten bleiben. Ein Mann in den besten Jahren mit unbekannter beruflicher Qualifikation, ein Typ den man in Magdeburg einen „schrägen Vogel“ nennt, hatte sich um den Posten des Hauptmechanikers in einem Magdeburger VEB beworben und wurde als solcher eingestellt. Zu den Aufgaben des Hauptmechanikers gehörte auch die Beschaffung von Materialien für die Erhaltung und Reparatur von Gebäuden und Maschinen. Er gab seine Materialanforderungen zur Planung, er bestellte die Materialien, über seinen Tisch gingen die Lieferantenrechnungen, er zeichnete sie „sachlich richtig“ und ihm oblag die Kontrolle der Übereinstimmung zwischen Rechnungstext und Eingang im Lager. Der „schräge Vogel“ hatte selbst ein recht aufwendiges Eigenheim fast fertig gebaut und wusste genau, warum er den an sich unbeliebten Posten des Hauptmechanikers angenommen hatte. Es kam zu Vermischungen der Materialströme für den Betrieb und das private Bauvorhaben, wobei letzten Endes ganze Ladungen im privaten Sektor landeten, während die Lieferantenrechnungen „sachlich richtig“ von der volkseigenen Buchhaltung verbucht und bezahlt wurden. Solange sich der Organisator solcher krummen Dinger nicht von Außenstehenden in die Karten sehen ließ und die Dinge nicht übertrieb, konnte das lange Zeit gut gehen.

Der Mann scheiterte an einer scheinbar unbedeutenden Leichtfertigkeit. Avisiert wurde die Lieferung einer LKW-Ladung Doppel-T-Träger NP20, für die im Zuständigkeitsbereich des Hauptmechanikers keinerlei Verwendung vorgesehen war. Das passte gut in seinen privaten Bauablauf, denn er wollte nachträglich noch eine unterkellerte Terrasse anbauen und brauchte dazu eben diese Träger. So dirigierte er die Ladung zu seinem Baugrundstück und übergab die Rechnung der Buchhaltung seines Betriebes zur Bezahlung. Das wäre mit an Tatsache grenzender Wahrscheinlichkeit von niemandem bemerkt worden, wenn....., ja wenn da nicht ein Haken an der Sache war.

Der Vorgänger im Amte des Hauptmechanikers hatte sich für ein außerplanmäßiges Baubjekt auf dem Betriebsgelände diese Träger von einem anderen Betrieb ausleihen können, und der Einfachheit halber war zur Umgehung bürokratischen Hürden ein Naturalaustausch vereinbart worden. „Ich gebe Dir die Träger, und du gibst mir die Träger später zurück.“

Die Forderung des Gebers nach Rückerstattung der Ware landete aus welchen Gründen auch immer nicht beim Hauptmechaniker, sondern beim Direktor. Der übergab sie der Buchhaltung, und die begann nun nach den bezahlten Trägern zu suchen. Das war für den „schrägen Vogel“ fatal.

Sein fast fertiges Haus wurde konfisziert, der Täter verschwand zeitweilig hinter Gittern. Das Sprichwort, das auf diese Story passt: „Übermut tut selten gut!“ Oder „Nur Erwischenlassen ist strafbar.“

Der Liedermacher Biermann (seltsam auf welche Zusammenhänge man beim Schreiben kommt) wurde von oben her böse kritisiert weil er in einem Lied sinngemäß formulierte: „will man in der DDR 10 Wohnungen bauen, dann muss man 12 Wohnungen planen.“ Er hatte das Ohr am Herzen der Republik und wusste wohl worüber er dichtete.

Zurück zum Juli 1970. Wir hielten still, um die Grundstücksüberschreibung nicht zu gefährden und wussten, dass dem stillen Abwarten Grenzen gesetzt werden würden. Unser Bauantrag lag beim Herrn Thomas im Tischkasten (oder in seiner Ablage „Unerledigtes“). Er war geprüft, in Ordnung befunden, und die Herausgabe der Genehmigung hing nur noch am Nachweis der Grundbucheintragung. Herr Thomas hatte sogar versprochen, das Grundstück Emdener Weg 3 in den nächsten Tagen oder Wochen nicht aufzusuchen, so dass etwa dort ablaufende bauliche Aktivitäten behördlicherseits nicht zur Kenntnis genommen würden.

Das ermutigte uns, etwas gegen den zweiten Zeitfaktor zu unternehmen. Das halbe Jahr war vergangen, für Bauarbeiten unter annehmbaren Wetterbedingungen standen nur noch 2-3 Monate zur Verfügung, und wir wollten zumindest das Kellergeschoss noch fertig bekommen, ehe der Winter einbrach. Was wir dann taten, grenzt an Übermut. Wir setzten den 1. August als Baubeginn fest

„Es wird die Baugrube ausgehoben, komme was da wolle!“

Das war ein emotionelles Aufbäumen gegen den bürokratischen Schlendrian der städtischen Behörden. Es war eine Explosion der Gefühle und der aufgestauten Aktionsbereitschaft. In naiver Fehleinschätzung der eigenen Möglichkeiten wollten wir vollendete Tatsachen schaffen und hätten uns damit im ungünstigsten Fall eine saftige Geldstrafe wegen eigenmächtiger Bautätigkeit und dazu noch das Bauverbot eingehandelt. Aber wir (besonders ich) konnten nicht mehr anders.

Die Organisation lief an und erreichte Hochtouren. Ein Bagger, ein Kipper-LKW und Tiefbauarbeiter wurden für das Wochenende **bestellt**.

Ach, wie einfach sich das so hinschreiben lässt! Es gab **für uns** keine Firma, die wir per Telefon mit der Ausführung der Erdarbeiten hätten beauftragen können. Der Leiter eines Baubetriebes musste überredet werden, für das Wochenende einen Bagger und einen LKW für „Freizeitarbeit“ freizugeben und dem Baggerfahrer und LKW-Fahrer diesen Einsatz zu gestatten. Die beiden menschlichen Schlüsselfiguren des Einsatzes mussten überredet werden, am Samstag und Sonntag ihr Gerät zu steuern. Zufällig hatten die Spezialisten nichts anderes vor und machten auch einen annehmbaren Preis. Keiner von beiden hatte zu Hause Telefon! Allein dieser Sektor der Vorbereitung kostete mehrere Stunden Zeit und einige zig Kilometer PKW-Fahrt durch und rings um Magdeburg.

Der Brigadier der Tiefbaubrigade von Firma E.König war natürlich auch nicht per Draht zu erreichen. In Erfahrung bringen, wo die Truppe gerade arbeitet, aus dem Institut wegstehlen, die Baustelle aufsuchen und den Mann nicht antreffen. Warten! Es war ein Wunder, dass auch er zum Wochenende nichts besseres vorhatte als auf unserer Baustelle Freizeitarbeit zu leisten.

Und dann standen wir – meine Frau und ich – am Samstag, dem 1. August 1970 um 7 Uhr auf unserem Baustofflagerplatz, fiebernd vor Ungewissheit, ob sich alle Glieder der Kette auch tatsächlich einfinden würden. Alle benötigten Personen hatten die Woche über mehr oder weniger schwer gearbeitet. Wem wäre es zu verdenken gewesen, wenn am Freitagabend ein Kumpel vorbeigekommen wäre, zu einem Umtrunk eingeladen hätte und dieser bis in die Morgenstunden des Samstag gedauert hätte. Das war die menschliche Unsicherheit.

Angesichts des meist fortgeschrittenen Alters der Baumaschinen und LKW in der Baubranche der DDR und der dementsprechend hohen Reparaturanfälligkeit der Geräte konnte es leicht am Freitag einen Schaden am Bagger oder LKW gegeben haben, dessen Behebung frühestens am Montag möglich war. Wenn auch nur ein Glied der Kette ausfiel, war der ganze Einsatz geplatzt. Mit einer telefonischen Benachrichtigung über solche Störquellen war absolut nicht zu rechnen. Handies gab es noch nicht, und die Mehrzahl der Telefonzellen in den Wohngebieten glänzten durch Funktionsmängel. Wer kann sich heute noch vorstellen, dass ein Mensch, um ein Telefongespräch zu führen, eine Stunde lang von Telefonzelle zu Telefonzelle läuft und nach Feststellung der Funktionsuntüchtigkeit der vierten Zellen entnervt aufgibt? Mir ist das passiert. Und wo sollten sie auch anrufen? Auf unserer Baustelle war ein Telefonanschluß undenkbar.

Das waren die Gedanken, die unsere Nerven flattern ließen. Aber alle Glieder der Kette waren geschmiedet und gehärtet. Viertel nach sieben kamen die Tiefbauer mit ihrem Brigadier – Paule W. – den Kümmelsberg raufmarschieret. Sie hatten offenbar gute Gründe, uns in der Hoffnung auf Bagger und LKW zu bestärken, die sich dann so gegen 8 Uhr mit ihrem Motorenlärm ankündigten.

Wer von voluminösen Erdarbeiten etwas versteht, wird fragen, welche Produktivität mit einem Bagger und nur einem LKW erreicht werden sollte, wenn die Kippe 8 Kilometer entfernt liegt und die Fahrt dorthin quer durch das Stadtzentrum geht. Die meiste Zeit hätten der Bagger und die Helfer Pause gehabt, wartend auf die Rückkehr des entladenen LKW..

Ein glücklicher Zufall und die wunderbare Solidarität auf der untersten Ebene der sozialistischen Gesellschaft bescherten uns eine hocheffektive Lösung.

Weniger als 100 Meter von unserem Bauplatz entfernt auf freiem Feld war von einem VEB der Baubranche ein Aushub-Zwischenlager angelegt worden. Von dessen nicht weit entfernt gelegener Baustelle wurde ein Teil des Aushubes dort abgekippt, um zu einem späteren Zeitpunkt wieder zurückgebracht zu werden. Platzmangel an der Baustelle zwang zu diesem für uns so günstigen Verfahren. Die Fahrzeuge dieses VEB rollten auch am Samstag dem 1. August 1970. Was lag näher, als dieses Zwischenlager für uns als Endlager nutzbar zu machen? Dazu bedurfte es nur der Zustimmung seitens der Fahrer des VEB.

Horst, der pfiffigste unserer Tiefbauer (wir nannten sie „Wuchter“) meinte:

„Chef, wenn du einen Roten (50 Mark) spendierst, bringe ich die Sache in Ordnung,“

Ich hatte den Betrag flüssig und war zu diesem Einsatz aus guten ökonomischen Gründen bereit. Horst verhandelte mit den Fahrern und übergab nach Einholung ihrer Zustimmung den geldlichen Gegenwert für die „Nichtzurkenntnisnahme“ der Beteiligung unseres LKW an der Beschickung des Zwischenlagers. Und dann rollte unser Aushubgeschäft. Während der kurzen Wartezeiten zwischen Abfahrt des beladenen und Rückkehr des entleerten LKW setzte der Bagger die Aushubmengen um, die zum Verfüllen sowieso auf dem Grundstück verbleiben sollten.

Wie sich der Verantwortliche der VEB-Baustelle im Zuge der Rückführung des Erdreiches deren Zuwachs an Volumen um etwa 150 Kubikmeter erklärt hat, blieb uns verborgen. Es interessierte uns auch nicht. Ein Verfahren zum Auseinandersortieren von Erdstoffen nach Herkunft gab es nicht und dürfte auch heute kaum existieren. Die vom Fuhrpark der volkseigenen Seite ausgeführten überzähligen Fahrten zur Kippe haben unseren Bauetat nicht unwesentlich entlastet. Dies nicht nur wegen entfallener LKW-Fahrten in unserem privaten Sektor sondern vor allem dadurch, dass der Aushub der Baugrube zum Feierabend des 1. August praktisch abgeschlossen war, und am Sonntag weder Bagger noch LKW weiter benötigt wurden.

Streng genommen handelte es sich bei dieser Aktion wieder einmal um eine kriminelle Handlung, denn zu Gunsten eines privaten Bauvorhabens wurde ein VEB mit zusätzlichen Kosten belastet. Derartige Überlegungen wurden aber damals – heute kaum verständlich – überhaupt nicht angestellt. Alle Beteiligten freuten sich diebisch darüber, dass sie etwas von ihrem Anteil an der sozialistischen Wirtschaft in einen greifbaren Nutzen gewandelt hatten. Das Anzapfen des Volkseigentums zum persönlichen Nutzen wurde schätzungsweise von einer stabilen Mehrheit der Bevölkerung bestenfalls als Kavaliersdelikt eingestuft.

Vorschub wurde dieser Einstellung unter anderem auch dadurch geleistet, dass die Häsher der sozialistischen Staatsanwaltschaft viel stärker auf die Verfolgung „politisch feindlicher Elemente“ als auf die Bekämpfung solcher Kleinkriminalität ausgerichtet waren. Der infolge dieser Laxheit angerichtete Gesamtvolkswirtschaftliche Schaden dürfte aber Jahr für Jahr in die Milliarden gegangen sein.

Am Sonntag erlebten wir ein Beispiel dafür, dass auch ein „ungelernter“ Tiefbauarbeiter eine ausgeprägte Berufshere hat und über großes Können verfügen kann. Die drei Wuchter – Horst, Harald und Kurti – planierten von Hand die Grundfläche der Baugrube, und es kam zu einer Wette die ich verlor.

Horst behauptete, dass er die Fläche von rund 10 x 10 Metern nach Augenmaß so genau planiert, dass der Höhenunterschied zwischen den Ecken höchsten 5 Zentimeter beträgt. Ich hielt dagegen, holte von Bauingenieur Lothar das Nivelliergerät und ermittelte die Höhendifferenzen auf den Millimeter genau. Es waren erheblich weniger als 5 Zentimeter.

Zum Baustofflager hatte sich nun das erste Element des Bauwerkes gesellt, ohne Baugenehmigung und auf einem Grundstück, dessen Eigentümer wir juristisch gesehen noch gar nicht waren. Das Zittern ging also weiter. Der siebte Monat seit Beantragung der Grundbuchumschreibung war abgelaufen, und dann kam am 5. August, dem Geburtstag meiner Frau, telefonisch die erlösende Aufforderung, im Notariat zu erscheinen, um die Formalitäten des Eigentumsüberganges zu erledigen. Das ging ziemlich schnell, und in Jubelstimmung begaben wir uns nach Hause, um mit dem Geburtstag auch dieses Ereignis zu feiern. Mir war nach einem hemmungslosen Besäufnis zu Mute. Glücklicherweise kam ich noch vor der ersten Alkoholdosis auf die Idee, „unserem“ Herrn Thomas von der Staatlichen Bauaufsicht die Neuigkeit mitzuteilen. Welch ein Glück! Seine Antwort lautete sinngemäß:

„Mann, steigen sie sofort in ihr Auto und bringen sie mir den amtlichen Eigentumsnachweis für das Grundstück Das ist mein Ernst, verlieren sie keine Minute!“

Nach weniger als einer halben Stunde war ich mit den Unterlagen an Bord und hörte von Herrn Thomas die

Erklärung, die er mir am Telefon nicht geben wollte:

„Gestern wurde im Rat der Stadt beschlossen, dass Baugenehmigungen für den Eigenheimbau nur noch in Sonderfällen auf Ratsbeschluss erteilt werden. Das erfuhr ich auf dem Wege des innerbehördlichen Rundsprechverfahrens. Eine entsprechende amtliche Anweisung ist aber beim Leiter der Staatlichen Bauaufsicht bisher noch nicht eingetroffen. Heute darf ich noch unterschreiben und siegeln, morgen früh vielleicht schon nicht mehr.“

Als einer der glücklichsten Menschen dieses Tages verließ ich den Rathausneubau an der Hauptwache, die Baugenehmigung mit dem grünen Stempel wohl verwahrt in der Aktentasche. Laut hätte ich es ausschreien mögen, aber ich stahl mich still von dannen in der Angst, jemand könnte mich zurückrufen, ehe ich außer Sichtweite war.

Dank dem Institutskollegen mit der LVO-Nummer, Dank den Kollegen vom VEB Isolierungen Berlin für die lockere Abwicklung des Geschäftes mit dem Schaumpolystyrol, Dank dem Bauaufsichtler der sich solche Mühe gab, seinen Dank für die Bereitstellung des einen Kubikmeters Schaumstoff zu dokumentieren, ohne dass er auch nur ein einziges mal auf eine diesbezügliche Verpflichtung hingewiesen worden wäre. Er hatte wohl auch eine gute Portion Mitleid mit uns geprüften Hausbau-Aspiranten..

Wir erhielten die letzte in den 70er Jahren von der Magdeburger Filiale der StBA ausgestellte Baugenehmigung für den Bau eines Eigenheimes.

Später kam das alles anders. Doch darüber in einem anderen Kapitel.

5. Der Bau geht los

Werden die Kräfte und die Finanzen ausreichen?

Was hatte der Chef der Magdeburger Bauaufsicht gesagt?

„Neunundneunzig von hundert geben auf!“

Wir hatten nicht aufgegeben, sondern mit allen Kräften auf das Ziel – die Baugenehmigung – hin geschuftet, monatelang unter Spannung gestanden und nicht wenig Ängste davor ausgestanden, dass im ungünstigsten Fall alles umsonst hätte sein können. Das Ziel war erreicht. Wir erwiesen uns als *„die Hundertsten von hundert.“* Aber, das war doch gar nicht **das** Ziel, sondern nur ein Etappenziel. Auf dem Weg zum fertigen Haus gab es noch viele Etappen. Da war plötzlich eine Leere der Gefühle und der Wunsch, die Arme sinken zu lassen und auszuruhen..

Damals verfolgte mich eine Vision, die man als Fabel aus Altvätertagen folgendermaßen formulieren könnte.

„Reisende erzählen, dass hinter dem benachbarten hohen Gebirge ein Land existiert, in dem eine paradiesische Stadt zum Leben einlädt. Dorthin wollen wir. Der Weg führt zuerst durch einen Tunnel unter dem Gebirgskamm hindurch. Der Tunnel ist baufällig und kann jederzeit durch ein Erdbeben einstürzen. Während der Wanderung durch das Dunkel unter dem Berge warten wir immer auf das Licht am Ende des Tunnels. Dort wo das Licht ist, kann uns nichts Schlimmes mehr passieren. Dann wird es Licht, der Tunnel liegt hinter uns, aber vor uns eine völlig neue und unbekannte Landschaft, hinter der weit weg hinter dem Horizont das wirkliche Ziel der Reise liegen soll. Die eigentliche Reise beginnt erst, und der Wanderer weiß nicht, welche Erschwernisse und Gefahren unterwegs noch auf ihn warten.“

Es war nicht einfach, die neue Mobilisierung der eigenen Kräfte für den bevorstehenden weiten Weg zu vollziehen. Nach 8 Monaten kräfte- und nervenzehrender Arbeit standen wir an dem Punkt des Unternehmens, an dem der Regel-Bauherr von heute nach Beauftragung des Architekten und eines Baubetriebes interessiert beobachtet, wie auf seinem Bauplatz Aktivitäten entwickelt werden. Wir, d.h. meine Frau und ich, hatten während dieser acht Monate nicht einen freien Tag, kein arbeitsfreies Wochenende und keine Urlaubsreise. Wenn die Wetterbedingungen definitiv keinen Einsatz zur Baustoffbeschaffung zuließen, dann meldete sich ein ganz anderes noch ungelöstes Problem: die verfügbaren finanziellen Mittel würden zur Fertigstellung des Hauses nicht ausreichen.

Als der Gedanke des Eigenheimbaues noch im embryonalen Zustand steckte, hatten wir bei Freunden und Bekannten nachgefragt, die Ende der fünfziger bis Mitte der sechziger Jahre ihr Eigenheim gebaut hatten. Da hörten wir immer wieder, dass das DDR-einheitliche Standardprojekt für rund 40.000 Mark realisiert worden ist. Einige der Hauseigner hatten die Grundrisse etwas zu ihren Gunsten korrigiert und beim Ausbau etwas mehr Luxus walten lassen als der sozialistische Einheitsstrend es vorsah. Die waren dann auf fünfzig- bis sechzigtausend gekommen, und das hätten wir mit unseren Rücklagen durchaus geschafft. Nicht beachtet hatten wir, dass diese Häuslebauer das Bauland für 99 Jahre zur kostenlosen Nutzung vom Staat erhalten hatten. Außerdem bekamen sie Materialzuweisungen zu Niedrigpreisen wo wir Überpreise bezahlen mussten.

Vom Architekten hatten wir nachträglich noch einen Kostenvoranschlag bekommen, der für das Haus und die frei stehende Garage 72.000 Mark auswies. Dazu kam der Grundstückspreis von 10.000 Mark. Dass der Gesamtaufwand für den Bau letztenendes eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Kalkulationsergebnis

aufwies, war wohl eher einem unerklärlichen Zufall als der Kunst des Kalkulators zu verdanken. Aus erhalten gebliebenen Aufzeichnungen ist zu entnehmen:

	Kalkulation, DM	Real, DM
Rohbau	50.021	28.000
Ausbau	12.979	45.000

Zum gegebenen Zeitpunkt ahnten wir schon, dass dem Kostenvoranschlag nicht zu trauen war, und uns auf der Zielstrecke finanziell die Luft ausgehen würde. Erkundigungen bei Banken und Sparkassen wegen eines Baukredits brachten negative Ergebnisse. Da es offiziell und planmäßig keinen Eigenheimbau mehr gab, wurden auch die günstigen Baukredite mit 4 % Zinsen incl. Tilgung nicht mehr ausgereicht. Für einen freien Kredit konnten wir den volkseigenen Bankern keine ausreichenden Sicherheiten bieten. Das Grundstück war doch offiziell nur einen Pappenstiel wert – kaum mehr als eintausend Mark. Zudem war das Grundstück die reinste Schutthalde und als solche schon gar nicht als Sicherheit für einen Kredit zu akzeptieren. Welchen Bänker hätten wir für ein Grundstück interessieren sollen das mehr einer Müllkippe als einer potenziellen Baustelle glich?

Es gab aber neben meinem laufenden Gehalt für die Tätigkeit im Institut noch eine Geldquelle aus Freizeitarbeit. Übersetzungen russisch-deutsch und deutsch-russisch. Aus der zehnjährigen Periode meiner früheren Selbständigkeit als freier Übersetzer gab es noch einen Rest von Kunden, die Wert auf **meine** Übersetzungen technischer Fachtexte legten. Das war ein realer Rettungsanker. Das bedeutete aber, dass es selbst an Regen-, Sturm-, Schnee- und Eistagen keine Freizeit gab. Da saß ich dann an den Abenden und Wochenenden am Diktiergerät oder der kyrillischen Schreibmaschine, immer mit der sturen Devise: „Alles für das Haus!“ Mit den Erlösen aus diesem Nebenerwerb wurde das Finanzierungsloch zum Teil gestopft. Dafür mussten aber erhebliche Defizite an normalem Familienleben in Kauf genommen werden. Die Reibungsverluste in der ehelichen Zweisamkeit wurden zu einer zusätzlichen Belastung für die Bauherrin und den Bauherrn.

Auf der Suche nach weiteren Geldquellen kamen wir zu einem Entschluss, der weniger mir als meiner Frau sehr schmerzlich ankam. Unser gemeinsames Fortbewegungsmittel war ein „Wartburg Tourist“, zur damaligen Zeit **das** Traumauto in der DDR, erstanden zum Neupreis von 20.000 Mark der Deutschen Notenbank. Für die Augen des DDR-Bürgers war der „Tourist“ eine Schönheit und für die Frau am Steuer eine menschliche Aufwertung, eine Art Statussymbol. Auch ich habe ihn geliebt – den „Tourist“! Dennoch standen für mich praktische Erwägungen in der Werteskala höher als Schönheit und Geltungsbedürfnis. Wie eine Bombe muss es bei meiner Frau eingeschlagen haben, als ich folgende Gedanken in Worte fasste: „Wenn jetzt der Bau richtig losgeht, dann müssen wir auch unseren PKW für Transporte nutzen. Durch Transporte von Baumaterial wird der Verschleiß des Fahrzeuges erheblich beschleunigt. Jetzt ist der „Tourist“ kaum mehr als ein Jahr alt und mehr als den Neupreis wert. Wenn das Haus fertig ist, können wir ihn als Schrott abschreiben. Ein Trabant Kombi mit Anhänger schleppt auch eine Menge Last über die Straße, und der Wertverlust während der Bauzeit ist nur halb so groß wie beim Wartburg. Lass uns den „Tourist“ zum Tausch gegen einen Trabant Kombi anbieten. Wenn wir Glück haben, bringt uns dieser Tausch 10.000 Märker bar auf die Hand.“

Gegen die praktische Seite dieses Vorschlages war nichts einzuwenden, aber die gefühlsmäßige Barriere war schwer zu überwinden. Wie lange wir dieses Thema diskutiert haben, weiß ich nicht mehr. Es kam schließlich zum Konsens, wobei die Kompromissbereitschaft von Seiten meiner Frau in höherem Maße gefordert war als von meiner Seite. Es wurden zwei Anzeigen aufgegeben:

**„Biete Wartburg Tourist Bj. 69, Bestzustand.
Suche Trabant Kombi fabrikneu mit AZV., Wertausgleich.
Angebote unter VST.xyz“**

Und

**„Suche PKW-Anhänger (Kasten), Tragkr. mind. 300 kg
Angebote unter Vst.xyz“**

Der „Tourist“ wurde in relativ geringen Stückzahlen gebaut und glücklich der, dem dieses bewunderte DDR-Produkt ins Haus stand. Die offizielle Wartezeit auf Lieferung dieses Sondermodells lag seinerzeit wohl in der Größenordnung von 12 Jahren. Eine Anzeige wie die obige, musste bei Autofans euphorische Reaktionen auslösen. Der Tausch in dieser Richtung wurde so gut wie nie in Zeitungen angeboten. Etwas Besonderes in unserer Wunschliste waren aber die Forderungen „fabrikneu“ und „mit AZV.“ Auch die Anhängerzugvorrichtungen für Trabant und Wartburg waren seinerzeit Mangelware, und den Beschaffungsaufwand wollten wir uns nach Möglichkeit ersparen. Diese außerordentlichen Wünsche waren es mit Sicherheit, die uns vor Waschkörben voller Zuschriften bewahrten. Wer hatte denn schon einen

nagelneuen Trabant Kombi und dazu noch eine AZV bei der Hand.

Es kamen ganze drei Zuschriften, von denen zwei die Bedingung „fabrikneu“ durch das Prädikat „wenig gefahren, Bestzustand“ zu ersetzen suchten. Sie fielen natürlich durch. Unser uneingeschränktes Interesse weckte die dritte Zuschrift dadurch, dass die Erfüllung aller Bedingungen ohne Abstriche zugesagt wurde und die Formulierung „Wertausgleich 10.000 Mark“ darin enthalten war. Darauf hatten wir im Stillen gehofft, waren uns aber durchaus nicht sicher, ob diese Hoffnung eine reale Basis hatte.

Anbieterin war eine Dame aus Magdeburg. Nach telefonischer Terminabsprache suchten wir sie auf und erfuhren folgende Geschichte:

„Nach vielen Jahren Wartezeit (waren es im Jahre 1970 zehn oder zwölf Jahre, ich hab's vergessen) kam ihr die Mitteilung des volkseigenen Autohandels ins Haus geflattert, dass für sie am soundsovielten Tag des Monats ein Trabant Kombi zur Abholung bereit stünde. Sie hatte an diese Bestellung gar nicht mehr gedacht und verfügte keineswegs über die Summe Geldes, die erforderlich war, um den Kauf zu tätigen (der Kombi kostete damals rund 12.000 Mark). Um von der angebotenen Lieferung wenigstens den Seltenheitswert in persönlichen Nutzen umsetzen zu können, studierte sie die Suchanzeigen in den Tageszeitungen. Immerhin wurde ein neuer Trabant Kombi im „freien Handel“ mit bis zu 5000 Mark überzahlt. Bei diesem Studium fiel ihr auch unsere Tauschanzeige ins Auge, und sie erinnerte sich an einen recht wohlhabenden fernen Verwandten – wohnhaft in der Gegend von Schleiz in Thüringen – dessen Autofahrerherz sich schon lange nach einem Wartburg „Tourist“ sehnte. Er war Schäfer von Beruf und schätzte – wie wir später erfuhren – vor allem die in diesem Fahrzeug gelungene optimale Kombination von Schönheit und extrem großem Ladevolumen. Ein selbständiger Schäfer konnte wohl unter den Bedingungen der sozialistischen Wirtschaft nur dann wohlhabend werden, wenn er über ein geschlossenes Transportfahrzeug zur Auslieferung privat (und vielleicht auch nicht ganz legal) produzierter Schlachttierkörper und Schaffelle verfügte. Der Interessent kannte den Markt und wusste, dass er als Tauschpartner nur dann eine Chance hatte, wenn der Wertausgleich großzügig angeboten würde. So kam dann innerhalb von 24 Stunden das Angebot an uns zu Stande.“

Es juckt mir in den Fingern, und ich kann es mir nicht verkneifen, an dieser Stelle – vom eigentlichen Thema abschweifend – etwas zum Begriff des **freien Handels in der sozialistischen Gesellschaft** mit speziellem Bezug auf das Geschäft mit Kraftfahrzeugen zu sagen. In der DDR wurden alle Preise durch ein zentrales Organ des Finanzministeriums als Festpreise fixiert. Für jeden verkäuflichen Gegenstand und jede Dienstleistung musste eine Preisgenehmigung des Ministeriums eingeholt werden, und Abweichungen von diesen Festpreisen ohne Sondergenehmigung der Preisstelle waren **strafbar**. Im Bericht über den Kauf des Grundstückes war das schon erwähnt worden. Der Besitzwechsel von Grundstücken war aber ein überaus seltenes Ereignis im Vergleich zu dem Kauf und Verkauf von Kraftfahrzeugen zwischen Bürgern der DDR. Jeder Bürger, d.h. auch die Damen und Herren Funktionäre bis in die höchsten Ränge, wusste, dass für jedes den Besitzer wechselnde Kraftfahrzeug eine Wertermittlung der KTA (Kraftfahrtechnische Anstalt) eingeholt werden und der dort ermittelte Wert als Preis im Kaufvertrag stehen musste. Sie wussten aber ebenso gut, dass sich der Handel nie zum offiziellen Preis vollzog. Der tatsächliche Kauf- und Verkaufspreis lag in der Regel um 50 bis 150 % über dem Schätzwert der KTA. Um den Bürgern die Strafbarkeit solcher „Händel“ zu Bewusstsein zu bringen, hätte die Staatsanwaltschaft ganze Divisionen von Ermittlern beschäftigen müssen. Sie tat es nicht, und nur naive Dummköpfe wurden gefasst. Dann ging es allerdings hoch her! Der Gegenstand des Handels (das Auto) und der überzahlte Betrag wurden vom Fiskus eingezogen. Das kam aber wirklich nur vor, wenn sich einer der Betroffenen übervorteilt fühlte und deshalb die bodenlose Dummheit beging, Anzeige zu erstatten. Da auch der Anzeigende bestraft wurde, gab es solche Anzeigen nur in seltenen Ausnahmefällen. So vollzogen sich in der DDR täglich hundert- und tausendfach strafbare Handlungen, ohne dass gegen dieses „Banditentum“ seitens der Kriminalpolizei ein Feldzug unternommen worden wäre. Diejenigen, die den Feldzug kommandieren und darin als Kämpfer hätten auftreten sollen, waren ja selbst an diesen Gesetzesbrüchen aktiv beteiligt.

Zurück zum Thema!

Schon einen Tag nach der ersten Kontaktaufnahme kam es zum Treffen mit dem potenziellen Tauschpartner, und der Vertrag wurde per Handschlag abgeschlossen. Wir nahmen 10.000 Mark in Bar, die Papiere des Trabant Kombi sowie die noch nicht angebaute Anhängerzugvorrichtung entgegen und übergaben die Papiere unseres geliebten „Tourist“. Die endgültige Ausfertigung des Kaufvertrages musste wegen der ausstehenden Schätzung durch die KTA noch aufgeschoben werden. Zur Umschreibung des Fahrzeuges durch die Kfz-Zulassungsstelle der Volkspolizei mussten der Kraftfahrzeugbrief, die amtliche Schätzurkunde und der von beiden Partnern unterschriebene Kaufvertrag vorliegen. Der Schäfer war so geil auf das Fahrzeug, dass er die Beschaffung der Schätzurkunde einschließlich der anfallenden Kosten übernahm.

Bezüglich des Trabant war die Sache einfacher, denn er war fabrikneu, und da galt noch der Abgabepreis des Volkseigenen Autohandels.

Der Partner befand sich in euphorischer Stimmung, und es kam nach dem Geschäftsabschluss zu einer

freundschaftlichen Unterhaltung bei einer Tasse Kaffee. Wir sprachen vom Grund unseres Verzichts auf den Luxus, einen „Tourist“ zu fahren, und berichteten über die Schwierigkeiten der Bauvorbereitungen. Dabei kam auch zur Sprache, dass wir für den weiteren Bauablauf unbedingt einen Mörtelmischer brauchten und keine Chance sahen, ein derartiges Gerät zu beschaffen. Das sah der Schäfer ganz anders. Er versprach uns in die Hand, dass ein Mörtelmischer passender Größe in Bälde auf der Baustelle stehen wird. Er hat sein Wort gehalten. Im Geschäftsverkehr der Schattenwirtschaft unterhalb der sozialistischen Ebene hatte eben ein Schäfer ganz andere „Valuta“ zu bieten als ein jämmerlicher wissenschaftlicher Mitarbeiter im Zuständigkeitsbereich der Lebensmittelindustrie.

Zur Bausaison 1970 kam der Mörtelmischer zwar nicht mehr zurecht, aber im Folgejahr hat er uns unschätzbare Dienste geleistet. Eines Tages im Herbst kam ein Anruf vom Nachbarn gegenüber der Baustelle:

„Da kam gerade ein LKW aus Schleiz, der hat für euch einen Mörtelmischer angeliefert. Ich habe ihm beim Abladen geholfen und den Lieferschein angenommen!“

Die Rechnung kam Wochen später und wurde natürlich sofort bezahlt. So groß war das Vertrauen unter Geschäftspartnern der Schattenwirtschaft! Da galt ein Handschlag noch etwas, und die Zahlungsmoral war ausgezeichnet. Zwar weiß ich nicht, ob es immer so war, ich hatte aber diesen Eindruck gewonnen.

Während der lockeren Unterhaltung gab der Schäfer eine Bemerkung von sich, die mir meine Unfähigkeit im Aushandeln von Preisen bewusst machte. So ganz beiläufig ließ er fallen, dass er mit einer Zuzahlung bis zu 15.000 Mark gerechnet hatte und bereit war bis zu diesem Betrag mitzugehen. 5000 Mark verspielt!

Das Einsteigen in den Trabi und das Davonfahren im Angesicht des nicht mehr uns gehörenden „Tourist“ war ein trauriges Ereignis. Ob meiner Frau die Tränen in den Augen standen, kann ich nicht behaupten, nur vermuten. Ich habe bewusst nicht hingeschaut. Wie heißt es doch in dem Lied?

„Abschied ist ein Bisschen wie Sterben“

Opfer müssen gebracht werden, - dieser kernige Spruch ging mir damals ständig durch den Kopf..

Die Angelegenheit mit dem PKW-Anhänger wurde ohne jegliche emotionelle Komplikationen erledigt. Zum stolzen Preis von 1200 Mark der DDR erwarben wir einen unerhört stabilen Eigenbau mit hohem Kasten. Die Zulassung lautete auf eine Tragfähigkeit von 350 kg, er überstand aber Fahrten (im Schritt-Tempo) mit der doppelten Last.

So besaßen wir nun einen robusten „Klein-LKW“ und den in der DDR für jeden Grundstückbesitzer obligatorischen „Klaufix“ als hauseigene Lastransportmittel.

Dem Schließen der Finanzierungslücke waren wir durch diesen Deal ein gutes Stück näher gekommen, aber von totaler Schließung konnte noch nicht die Rede sein.

So trennten wir uns – mehr oder weniger gezwungenermaßen – von unserem Klappzeltanhänger „Klappfix“ und der gesamten Camping-Ausrüstung. Mit dem Trabi hätten wir dieses schwere „Geschoss“ sowieso nicht über Land schleppen können. Der Handel verlief ganz unspektakulär und brachte eine weitere Auffüllung der Baukasse um 5000 Mark.

Noch eine Position des Ausverkaufes im Zeichen der Baufinanzierung gab es. Meine zu Zeiten der selbständigen Übersetzertätigkeit akkumulierte Fachbuch-Bibliothek zählte mehrere Hundert Bände, darunter auch die Große Sowjet-Enzyklopädie, ein 50 bändiges Universal-Lexikon in russischer Sprache. Im geplanten Eigenheim würde für diese kaum noch genutzten Bücher schwerlich ein ständig zugänglicher Platz zu finden sein. Also, rechtzeitig um Absatz bemühen! Das gelang auch. Eine „Fuhre“ Bücher wanderte ins staatliche Antiquariat, und der Kassenpegel stieg erneut um etwa 3000 Mark.

Mehr gab es im gemeinsamen Haushalt nicht, was man hätte zu Preisen verkaufen können, die im Maßstab der Baukasse als relevant gelten konnten. Es blieb noch ein Loch im Finanzierungsplan, aber nun gaben wir uns mit der Devise „kommt Zeit, kommt Rat“ zufrieden

Die Kellerwände

Womit beginnt der Bau eines unterkellerten Hauses? Mit dem Aufmauern der Kellerwände auf zuvor hergestellten Streifenfundamenten. Was braucht man dazu? Ziegelsteine, Kalk, Zement, Sand und Maurer mit ihrem Handwerkzeug. Dazu Mörtelkübel, möglichst einen Mörtelmischer, Rüstböcke und Gerüstbohlen. Auf der Materialseite fehlten noch Kalk und Sand, wobei für den Maurer Sand nicht gleich Sand ist. Sogenannten „scharfen“ Sand will er zum Mauern haben. Woher nehmen? Wieder dieses teuflische Problem, dass Branntkalk im Sack nur selten für den Endverbraucher angeboten wurde und Sand – noch dazu bestimmter Qualität – als Ware im Einzelhandel nicht geführt („gelistet“) war. Im Nachschlagewerk „Wer liefert Was?“ nachzulesen, war zwecklos. Darin stand nichts über die Quellen für den einzelnen Bürger. „Gelbe Seiten“ gab es noch nicht, aber das schon mehrfach angesprochene Rundsprecherverfahren in der unteren Ebene der Schattenwirtschaft war eine gleichwertige Informationsquelle. Irgendwer wusste, dass der als Abfallprodukt aus der Azetylenproduktion anfallende Karbidschlamm sich ganz ausgezeichnet für die

Zubereitung von Mauermörtel eignet. Und in Magdeburgs Norden gab es einen VEB Azetylenwerk, wo tausende Kubikmeter solchen Schlammes in einer riesigen Grube lagerten. Herr über diese Grube war ein Meister, der in seiner Bude am Grubenrand sogar einen Telefonanschluss hatte.

Allein der Weg bis zu dieser Erkenntnis war für mich weit und verschlungen. Zur Abkürzung des weiteren Weges bis zur Lieferung des gesuchten Stoffes hätte man telefonischen Kontakt mit dem Meister aufnehmen können. Besser war es aber, ein Gespräch von Mann zu Mann zu führen. Schließlich musste geklärt werden, ob das Geschäft legal über Bestellung und Rechnungslegung oder per Handschlag und Bargeld auf die Hand abzuwickeln war. Bei solchen Gesprächen musste man seinem Gesprächspartner in die Augen sehen und gegenseitiges Vertrauen aufbauen. Handschlag und Bargeld waren immer die preiswertere Variante, die eröffnete sich aber nur denen, die als Insider aufgenommen wurden.

Ich hatte eine Empfehlung (vergessen von wem) und konnte auf Entgegenkommen hoffen. Die Hoffnung war nicht vergeblich:

„Graben sie auf ihrem Grundstück eine Grube für 5 Kubikmeter Karbidschlamm und sorgen sie dafür, dass ich mit dem schweren Kipper rückwärts ranfahren kann. Ich kippe das Zeug ab, und sie decken die Oberfläche der Kalkpampe mit Sand zu.“

Dass es auf der Baustelle noch keinen Eimer voll Sand gab, brauchte er ja nicht zu wissen.

Und was sollte die Lieferung frei Baustelle kosten? Ganze 70 Mark! Natürlich bar auf die Hand. Wozu musste denn auch der Hauptbuchhalter wissen, dass mal eine Fuhre des Abfallprodukts nicht über die Bücher ging. Eine Mengenkontrolle war in der Karbidschlamm-Grube sowieso nicht möglich.

Es ist wahrhaft erstaunlich, mit welcher Selbstverständlichkeit und welcher Vertrauensseligkeit solche „Deals“ im sozialistischen Wirtschaftssystem über die Bühne gingen. Juristisch gesehen vollzog der Meister eine Veruntreuung oder sogar Diebstahl, und ich holte mir Hehlerware auf die Baustelle. Kein Mensch wäre aber zu dieser Zeit auf den Gedanken gekommen, das unter „Freunden“ vollzogene Geschäft mit so harten Prädikaten zu belegen. Ein Wenig mulmig war mir nur wegen der fehlenden Rechnung. Eine Tiefenprüfung der Übereinstimmung von Materialvorräten auf der Baustelle und Eigentumsnachweisen in Form von bezahlten Rechnungen hätte uns in erhebliche Schwierigkeiten gebracht. Dieses Problem hing dann während der gesamten Bauzeit wie ein Damoklesschwert über uns. Die latente Gefahr bereitete uns aber mit fortschreitender Zeit immer weniger schlaflose Stunden. Es ging uns wie den Bewohnern des fruchtbaren Landes am Fuße eines tätigen Vulkans. Die können auch nicht ohne Schlaf leben weil irgendwann in einer Stunde oder in tausend Jahren ein schwerer Ausbruch geschehen wird.

Der Erhalt der Lieferzusage war ein riesiger Erfolg, der einzige angebotene Liefertermin dagegen – eine Katastrophe.

„Morgen Vormittag habe ich gerade ein Fahrzeug frei. Die Gelegenheit müssen sie nutzen.

Wann es wieder klappt, könnte ich jetzt gar nicht sagen.“

Was blieb mir übrig, die Grube musste bis zum nächsten Morgen ausgehoben sein. Der Besuch an der Karbidschlammgrube hatte während der Dienstzeit stattgefunden, d.h. ich musste zurück zum Institut. Erst nach Feierabend konnte ich die Baustelle ansteuern, um die empfohlene Grube auszuheben. Für ein Fassungsvermögen von 5 Kubikmetern musste etwa das gleiche Erdvolumen bewegt werden. Da ich in der Kriegsgefangenschaft ausgiebig mit Erdarbeiten Bekanntschaft gemacht hatte, war mir klar, dass die Grube vor Mitternacht nicht fertig sein würde. Es fanden sich Helfer, aber diese Wühlerei werde ich im Leben nicht vergessen.

Am nächsten Morgen konnte ich mit dem besten Willen nicht schon wieder den Arbeitsplatz für eine linke Tour verlassen. Meine Frau übernahm es, die Kalklieferung in Empfang zunehmen und zu bezahlen. Das klappte ohne Komplikationen. Wieder war also ein Materialproblem gelöst. Wiederum auf nicht ganz saubere Weise! Die Karbidschlamm-Connection erwies sich als absolut stabil und deckte mit weiteren Lieferungen den Kalkbedarf bis zur Fertigstellung des Hauses.

Nun, die Beschaffung von Sand für den Mauermörtel lief nach einem ähnlichen Schema. Da gelang es mir, eine Beziehung zu knüpfen, die auch während der gesamten Bauzeit gehalten hat. Partner war hier einer der wenigen Magdeburger Privatunternehmer im Transportgeschäft, der im Auftrag von volkseigenen Baubetrieben Kies und Sand aus der Kiesgewinnung in Magdeburg-Salbke nach den verschiedensten Baustellen fuhr. An dieser Kiesgrube wurde klassiert, d.h. der mit dem Bagger gehobene Rohkies mit mechanischen Sieben in diverse Körnungen getrennt. Der dort anfallende Mauersand verdiente das geforderte Prädikat „scharf“.

Und wieder war es ein krummes Geschäft, d.h. ich bekam Sand, zahlte in Bar und musste auf eine Rechnung verzichten. Wie das Geschäft vor sich ging, erfuhr ich von einem Krafffahrer dieser Firma ganz zufällig. Nach der Anfuhr einer Fuhre Kies wollte ich ihm einen Fünzfinger in die Hand drücken. Da druckste er und fragte:

„Chef, ham'ses nich kleener? Ich muss zwanzich Mark beim Meester von der Sandgrube abliefern.“

So also ging das. Der Meister von der volkseigenen Sandgrube wollte eben auch leben

Die Beschaffung von Rüstböcken und –bohlen war eine Story für sich. Weiter vorn in meinem Bericht hatte

ich den Hauptmechaniker eines Magdeburger VEB erwähnt, der im Olvenstedter Scheid (einer Straße am westlichen Ortsrand Magdeburgs) eine üppige Villa gebaut hatte. Seine Einschätzung, „Hausbau ist doch eine ganz einfache Sache“ trug mit dazu bei, dass wir uns ohne ernsthafte Sachkenntnis in das Abenteuer des Eigenheimbaues stürzten.

Von seiner Sachkenntnis wollte ich profitieren und verdingte mich im Herbst 1969 als Hilfsarbeiter auf seiner Baustelle. Ohne Bezahlung natürlich! Die Entgegennahme von physischen Leistungen ohne Abgabe eines finanziellen Gegenwertes war offenbar neben der kostenlosen Materialbeschaffung eine seiner besonderen Stärken. In Olvenstedt, sagte man, gäbe es keinen Maurer, der nicht bei Herrn D. gearbeitet und keinen Lohn bekommen hätte.

Aus meiner Hilfsarbeitertätigkeit zog ich aber doch einen nicht unwesentlichen Nutzen. Der Bau des Herrn D. war im Sommer 1970 fast fertig. Es fehlten nur noch einige Gewerke des Innenausbauers, für deren Abschluss keine Rüstung mehr benötigt wurde. Die Rüstböcke und –bohlen, die ich dringend für den Anlauf meines Baues brauchte, gammelten in einer Ecke des Grundstücks vor sich hin. Das Grundstück des Herrn D. war nicht umzäunt, und der Besitzer zu dem kritischen Zeitpunkt nicht aufzufinden. So entschloss ich mich zu einer eigenmächtigen Handlung, die mit dem Ehrenkodex heutiger Geschäftspartner nicht sehr gut im Einklang steht. Mit Trabi und „Klaufix“ steuerte ich den Olvenstedter Scheid viermal an und transportierte das Rüstmaterial nach dem Emdener Weg. Das geschah in der festen Absicht, einen Mietvertrag nachträglich abzuschließen. Leider wurde von diesen Ladungen kein Foto gemacht. Der Trabi mit 4 Meter langen Bohlen und noch zwei Rüstböcken auf dem Hänger, das wäre ein historisches Dokument zu dem Titel „Für den Trabi ist keine Aufgabe zu schwer.“

Wieder einmal hatte ich ein dumpfes Gefühl im Magen. Nicht gegenüber Herrn D., aber vor Nachforschungen des Eigentümers. Rüstböcke und –bohlen trugen das Brandzeichen einer mir nicht bekannten Baufirma, und ich war fest überzeugt, dass Herr D. dieses Material nicht rechtmäßig nutzte.

Nun noch Maurer mit Handwerkzeug anheuern. Das war der einzige Beschaffungssektor, auf dem die Zeit der Außerplanbauten nicht nur eine Entspannung des Marktes, sondern sogar ein Überangebot produzierte. Dazu ein paar erläuternde Worte.

Viele Werkstätige der DDR waren darauf aus, ihr Einkommen durch Nebenarbeit aufzubessern. Lohn und Gehalt reichten zwar immer aus, um ein Dach über dem Kopf zu haben (die Mieten waren spuckebillig), sich ausreichend zu ernähren und annehmbar zu kleiden. Wollte man aber sein Lebensniveau dem annähern, was wir laut Informationen des Westfernsehens in der Bundesrepublik („drüben“) vermuteten, dann bedurfte es erheblichen Fleißes in der Freizeit. Der durchschnittliche Monatslohn eines Facharbeiters lag in der Gegend von 500-700 Mark. Davon konnte ein Single bei spartanischer Lebensweise vielleicht monatlich 100 Mark sparen. Ein Trabant kostete inzwischen über 10.000 Mark, d.h. es mussten rund einhundert mal 100 Mark zurückgelegt werden, um die Kaufsumme zu akkumulieren. Ehepaare waren kaum besser dran, zumal wenn die Frau z.B. als Verkäuferin nur 300 Mark nach Hause brachte. Der einzige Ausweg aus dieser Mangelsituation war der Nebenverdienst durch Freizeitarbeit.

Ein gängiger Spruch zu diesem Thema lautete: „Ruhe dich aus auf der Arbeit, damit du nach Feierabend und an den Wochenenden kräftig arbeiten kannst!“

Wie hoch der Prozentsatz derer war, die nach diesem Grundsatz handelten, kann ich nicht einschätzen. Nicht wenige Beispiele habe ich in meiner unmittelbaren Umgebung erlebt.

Freizeitarbeit fand sich aber nur in seltenen Ausnahmefällen in der sozialistischen bzw. volkseigenen Wirtschaft. Gefragt waren private Auftraggeber wo es den Lohn „netto wie brutto“ bar auf die Hand und dazu meist noch eine Beköstigung gab. Ausgerechnet im Jahre 1970 befand sich die Nachfrage nach Arbeitskräften für private Vorhaben in einer tiefen Talsohle. Eigenheimbau gestoppt, dem Datschenbau gewisse Zügel angelegt. Das Angebot an Arbeitswilligen und die Nachfrage danach waren total aus dem Gleichgewicht gelaufen. Der Stundentarif stagnierte seit geraumer Zeit bei 5 Mark.

Als potenzieller Auftraggeber konnte man dementsprechend wählerisch sein. Die Bedingungen für das möglichst schnelle Aufmauern der Kellerwände (vor Eintritt des Winters) wurden vom Baupraktiker Lothar formuliert:

„Du brauchst eine Brigade von 6 bis 8 Mann mit einem erfahrenen Brigadier. Sämtliches Werkzeug, einschließlich Mörtelmischer und Kalkkübel, ist mitzubringen.“

Diese Wunschvorstellung wurde in das Rundsprechsystem „eingespeist“, und es gab Angebote. „Ordentliche Magdeburger Maurer“ kamen aus Olvenstedt. Dort lebte auch eine Reserve von Bauhilfsarbeitern. Ein Brigadier und Verhandlungsführer kam auch von dort. Er schaute sich die Baustelle an, wir wurden über den Preis einig: 5 Mark pro Kopf und Stunde an den Brigadier zu zahlen (der würde den Lohn nach Qualifikation verteilen). Für den Brigadier 7 Mark die Stunde. Werkzeug und Mörtelmischer inklusive. Miete für den Mischer pro Tag 20 Mark zuzüglich 5 Mark für den Elektriker, der den Antrieb vor jedem Einsatz von 110 auf 220 Volt Netzspannung umstellen musste. Beköstigung wurde nicht gefordert, die Kameraden würden ihre Stullen mitbringen. Als Minimalforderung wurden aber 3 halbe Liter Bier pro Kopf und Schicht, zusätzlich Selterwasser nach Bedarf, erwähnt. Das hörte sich gut an, und das Ergebnis dieser Abmachung entsprach

auch weitgehend unseren Vorstellungen..

Der erste Einsatz wurde für das Wochenende 21./22. September angesetzt. Alle Vorbereitungen waren getroffen, aber in der Nacht vom 20. zum 21. September setzte ergiebiger Landregen ein. In der Hoffnung auf baldige Wetterbesserung fuhr ich dennoch zur Baustelle. Es regnete in Strömen, den ganzen Tag lang, während der folgenden Nacht und am Sonntag trat keine Wetterbesserung ein. Später hörte man, dass in 48 Stunden rund 200 Millimeter Niederschlag gefallen waren. Zwei Ängste befielen mich angesichts des vielen vom Himmel fallenden Wassers:

- Muss sich nicht unter solchem Andrang die Baugrube in einen Teich verwandeln?
- Wird das anstehende Erdreich der Last der Straßenbahnschienen standhalten die wir ganz nahe an der Kante der Baugrube gestapelt hatten?

Beide Ängste erwiesen sich als unbegründet, denn der Bördelehm ist wasserdurchlässig, solange er nicht mit Wasserzusatz geknetet wird, und er hat im ungestörten Strukturzustand eine hohe Druckfestigkeit. Was geht aber im Kopf eines Bauwilligen vor, der nach langem Kräfte und Nerven verschleißendem Kampf um Material und Dokumente nun das Ziel seiner Wünsche vor sich sieht und durch Naturgewalten am Fortschritt gehindert wird? Da verfällt man ins Orakeln und stellt Überlegungen an, ob nicht eine höhere Macht noch einmal vor dem „Sprung ins kalte Wasser“ warnen will. „Noch kannst Du etwa fünfzehn bis zwanzigtausend Mark abschreiben und das verrückte Unternehmen aufgeben.“

Ich fand es aber gar nicht verrückt und kam immer von Neuem zu dem Schluss, dass wir „das Kind schon schaukeln“ werden. Traurig war ich nur, weil wieder eine Woche vor dem Winter verloren ging. Vor dem Wintereinbruch mussten in den Kellerwänden unbedingt mindestens 15 000 Ziegelsteine vermauert werden, um Platz für die zweite Charge zu schaffen, d.h, die Ziegelsteine, aus denen das Erdgeschoss des Hauses entstehen sollte. Die Grundstücksfläche war mit Verfüllmaterial (zurückgehaltenem Erdaushub), Ziegelsteinen, Pflastersteinen, Betonhohlblocks, Straßenbahnschienen und Abbruchholz so vollgebabelt, dass für Zugänge an neuen Ziegelsteinen einfach kein Platz mehr war.

Da steht oder sitzt man untätig vor einer Baugrube, der Regen strömt unaufhaltsam, man überblickt das Reich seiner Materialreserven und denkt mit Grausen daran, dass die Vorräte noch längst nicht ausreichen, um das Haus fertig zu stellen. Die Rückschau auf die abgeschlossene Beschaffungsperiode präzisiert das große Grausen ganz einfach deshalb, weil sich die bisher durchgestandenen Belastungen bis zur Grenze des Erträglichen mindestens noch einmal komplett wiederholen werden.

Das Wochenende verging, das Wetter beruhigte sich allmählich und für den folgenden Samstag, den 29. September versprachen die Wetterfrösche eine stabile Schönwetterlage. Sie taten das so überzeugend, dass der „Einsatzbefehl“ wiederholt werden konnte.

Ein grundlegender Unterschied zwischen der DDR und angrenzenden Ländern bestand unter anderem im Tagesrhythmus. Mit der Tagesarbeit wurde unerhört früh begonnen. Arbeitsbeginn um 6 Uhr in der Frühe war keine Seltenheit. Im Falle der Wochenendarbeit steckt hinter so frühem Arbeitsbeginn noch Stück Sehnsucht nach familiärer Privatsphäre. Wenn man den Wochenend-Nebenjob auf die Zeit von 6 bis 14 Uhr legte, dann konnte man zum Kaffeetrinken zu Hause sein und einen erweiterten Feierabend mit Frau und Kindern oder auch mit Kumpels in der Kneipe verbringen. Zur Ehrenrettung der Freizeitjobber nehme ich an, dass letztere die totale Ausnahme darstellten.

Arbeitsbeginn war also für 6 Uhr angesetzt. Ich war um 5.45 Uhr zu Stelle und hatte wieder dieses leichte Ziehen im Magen und in den Knien das von einer Spannung der Ungewissheit ausgelöst wird. Ohne Grund, wie sich erwies. Kaum dass ich begonnen hatte, die morgendliche Stille am Bauplatz zu verinnerlichen, ertönte in der Ferne schon das unverkennbare Tuckern der sogenannten Dieselameise, eines einzyklindrig motorisierten Gerätes auf vier Rädern mit Trittbrettlenkung, das – vor 30 oder 40 Jahren technisch konzipiert – noch immer große Leistungen im Kurzstreckentransport vollbrachte.

Eine Karavane kam den Emdener Weg herauf. Vorn die Dieselameise, auf deren kleiner Ladefläche 3 Mörtelkübel, eine Schiebekarre und sonstiges Werkzeug, im Schlepp ein Mörtelmischer von solider Größe, und wie Kameltreiber beiderseits des Last tragenden Vehikels insgesamt 8 männliches Gestalten, aus deren Gangart auf hohe Leistungsfähigkeit geschlossen werden konnte. Einschließlich des Ameisenfahrers rückten also 9 Mann ins Grundstück ein und entwickelten ein Treiben, auf das der Vergleich mit Ameisen viel eher gepasst hätte als auf das laut tuckernde und langsam dahinkriechende Transportfahrzeug.

Kellermauern haben vor allem auf dem ersten Höhenmeter nur wenige Ecken und Unterbrechungen, an denen einwandfrei senkrechte Kanten gemauert werden müssen. Das Mauern von Ecken ist denn auch den voll ausgebildeten Maurern vorbehalten, deren Qualifikation – den Brigadier einbezogen – in der Truppe nur dreimal vertreten war. Dazu kamen zwei Fluchtenmaurer und vier Bauhilfsarbeiter zum Bedienen des Mischers, sowie zum Herankarren von Steinen und Kalk (Mörtel).

Mauern hing in Deutschland – so auch in der DDR – ein Verruf an, sie seien träge Arbeiter. Der Spruch: „Ein Stein, ein Kalk, ein Bier“, war in aller Munde, und damals hatte unsere Generation den Song des Couplé-Sängers Otto Reuter über den Maurer noch im Ohr, worin es u.a. heißt: „...und die Uhr schlägt Elfe,

und der Stein ist immer noch derselbe.“

Woanders hieß es über den Maurer:

„Der schiebt die Steine hin und her und denkt wenn's doch bloß erst Mittag wär.“

Dieses Vorurteil dürfte vor allem im Hirn solcher Leute verwurzelt gewesen sein, die praktisch mit dieser Handwerkssparte noch keinen Kontakt gehabt hatten.

Ich selbst hatte mein bis dato der Masse angepasstes Vorurteil in russischer Gefangenschaft revidieren müssen. Dort erlebte ich es, dass unsere deutschen Maurer mit ihren russischen Berufskollegen im Wettbewerb standen und sich deren (und auch meine) Hochachtung erwarben.

Was die Maurerbrigade Witte vom Augenblick ihres ersten Erscheinens auf der Baustelle bis zur Fertigstellung der Kellerwände und der Kellerdecke demonstrierte, das war eine Schau die mir jede Angst vor Leerlauf nahm. Jeder kannte seine Arbeitsaufgabe, und es folgte ein Wochenende, an dem körperlicher Einsatz des Bauherrn gar nicht oder höchstens für den Antransport der Bierkästen gefragt war.

Weiter oben hatte ich bereits von der Devise der Freizeitarbeiter gesprochen: „Auf der Arbeit ausruhen damit die Arbeit nach Feierabend und an den Wochenenden gut läuft.“ Psychologisch ist die Tatsache des besonderen Arbeitseifers auf den privaten Baustellen schwer zu begründen. Sicher war die tägliche Auszahlung des Verdienstes ein motivierendes Element. Dies besonders während unserer Baujahre, wo Angebote dieser Art rar waren. Wer wollte da schon durch betonte Trägheit den Unwillen des Bauherrn und den Rausschmiss provozieren. Mitgewirkt hat sicher auch die ständige Anwesenheit des Bauherrn und dessen persönlicher Einsatz zur Lösung anfallender Probleme. Ich war immer dabei. Kurz gesagt, die Arbeit rollte, und die Kellerwände nahmen schnell Form an.

Ständig hörte man die Maurer schreien: „Steine – Steine!“ oder „Kalk – Kalk!“ Die Transporter hatten es schwer, immer rechtzeitig für Nachschub an Mauerziegeln und Mörtel zu sorgen. Sie schwitzten viel mehr als ihre qualifizierten Kollegen, die Maurer. In die Rufe zur Belegung des Arbeitsablaufes und sonstige – manchmal dumme oder auch witzige Quasseleien mischte sich mit Annäherung an die Mittagspause ein unangenehmer Ton. Ein einzelner Maurer – Erich genannt – war immer häufiger und immer lauter am Fluchen. Als dann ein Sohn des Nachbarn von gegenüber zum Zuschauen auf der Baustelle erschien, winkte ihm dieser Brummelkopp, drückte ihm etwas in die Hand und der Junge verschwand. Er kam bald wieder, die Übergabe eines Gegenstandes erfolgte verdeckt vor den Augen des Bauherrn, und dann ging Erich wie zum Pinkeln in die hinterste Ecke des Grundstückes. Er neigte aber den Kopf nicht, wie das unter Männern so üblich ist, nach vorn, sondern er hob den Kopf und versuchte einen vor dem Mund gehaltenen Gegenstand nicht in die Sichtlinie kommen zu lassen. Ich wunderte mich zwar, aber maß dem Ereignis schon deshalb keine Bedeutung zu, weil sich die Stimmung des Mannes momentan besserte und er wieder kräftig seiner Arbeit nachging. Zum Feierabend hin ertönte allerdings erneut Erichs unflätiges Geschimpfe. Ähnliches wiederholte sich am zweiten Tag, und da bemühte ich mich doch, die Zusammenhänge zu ergründen. Ganz einfach: der Gegenstand war ein „kleiner Bolzen“, auf Hochdeutsch eine 0,3 Liter-Flasche Wodka, die an der pp-Stelle auf einen Zug ausgetrunken wurde. „Der kann nur gerade gucken, wenn er seinen Alkoholpegel normalisiert hat.“ So lauteten dann auf meine Frage hin die Kommentare seiner Kollegen. Trotzdem hat Erich immer seine Arbeit gemacht und wurde deshalb in der Brigade geduldet. Gefühlsmäßig wurde ich trotz des unerwartet flüssigen Arbeitsablaufes stark dadurch berührt, dass der Vorrat an geputzten Ziegelsteinen rasant abnahm. Zwar waren die Steine in Zweihunderter-Männchen gestapelt, und ich hatte vorwärts und rückwärts gerechnet. Dem Rechenergebnis nach mussten die Steine für Kellerwände und Kellerdecke reichen. Es blieb aber die Angst, ich könnte mich verrechnet haben. Dass diese Angst sich als unbegründet erwies, tröstete allerdings nicht darüber hinweg, dass der nach Fertigstellung des Kellergeschosses verbliebene Rest an Ziegelsteinen jämmerlich klein war. Die Gewissheit, dass im Herbst-Winter-Frühjahr 1970/71 eine neue Beschaffungskampagne bevorstand, warf ihren Schatten auf das Glücksgefühl, das beim Betrachten der aufsteigenden Kellerwände ausgelöst wurde. Als am Sonntag eine der Kellerwände die Höhe der vorgesehenen Fenster erreichte, machte sich unter den Maurern eine seltsame Unruhe breit. Sie tuschelten untereinander. Dabei war nicht zu übersehen, dass sich der Kopf des jeweils angesprochenen Partners in meine Richtung wandte. Irgend etwas ging da vor sich; und das hatte mit meiner Person zu tun. Es verging einige Zeit bis der Brigadier – die Bauzeichnung in der Hand – auf mich zu steuerte und mir eine Frage stellte, deren Sinn ich vorerst nicht verstehen konnte. Er trug einen Ziegelstein in der Hand, hielt mir selbigen unter die Nase und fragte:

„Chef, sollen wir nun an der Fensterleibung hier immer zwei Zentimeter von dem Stein abhacken?“

Er sagte das so laut, dass es alle Maurer hören konnten. Sie ließen die Kellen sinken, wandten sich mir zu und hatten sichtbar Spaß an meiner Verwirrung. Ich verstand die Frage nicht und konnte logischerweise keine vernünftige Antwort geben. Der Brigadier setzte ein provokatorisches Grinsen auf, breitete mit betonter Umständlichkeit die Grundrisszeichnung vor mir aus und klärte mich über Mauerwerksmaße auf. Das tat er in einer hochgestochenen Sprache die sonst nicht die seine war:

„Die längste Kante eines Ziegelsteines ist 24 Zentimeter lang. Zuzüglich der Fuge beträgt das Rastermaß 25 cm. Alle Mauermaße müssen deshalb ein Vielfaches von 25 Zentimeter sein. Nur dann vermeidet man unnötige Arbeit durch das Zurichten der Steine. Wer einen Mauerwerksbau projiziert, müsste das wissen.“

In der Zeichnung ihres Projektanten gibt es aber grundsätzlich nur Maßangaben in Millimeter mit 2 Nullen am Ende. Der Mann hat keine Ahnung vom Mauerwerksbau.“

So musste ich mich belehren lassen und konnte der gezielten Provokation nichts entgegensetzen. Er hatte mich blamiert und meiner Autorität als Bauherr und Bauleiter Schaden zugefügt. Das bekam ich bei den weiteren Einsätzen zu spüren. Hin und wieder war ich mit Ausführungsdetails nicht einverstanden. Dann versuchte ich meine Meinung durchzusetzen, wurde aber mit dem massiven Widerstand der Fachleute nicht fertig. Mir fehlten Fachkenntnisse, um schlüssige Argumente anbringen zu können. Auf Auswirkungen dieses Problems komme ich weiter unten noch zurück.

Dieser Zwischenfall war dennoch ein Glück für mich. Meine handwerklichen Kenntnisse beschränkten sich auf gewisse Gebiete der Holz- und Metallbearbeitung. Im Bauwesen hatte ich nur in der Kriegsgefangenschaft etwas „Staub gewischt“. Mir wurde klar, dass ohne ein gewisses Maß an Qualifizierung des Bauherren auf dem Gebiet des Bauwesens kein vernünftiges Eigenheim entstehen würde.

Erste Reaktion – nach Feierabend Besuch bei Lothar. Der bestätigte die Rechtmäßigkeit des Protestes der Maurer und die Verstöße des Architekten gegen althergebrachte Regeln des Mauerwerksbaues. Warum zu diesem Zeitpunkt die zweite Hälfte des Architektenhonorars noch nicht bezahlt war, ist mir entfallen. Sicher ist nur diese Tatsache. Da mir jede nutzlos ausgegebene Mark schmerzen bereitete, erschien mir eine gut begründete schriftliche Reklamation an die Adresse des Projektanten angebracht. Sie enthielt ein Ultimatum:

„Entweder komplette Überarbeitung der Zeichnungen oder Einbehaltung der zweiten Rate des Honorars.“

Der Architekt weigerte sich, neue Zeichnungen anzufertigen, wollte aber sein Geld haben. Der Streit zog sich hin, und die Kellerwände wurden nun mit gewissen Maßabweichungen von den genehmigten Zeichnungen fertiggestellt. Diese Tatsache und die fachliche Dominanz der Maurer über den Bauherren hatten negative Folgen, die fast dreißig Jahre nach Fertigstellung des Baues noch spürbar sind.

Es war mir nun klar, für die Weiterführung der Bautätigkeit musste ich über Zeichnungen verfügen, in denen alle Details dargestellt sind, und mit deren Hilfe die Kompetenz des Bauherren wiederhergestellt werden konnte. Das war die Lehre aus dem ersten Maurer-Wochenende.

Schon das dritte „Maurer-Wochenende“ (12./13. September) brachte die Fertigstellung der Kellerwände bis zum Niveau der Trägerlage. Über den Fleiß der „Jungs“ gab es keinerlei Anlass zu klagen. Die Fluchtenmaurer hatten an den glatten Wänden reichlich zu tun, die Eckenmaurer bewiesen ihre Fähigkeit, Ecken und Leibungen exakt senkrecht aufzuführen, und nur einer von der ganzen Truppe beherrschte die Kunst, Fensterstürze aus Ziegelsteinen zu mauern – Horstchen. Meinungsverschiedenheiten zwischen Handwerkern und dem Bauherren gab es vorerst nicht mehr, Materialprobleme vorerst auch nicht.

Die Kellerdecke

Anfang der siebziger Jahre befand sich das Bauwesen in der DDR – wie sicher auch in manchem anderen Land – im Stadium des Überganges von althergebrachten Technologien unserer Vorfäter zu neuartigen industriellen Methoden. Lehm, Stroh und ein paar Bretter reichten einstmals aus, um die Wände eines Hauses hochzuziehen. Für die Kellerdecke brauchte man Holzbalken, Bretter, Dielen und auch wieder Lehm und Stroh. An die Stelle der Holzbalken traten im 20. Jahrhundert die Walzstahlprofile, Bretter und Dielen wurden zunehmend durch Beton ersetzt. Die Deckenträger – Straßenbahnschienen – lagen auf der Baustelle bereit, aber für eine massive Betondecke reichte weder der Zementvorrat noch ließ sich die dazu erforderliche Schalung beschaffen. Als Ausweg empfahl der konservative Baupraktiker Lothar die sogenannten „scheitrechten Kappen“. Da brauchte man ganz wenig Schalung. Die ruhte ihrerseits auf „Wölbeeisen“, die mit „Fröschen“ an den unteren Trägerflanschen befestigt wurden. Das tragende Material der Deckenausfachung waren Mauerziegel, die nach einem streng einzuhaltenden Schema mit Zementmörtel zwischen die Träger gesetzt wurden. Wer von den heute im Beruf stehenden Baupraktikern in Zentraleuropa hat wohl diese Deckenart noch praktisch angewendet? Sie war auch im Jahre 1970 selbst in der DDR schon Geschichte. Vom Standpunkt der Materialbeschaffung, und das war der dominierende Standpunkt, bildete die gemauerte Decke aber die für mich einzige realisierbare Variante. Die Maurer wussten sogar, wo es einen Menschen gibt, von dem man sich die Wölbeeisen ausleihen könnte. Das war zwar eine schwere Ladung, aber deren Antransport wurde mit dem Trabi und Hänger bewältigt. Wichtig für einen ungestörten Fluss der Bauarbeiten war nun, dass die Straßenbahnschienen zwischen den Wochenenden aufgelegt wurden. Eine fast unlösbare Aufgabe! 29 Stück dieser klobigen Schienenabschnitte waren vom Stapel auf die 130 Zentimeter über Gelände anstehenden Mauerkronen hoch zu hieven und dort nach Zeichnung im Abstand von 1 Meter exakt parallel und horizontal zu verlegen. Es handelte sich um Straßenbahnschienen sowjetischer Machart. Deren auffallendste Besonderheit war ihr bulliger Querschnitt. Ein laufender Meter brachte immerhin 68 kg auf die Waage. Das waren also bei den viereinhalb Meter langen schwersten Exemplare immerhin rund 300 kg pro Stück.

Kein Baumensch käme heute auf die irre Idee, derartige Massen mit reiner Menschenkraft zu bewegen. Wozu sind schließlich Krane da? Leicht gesagt in einem Zeitalter, wo Autokrane mit zwanzig-dreißig Meter

Auslegerlänge bei 300 kg Tragkraft zu den Peanuts des Schwerlast-Bewegungs-Gewerbes gehören. Nicht so damals! Zum einen war das Grundstück

so mit Material „zugebaltelt“, dass man für einen Autokran erst mit viel Arbeitsaufwand eine Zufahrt hätte schaffen müssen. Zum Anderen war das Grundstück so schmal, dass der Kran nur von der Vorderfront her agieren konnte. Demnach musste die Auslegerlänge mindestens 10 Meter in der Horizontalen betragen. Im Maschinenpark des Bauwesens der DDR gab es so etwas seinerzeit nur als importierte Exoten. Für den Außerplanbauer keine Chance. Also, starke Männer für „Feierabendarbeit vor Feierabend“ in der Woche anwerben. Von 17 Uhr bis Sonnenuntergang war das Pensum nicht zu schaffen.

Zwei von unseren Tiefbauern – Horst und Harald – erklärten sich bereit, am Mittwoch, dem 15.09.70 gegen 14 Uhr die Baustelle ihrer Brigade bei der Firma E.König zu verlassen und auf direktem Weges unserer Baustelle zuzustreben. Ihr Brigadier Paule W. hegte gewisse Sympathien für unseren Bau, deren Basis aus einem Schein bestand. Er hat sich der Bitte seiner zwei besten Mitarbeiter um vorzeitiger Entlassung von seiner Baustelle nicht verschlossen.

Weiter gelang es mir, einen jungen und kräftigen Institutskollegen davon zu überzeugen, dass an besagtem Mittwoch schon um 14 Uhr Feierabend sein müsse. Der vierte Mann war ich, 47 Jahre alt und körperlich kein Kraftpaket (ich war es nie), dafür aber weit stärker als die drei anderen **motiviert**.

Es war ein heißer Tag mit 30 °C im Schatten. Nie im Leben vorher, auch nicht nachher, habe ich so geschwitzt wie bei dieser Träger-Party. Die Wuchter hatten zwei Schienenzangen mitgebracht.

Unentbehrliche Werkzeuge, um die Kraft von vier menschlichen Armen einem Punkt einer Eisenbahn- oder Straßenbahnschiene zuzuführen. Nur damit war es möglich, die einzelnen Schienen aus dem Stapel herauszufädeln und auf die aus Kanthölzern aufgebaute schiefe Ebene zu legen. Dann musste das Stück auf die Höhe der Mauerkante hochgeschoben werden. Das forderte schon alle verfügbaren Kräfte der vier Männer. Aber dann!! Zwei Mann an jedem Ende des Trägers mit der Schienenzange auf der Mauerkrone positioniert, mussten nun – einer vorwärts, der andere rückwärts gehend – mit der Last Anfangs 8 Meter balancierend zurücklegen bis die maßlich vorgegebene Stelle erreicht war. Als Bauherr wurde mir der günstigste Platz eingeräumt: auf der 38 cm dicken Außenwand vorwärts gehend. Horst R., der jüngste und stärkste der Gruppe übernahm den miesesten Platz: auf einer 24 cm dicken Wandkrone rückwärts gehend. Dass diese ohne jede Sicherung ausgeführte Arbeit ohne Unfall über die Bühne ging, erscheint mir heute noch als eines der vielen Wunder unseres Bauunternehmens. Mehrmals schien es so, als würde ein Paar der Träger-Träger (oh welche Vielseitigkeit deutscher Wortbedeutungen) aus dem Gleichgewicht kommen und zumindest die Schiene und einer der Träger abstürzen. Mehrmals habe sicher nicht nur ich den Atem angehalten, aber es ging gut.

Aus heutiger Sicht stoße ich wieder auf die Frage:

„Was motivierte die ungelerten Arbeiter dazu, solch' einen gefährlichen Einsatz freiwillig und ohne jegliches Murren über sich ergehen zu lassen?“

An diesem Abend zahlte ich den beiden ohne Vorankündigung 2 Mark pro Stunde als Gefahrenzulage. Statt 30 Mark für 6 Stunden Schinderei bekamen sie 42 Mark. Dafür haben sie sich zur Dankbarkeit verpflichtet gefühlt. Aber das Geld allein kann es nicht gewesen sein.

Aus einigen Bemerkungen habe ich später geglaubt entnehmen zu können, dass die Mitarbeit des „Chefs“ – wie sie mich bis zum Übergang auf Claus und „Du“ nannten, eine Erhöhung ihres Ansehens bedeutete.

Außerdem fühlten sie sich als unentbehrliches Glied im Kettengeflecht des Baugeschehens. Sie wurden als Gleichberechtigte behandelt, als Kumpel. Auch das stärkte die Bindung. Sie, die vorbestraften Kleinkriminellen fühlten sich wohl auf unserem Bau. Als Menschen unter gleichen Menschen, und sie dankten es uns mit der Bereitschaft, wirklich etwas zu leisten. Ob es so etwas heute noch gibt?

Mit dem Auflegen der Schienen war das Arbeitspensum der zwei Wochen bis zum nächsten Maurereinsatz noch nicht erfüllt. Erst jetzt waren die Oberflächen der Straßenbahnschienen ringsum zugänglich, so dass sie entrostet und mit einem Rostschutzanstrich versehen werden konnten. Was es aber heißt, ungefähr 110 laufende Meter rostiger Schienen ohne maschinelle Hilfe nur mit der Drahtbürste vom Rost zu befreien, wird kaum jemand nachempfinden können, der nicht selbst einmal vor einer solchen Aufgabe stand. Es war der helle Wahnsinn, und die Qualität der Entrostung ließ sicher zu wünschen übrig.

An einen wirksamen Rostschutzanstrich nach den geltenden Regeln der Anstrichtechnik war nicht zu denken. Weder Material noch Zeit standen zur Verfügung. Dem Vorschlag, die Schienen als Korrosionsschutz mit einem Anstrich aus Zementschlempe zu versehen, stimmte ich mit großer Erleichterung zu. Ich **wollte** glauben, dass damit alle Anforderungen erfüllt sind. Es ist aber zumindest beim Hausbau nicht gut, den Glauben an die Stelle des Wissens zu stellen. Es hat Spätschäden gegeben!

Aus dem Projekt war zu entnehmen, dass jeweils die äußeren 3 Träger einer Reihe an beiden Enden miteinander verankert werden mussten. Rundeisen 16 Millimeter im Durchmesser, mussten durch die Schienenhälse hindurch gesteckt und verschraubt werden. Leicht gesagt! Durchstecken bedeutet, dass Löcher vorhanden sein müssen. In meiner bewundernswerten Naivität versuchte ich es zuerst mit einer schweren Handbohrmaschine. Die hatte ich gerade von einem ortsbekanntem Säufer für 50 Mark als Pfand angenommen und glaubte, damit bestens ausgerüstet zu sein. Das war ein katastrophaler Denkfehler. Einen

18 mm Bohrer durch den fast 20 Millimeter dicken Schienenhals nur mit Brust- und Armkraft durchzudrücken, das erwies sich als aussichtsloses Beginnen. Schienenstahl ist verdammt hart. Was aber nun? Die Zeit drängte.

Umfragen, Ratschläge, konkrete Anfragen. Vom VEB Öl- und Fettwerke in der Berliner Chaussee bekam ich eine Schienenbohrmaschine. Auch **der** Aufwand war umsonst. Die Schienenbohrmaschine passte nicht zwischen die auf 1 Meter Abstand liegenden Träger. Sie war für Reichsbahn-Spurweite ausgelegt. Letzte Hoffnung: brennen. An diesen Tagen hat mich meine Arbeitsstelle jeweils nur in den ersten Morgenstunden gesehen, und da habe ich auch nur herumtelefoniert. Diesmal nach einem Mann, der „noch heute Abend“ mit einem Autogenbrenngerät auf unserer Baustelle Löcher brennen kann. Nach vielleicht zehn Absagen gab es eine Zusage. Ich konnte ihn mit seinen Gasflaschen und dem Brenner abholen (Trabi mit Hänger!) und nach getaner Arbeit wieder nach Hause bringen. Als das letzte Loch gebrannt wurde, war es bereits finster. Es wurde bei Scheinwerferbeleuchtung gearbeitet.

Der Abend des Freitag brachte die letzte „Freizeit“ zur Höhenausrichtung der Deckenträger. Das muss bei dieser Deckenkonstruktion mit besonderer Genauigkeit geschehen, da jede Höhenabweichung der Schienenfüße die zur Herstellung einer ebenen Untersicht erforderliche Putzdicke vergrößert. Mit Lothars und des Nivelliergerätes Hilfe wurde bis zur Dunkelheit etwa die Hälfte der Träger ausnivelliert und durch Unterlegen von Blechen „auf Höhe“ gebracht. Bei Dunkelheit kann man nicht nivellieren, und unsere aus dem Schrott geretteten Bauscheinwerfer gaben das erforderliche Licht nicht her. Wir verschoben die Fertigstellung auf den Samstag Morgen.

Am Samstag rückte die Brigade W. wieder in voller Stärke an. Der ausnivellierte Teil der Kellerdecke konnte eingeschalt und ausgemauert werden. Als ich mich an Brigadier W. mit der Bitte wandte, mir beim ausnivellieren und Ausrichten der restlichen Träger zu helfen, zeigte er mir „den Vogel“:

„So'n Quatsch“, meinte er, *„das mache ich nach Augenmaß. Kein Mensch macht das mit dem Nivelliergerät.“* Ich wollte ein Mensch sein und gab mich in mein Schicksal. Wir richteten die Träger nach dem Augenmaß von Herrn W. aus. Obwohl ich mich fürchterlich ärgerte, kam ich gegen den großen Baufachmann einfach nicht an.

Mit der Genauigkeit dieses Augenmaßes wurden wir erst im folgenden Sommer konfrontiert als die Deckenunterseite in dem so ausgerichteten Bereich angeputzt wurde. Ein ganzes Wochenende lang hat unser Starputzer Horst Dannehl eine Karre voll Putzmörtel nach der Anderen Kelle für Kelle gegen die Decke geworfen, um die Unebenheiten des W...schen Augenmaßes auszugleichen. An der dicksten Stelle wurden der Putz 8 Zentimeter dick.

Während der folgenden Woche habe ich ohne jede fremde Hilfe die Schalung umgebaut, und am nächsten Wochenende wurde die komplette Decke geschlossen. Es war am 4. Oktober, Sonntag Nachmittag, als der sogenannte Betonschlag auf die Deckensteine zwischen den Trägern aufgebracht wurde. Das sollte definitiv der letzte Einsatz der Brigade W. sein. Die Kameraden wurden mit jedem Arbeitstag aufsässiger und überheblicher, wollten mehr Geld und zusätzlich Beköstigung haben. Wir, nicht nur ich, sondern auch meine Frau, hatten diese Truppe satt. Und dann gab es wieder einmal ein denkwürdiges und DDR-typisches Ereignis.

Das Betonieren ging dem Ende zu, und mit Schrecken stellte ich fest, dass sowohl der Zement als auch der Kies nicht ausreichen würden. Sonntag Nachmittag.

Etwa 2 Kilometer entfernt an der Harsdorfer Straße wurde gleichzeitig ein Einfamilienhaus gebaut – für einen stadtbekanntem Magdeburger Arzt. Der Baubetrieb kam aus Berlin. Seine Spezialität war die Verarbeitung von Porenanhydritsteinen – einer Neuentwicklung der Baustoffindustrie. Diese Steine mussten nach einem neu entwickelten Verfahren angeputzt werden, und diese Technologie beherrschten vorerst nur die Berliner. Die Mitarbeiter dieses Betriebes fuhren nur jedes zweite Wochenende nach Hause und waren an diesem Sonntag auf dem Bau. Den Auftrag, zwei Sack Zement zu beschaffen, bekam meine Frau mit dem Hinweis: „Komm bitte nicht ohne Zement zurück!“. Sie fand die besagte Baustelle und hat sicher durch ihr Erscheinungsbild das Vertrauen des Bauleiters erwerben können. Per Handschlag wurde vereinbart, dass der Zement innerhalb einer Woche in natura zurückgegeben wird, und die Kollegen luden die Säcke in den Hänger. Die Rückerstattung erfolgte termingemäß.

Kies war auf der Arztbaustelle nicht vorhanden. Mit Trabi und Hänger zog ich dann los und fand das gesuchte Material an einer Garagenbaustelle. Auch dort gab es freundliches Entgegenkommen. Ich durfte meinen Hänger bis zum Rand voll Kies schaufeln und – welch Wunder – mit Geld bezahlen. Wie viel? Ich weiß es nicht mehr. Der Clou allein ist die Tatsache, dass in einer Art sozialistischer Partnerschaftshilfe ein Baustoff für Geld abgegeben wurde.

Wenn ein Volkspolizist mit Kraftfahrzeugtechnischer Ausbildung den Kiestransport gesehen hätte, er würde mir wohl die Fahrerlaubnis (so hieß der Führerschein damals weil das Wort „Führer“ politisch verfeimt war) abgenommen haben. Der einachsige „Klaufix“ war schrecklich überladen, die zulässige Achslast wahrscheinlich um 100 % überschritten. Beim Durchfahren jeder Delle im Straßenpflaster kratzten die Reifen

laut scheppernd an den Kotflügeln. Dabei war auch die von der Hängerdeichsel auf die AZV ausgeübte vertikale Belastung so groß, dass die Bodenhaftung der angetriebenen und die Lenkung vermittelnden Vorderräder unzulässig vermindert war. Beim Anfahren rutschten sie durch statt das Gefährt in Bewegung zu setzen. Es bedurfte einiger Schiebeleistungen der Augenzeugen, um in Fahrt zu kommen. Glücklicherweise musste so nur eine Strecke von etwa 2 Kilometer zurückgelegt werden. Drei Richtungsänderungen um je 90 Grad bereiteten einige Schwierigkeiten weil die mehr gleitenden als rollenden Vorderräder den „Lastzug“ kaum in die gewünschte Richtung dirigieren konnten. Der Transport endete aber erfolgreich, das Betonieren konnte abgeschlossen werden, und die Federung des Anhängers erholte sich auch wieder von dieser grausamen Behandlung.

Das war die letzte Gewaltleistung des Jahres 1970 am Bau. Das fertige Kellergeschoss wurde Winterfest gemacht. Mehr nicht. Es fehlten mir die Kenntnisse von möglichen Katastrophen auf Baustellen, die mich hätten zu größerer Sorgfalt beim Sichern der vom Keller bis etwa fünf Meter Richtung Straße verlegten Abwasserleitung hätten motivieren können. Diese endete in einer etwa 1 ½ Meter tiefen Grube, die zur Sicherung nur mit Brettern zugedeckt war. Für diese Sorglosigkeit musste ein hoher Preis gezahlt werden.

Da die Katastrophe erst eintrat, als wir schon ein Jahr in dem fertigen Haus wohnten und dieser Zeitraum nicht zur Berichtsperiode gehört, möchte ich dieses Thema als Schluss-Gag des ersten Baujahres vorziehen.

Schon zum Zeitpunkt des Grunderwerbs gab es in dem seinerzeitigen Garten einen Wasseranschluss mit zwei im Gelände frei stehenden sogenannten Standhähnen. Die waren uns selbstverständlich in jeder Bauphase sehr willkommen, denn mit dem Schlauch konnten wir das benötigte Wasser stets an den Ort des Bedarfes leiten. Frühere Bauherren am Emdener Weg hatten diesen Luxus nicht zur Verfügung. Sie mussten Wasser in fahrbaren Kesseln von der nächstgelegenen Zapfstelle holen.

Im November gab es die ersten Fröste, und wir hatten das Wasser noch nicht abgestellt, die Rohre nicht entwässert. Da waren die Standleitungen mit den Hähnen eingefroren, und es gab Missverständnisse. Ich drehte einen Hahn auf, es lief kein Wasser, und ich kam zu dem fehlerhaften und schickselsträchtigen Schluss: „Wie schön, da hat doch schon jemand die Leitung abgesperrt.“ Der Hahn blieb geöffnet, die Temperaturen stiegen wieder, und aus dem geöffneten Hahn strömte wenigstens 5 Tage lang ungehemmt das Wasser, ohne dass es von jemand bemerkt wurde. Das Wasser suchte sich einen Weg zu der tiefsten Stelle des Grundstücks, und das war die Grube mit dem unverschlossenen Ende der Abwasserleitung. Als wir am Wochenende endlich wieder auf die Baustelle kamen und die Wasservergeudung beenden konnten, stand der Keller unter Wasser. Da noch kein Fußbodenbeton eingebracht war, bestand der Untergrund nun aus tiefem Schlamm, in den ich beim Versuch des Betretens knöcheltief einsank. Aus dem beschriebenen Loch war das Leitungswasser durch das Fragment einer Abwasserleitung in den Keller gelaufen. Hier hätte ich anfangen müssen in katastrophischen Kategorien zu denken. Das geschah leider nicht. Ich war müde nach diesem Jahr irrer Ereignisse. Zu logischen Schlüssen über das Wassergeschehen war der Bauherr nicht mehr fähig. Wäre er es ohne diese Müdigkeit gewesen? Fraglich!

Nachdem wir bereits ein Jahr glückliche Bewohner des Eigenheimes waren, erreichte mich eines Tages an meinem Arbeitsplatz ein telefonischer Hilferuf meiner Frau:

„Der ganze Keller steht unter Wasser!“

Es muss wohl eine sehr wichtige Arbeit gewesen sein, die mich vom sofortigen Verlassen des Instituts zur Hilfeleistung abhielt. Erst nach spätem Feierabend erreichte ich die Unglücksstelle und überzeugte mich davon, dass meine Frau die Katastrophenmeldung nicht besonders präzise formuliert hatte. Es war nicht einfach Wasser was im Keller stand, es war Abwasser mit allen Zutaten die in unserer zivilisierten Gesellschaft das klare Leitungswasser zum Abwasser machen.

Kanal verstopft! Was tun !?

Arbeitsklamotten an den Körper, Gummistiefel an die Beine, Ärmel hochgekremgelt und hinein in die Sch.... Es gab **eine** Reinigungsöffnung, in die sich die vorsorglich beschaffte Spirale einführen ließ. Dazu bedurfte es aber der manuellen Entfernung des Deckels, und der lag mindestens vierzig Zentimeter unter der Abwasseroberfläche. Seit diesem Tage ist mir der Ausspruch eines Kollegen unvergesslich ins Gedächtnis eingraviert:

„Wenn Du erst mal bis zum Ellenbogen in der Scheiße drin warst, dann macht es dir gar nichts mehr aus.“

Er hatte recht. Es gelang mir, den Deckel zu entfernen und mit der Spirale soviel Durchgang im Abwasserrohr zu schaffen, dass die fürchterliche Brühe abfloss. Die Reinigung des Kellers war zwar kein Vergnügen, aber im Vergleich zum Einstieg in das Unternehmen eine ganz normale Tätigkeit.

Den Grund für die Verstopfung stellten Tage später die Abwasserkanal-Reinigungs-Profis fest: eine Lehmschwelle hatte sich in der Leitung gebildet, vor der dann ein undurchlässiger Pfropf aus festen Bestandteilen des Abwassers (Scheuerlappenfasern und Klopapier) entstanden war. Fünf Tage lang ausströmendes Leitungswasser hatte dieses Hindernis eingespült. Beim Anschließen der Leitungstrasse zur Straße hatte es niemand bemerkt.

Der Winter kam, aber es gab keinen Winterschlaf. Nach dem Abzug der Maurerbrigade sah das Grundstück öd und leer aus. Dort, wo Ziegelsteine in Dutzenden von 200er-Männchen standen, graulten sich einige jämmerliche Reste, zumeist Halbe und sonstiger Bruch. Rund 20.000 Mauerziegel waren in den Kellerwänden und der Decke verschwunden. Das Zementlager war leer. Wie ein schwarzer Bunker stand das Kellergeschoss in einer trostlosen Umgebung. Wenn es im Frühjahr mit dem Bau weitergehen sollte, dann mussten vor allem Ziegelsteine und Zement her. Es erübrigt sich, den Leser mit weiteren Berichten über die Ziegelsteingewinnung zu langweilen. Wer sich in die richtige Stimmung versetzen will, der lese noch einmal den Abschnitt „Ziegelsteine“ im dritten Kapitel.

6. Ein Winter ohne Ruhe

Qualifizierung

Mein Leben lang war ich auf Lernen bedacht, und das Lernen ohne Schulbankzwang fiel mir leicht. Es war eine Art Hobby. Die russische Sprache lernte ich in Wort und Schrift während der 6 Jahre in sowjetischer Kriegsgefangenschaft, ohne je einen Lehrer gehabt zu haben. Eine Art Praktikum auf dem Gebiet des chemischen Apparatebaues absolvierte ich ebenfalls dort. Vier Semester Fernstudium an der Ingenieurschule zu Magdeburg (1 Semester gleich 1 Jahr) bewältigte ich in wenig mehr als 2 ½ Jahren. Die Fachkenntnisse für mein Spezialfach im Forschungsinstitut – Bauphysik in der Anwendung auf den Kühlhausbau - eignete ich mir durch „Qualifizierung am Arbeitsplatz“ an. Heute würde man sagen „learning by doing“, aber damals sprachen wir noch vorwiegend deutsch. Sogar der Fachjargon bestand überwiegend aus deutschen Vokabeln.

Die Materialbeschaffung und den Baubeginn im Jahre 1970 empfinde ich in der Rückschau als qualvollen Lernprozess. Was ich aber in der Hektik der Baustoffgewinnung und der Zwangsjacke des ersten Bauabschnittes vorwiegend zu vergegenwärtigen hatte, war die Erkenntnis über meine Unkenntnis der **eleganten** Kanäle für die Beschaffung von Baumaterialien und über meine Unfähigkeit, nutzbringende Kontakte mit den höheren Ebenen der Schattenwirtschaft der DDR zu knüpfen. Das sollte sich in der Folgezeit ändern.

Nicht weniger hart war die Selbsterkenntnis, dass ich vom praktischen Bauen nun wirklich keine Ahnung hatte. Das musste anders werden. Nicht noch einmal wollte ich mich durch einem nicht unberechtigt überlegen grinsenden Maurer über meine fachliche Unwissenheit belehren lassen. Brigadier W. hatte meinem Selbstwertgefühl eine tiefe Wunde geschlagen. Eigentlich musste ich ihm dankbar sein. Wäre sein Spott während des relativ unkomplizierten Aufmauerns der Kellerwände nicht gewesen, sicher wäre ich unvorbereitet in die viel schwierigeren Probleme des Ausbaues hineingeschliddert.

Dringendste Aufgabe: das Projekt überarbeiten! Wer könnte das aber so ausführen, dass dabei auch meinem Lerneifer Genüge getan wurde? „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige“, lautet ein altes deutsches Sprichwort. Was nützt einem aber alles Streben nach Tüchtigkeit, wenn das Glück nicht kommen will. In diesem Fall wurde ich vom Glück geradezu überrollt.

Eberhard L. - Architekt, Arbeitskollege und Freund – hatte am Anfang des Jahres plausible Gründe, die Projektierung unseres Hauses nicht zu übernehmen. Der Architekt, dem wir die Erarbeitung der erforderlichen Unterlagen für die Baugenehmigung anvertrauten, war eine „Empfehlung von Empfehlung“. Eberhard L. hatte einen ihm vertrauten Bauingenieur empfohlen, der aber gab den Staffelstab weiter und empfahl uns einen unerfahrenen jungen Architekten.

Eberhard L. fühlte sich wohl ein wenig schuldig, nachdem ich ihm die Pleite mit den Bauzeichnungen erläutert hatte. Er war nun bereit die Überarbeitung des Projekts zu übernehmen. Die erforderlichen Lehrveranstaltungen zu meiner Qualifizierung in Baufragen ergaben sich ganz einfach aus der unglaublichen Sorgfalt, mit der er an die Aufgabe heranging.

Eberhard L. machte keinen Strich auf dem Zeichenbrett, ehe er mein Einverständnis zu einer vorgeschlagenen Lösung von mir eingeholt hatte. Da in dem Begriff „Einverständnis“ der Wortstamm „verstehen“ enthalten ist, kann es kein Einverständnis ohne Verstehen geben. Der Weg vom Vorschlag bis zum Verstehen war ohne die Lehrveranstaltungen des Architekten nicht zu überwinden. Das kostete viel Zeit. Es ging soweit, dass mir immer ein kleiner Angstschauer über den Rücken lief, wenn Eberhard mich per Telefon zur nächsten Sitzung befahl. Die Sitzungen fanden fast immer in den Abendstunden statt und dauerten jeweils drei bis vier Stunden. Da wurden alle Details bis ins Kleinste durchgekaut, z.B.

- wie baut man ein Fenster ein,
- wie wird der Rollladen mit dem Fenster kombiniert,
- wie werden Türen eingebaut,
- wie werden Innen- und Außentreppen angelegt,
- wie wird der Schornstein mit der Dachhaut verbunden usw. usw.,

Da hatte ich einen Lehrer und saß brav auf der Schulbank. Das war aber keine normale Schule, das war eine „Presse“, wie man eine Lehranstalt zum gewaltsamen Eintrichtern von Wissen damals nannte. Nachdem ein Fachproblem endgültig geklärt war, lag zur nächsten Sitzung die entsprechende Detailzeichnung vor. Dann wurde mein Wissensstand geprüft und meist ohne weitere Änderungen das Thema abgeschlossen.

Das waren keine Projektkonsultationen, das war ein echter Studiengang. Eberhard L. sei gedankt für seine Geduld, mit der er mir sein Wissen vermittelte. Während des weiteren Baugeschehens konnte ich nicht nur mitreden, sondern fachliche Entscheidungen treffen die in den meisten Fällen zu positiven Ergebnissen führten.

Der zusätzliche Bauantrag für den Bau einer Garage entstand später ohne Mitwirkung eines professionellen Bauplaners, und die Herren von der Staatlichen Bauaufsicht hatten daran nichts auszusetzen.

Materialsorgen ohne Ende

Wie schon weiter oben erwähnt, sah das ehemalige Materiallager auf der Baustelle öd und leer aus. Keine Ziegelsteine mehr und auch kein Zement. Im Grunde genommen musste wieder da angefangen werden, wo wir im Januar 1970 standen. Das mit nur einem wichtigen Unterschied. Damals standen wir unter Erfolgsdruck. So schnell wie möglich mussten die von der Staatlichen Bauaufsicht als Voraussetzung für die Bauerlaubnis benannten Materialien herangeschafft werden. In der so ausgelösten Hektik wurde weniger mit Kopf als mit Muskelkraft vorgegangen. Der Kopf wurde weniger zum Denken als zur Realisierung des Prinzips „mit dem Kopf durch die Wand“ eingesetzt. Der Erfolg rechtfertigte die Mittel.

Solcher Kräfteverschleiß war nun nicht mehr geboten. Wer trieb uns denn? Doch nur der Wunsch, endlich in einer abgeschlossenen eigenen und ruhigen Wohnung hausen zu können. Ob der Wunsch nun einen Monat oder später erfüllt würde, das spielte nun wirklich keine Rolle. Mit einem Einspruch der Behörden war bei dem erreichten Stadium der Bauentwicklung nun nicht mehr zu rechnen.

Das unangenehmste Beschaffungsproblem betraf die Mauerziegel. Mehr als 20.000 Stück hatten bei Baubeginn in sauber geputztem Zustand auf dem Grundstück gelegen. Sie waren restlos aufgebraucht. Laut Materialbedarfsverzeichnis des Projekts mussten noch einmal 19.000 Stück herangeschafft werden. Da es nach wie vor keine Lieferungen aus den übrig gebliebenen Ziegeleien gab, blieb nur das Recycling aus Ruinen und Abbruchobjekten. Anders als bei der ersten Kampagne mussten wir aber nicht mehr „unter Flur“, d.h. im Tiefbau bergmännische Gewinnung von Ziegelsteinen betreiben. Es fanden sich genügend überirdische Ziegelsteinvorkommen die zum Teil von unseren nach wie vor jedes Wochenende zur Verfügung stehenden „Wuchtern“ erkundet worden waren. Auch lastete auf unseren wunden Schultern nicht mehr die fürchterliche Bedingung „**nicht aus dem Bevölkerungsbedarf.**“ Seitens der Staatlichen Bauaufsicht hatte es nicht eine einzige Kontrolle gegeben, die dem Vergleich zwischen verbauten Materialmengen und vorliegenden legalen Rechnungen gedient hätte. Nach Erteilung der Baugenehmigung waren wir bis zur Endabnahme des Bauwerkes von Belästigungen dieser Instanz befreit. Es wäre auch schwierig gewesen, legale und illegale Ziegelsteine auseinander zu sortieren.

Meine Fähigkeiten, jede Art von Materialquellen zu erforschen und möglichst auch zu nutzen, hatten sich im abgelaufenen Jahr positiv entwickelt. So langsam erkannte ich, dass 2 Stunden Herumfahren und Herumhorchen mehr Nutzen bringen als 10 Stunden stures Molochen. Es war Winter, die Bautätigkeit stockte witterungsbedingt und planmäßige Abnehmer von Baumaterialien hatten alle denkbaren Lagerflächen belegt. Da begannen einige Produzenten nach außerplanmäßigen Abnehmern zu schreien. Man musste es nur hören.

Ein solcher Produzent war das neue Porenanhydritwerk in Heyrothsberge. Die Porenanhydritsteine, hergestellt aus Sand und Gips, verdankten ihre Existenz aus heutiger Sicht gesehen einer totalen Fehlentwicklung. Die fehlenden Mauerziegel konnten sie wegen ihrer Empfindlichkeit gegen den Angriff von Wasser nur beim Bau von unbelasteten Innenwänden ersetzen. Für diesen Zweck waren aber bereits die Gipskartonplatten auf der Überholspur. Nur wenige Projektanten der sozialistischen Planwirtschaft entschlossen sich zum Einsatz der gelben Heyrothsberger Großblocks. Welch' himmlisches Glück für die Individualbauer der DDR! Wir konnten nun ein Werk der Baustoffindustrie aufsuchen, einen Lieferauftrag erteilen und Wünsche äußern, wann und wohin wir die Porenanhydritblöcke geliefert haben möchten. Wir konnten nicht nur Wünsche äußern, sondern sogar damit rechnen, dass sie erfüllt wurden.

„*Der Kunde kann sich alles wünschen,*“ lautete ein geflügeltes Wort unter den Mitarbeitern der Entwicklungs- und Verkaufsabteilungen der DDR-Industrie. Nur an dem Tonfall wie dieser Satz ausgesprochen wurde, erkannte der Eingeweihte, dass es beim Wünschen bleiben würde. „Nimm was dir geboten wird und mach' dich über den Acker!“ Diese Auskunftsvariante kam den Tatsachen wesentlich näher. Nicht der Kunde war König, sondern der Verkäufer. Wohl dem, der gerade den Wunsch hatte, das zu erwerben, was momentan angeboten wurde. Porenanhydrit war erwünscht und befreite uns vom Putzen einiger tausend Abbruchziegel.

Für den Start in die neue Saison der Maurerarbeiten war aber auch eine Auffüllung unseres Zementlagers erforderlich. Leider war der Chef des Magdeburger Zementlagers vom Januar 1970 nicht mehr auf seinem Posten. Hatte er vielleicht an einer falschen Stelle die Hand aufgehoben? Ich erfuhr es nicht. Sein Nachfolger war nicht zu ermitteln. Noch zu neu im Geschäft. In das mündliche Verzeichnis „Wer liefert was?“ der Schattenwirtschaft war er offenbar noch nicht eingetragen. Da sah es ziemlich trübe aus. Mitten in der bisher erfolglosen Suchaktion stieß ich, nein wurde ich gestoßen, auf ein „Sesam öffne dich!“ für das Tor zur Zementindustrie. Ein Institutskollege war zu einem Studium an einer Lehranstalt in Bernburg delegiert worden, wo er Kommilitonen aus den verschiedensten Industriezweigen kennen lernte. Darunter war auch ein junger Mann aus dem VEB Zementwerk Nienburg. Die für unseren Bau zum Schlüsselereignis werdende Unterhaltung zwischen meinem Kollegen und dem Nienburger beim abendlichen Biere mag folgendermaßen gelaufen sein:

„Wo kommst du eigentlich her?“

„**Aus Nienburg.**“

„Da gibt's doch ein Zementwerk.“

„**Das ist meine Arbeitsstelle.**“

„Mensch, da sitzt du ja auf einem Goldberg.“

„**Brauchst du Zement?**“

„Ich nicht, aber ich habe einen Kollegen der baut.“

„**Hier, ich schreibe dir mal meine Telefonnummer im Betrieb auf. Der soll mich mal anrufen.**“

„Mein Kollege hat aber kein Kontingent. Das ist ein Außerplanbau.“

„**Braucht er nicht, geht auch ohne.**“

Diese Nachricht meines Kollegen erregte bei mir mehr Skepsis als Hoffnung. Es kann doch nicht so einfach sein. Ist doch gar nicht denkbar. Doch ein Telefongespräch war die Sache schon wert. Nummer gewählt, es meldet sich:

„**VEB Zementwerk Nienburg, Dispatcher.**“

„Ist dort der Kollege Müller (Name verfremdet) der in Bernburg studiert?“

„**Der bin ich.**“

„Ich bin der Kollege vom Horst Maier (Name verfremdet), der sagte mir was von Zement ohne Kontingent.“

„**Geben sie mir Ihre Telefonnummer. Ich rufe zurück.**“

Am Abend klingelt zu Hause das Telefon:

„**Hier Müller-Nienburg. Ich kann ihnen gesackten Zement liefern. Wohin soll die Lieferung gehen?**“

„Westlicher Stadtrand von Magdeburg, Emdener Weg 3.“

„**In Ordnung. Die Sache hat aber einen Haken. Sie müssen wenigstens 100 Sack abnehmen, sonst lohnt sich der Einsatz nicht.**“

Es bedurfte einiger Zehntel Sekunden bis ich begriff, was der Mann mir da als Bedingung nannte. Wenn mir ein Goldklumpen vom Himmel vor die Füße gefallen wäre, hatte das nicht mehr Erstaunen ausgelöst.

„Von mir aus auch 200 Sack.“

„**Wir kommen am Samstag Vormittag. Zum Abtragen bringe ich noch zwei Kollegen mit.**“

„Ich werde sie erwarten.“

„**Ende.**“

Da dachte ich doch, ich träume. Nach dem Preis habe ich gar nicht gefragt. Da will mir einer ganz einfach so fünf Tonnen Zement anfahren und auch noch mit seinen Leuten entladen. „Das gibt's doch in keinem Russenkino,“ so pflegten wir ein unwirkliches Ereignis dieser Art zu beschreiben. „Kann doch nicht wahr sein!“

Am Samstag drauf bin ich am Bauplatz, habe die Folienabdichtung der Gartenlaube wieder in Ordnung gebracht und spiele erneut das Spielchen: „Er kommt, er kommt nicht, er kommt....“

Ein Sack Zement kostete seinerzeit zwischen 3 Mark und 3,50 Mark. Vorsichtshalber hatte ich tausend Mark bar in der Tasche. Sicher werden sie 5 Mark pro Sack haben wollen, und wenn sie 200 Sack bringen ... ? Ich

rechnete also mit einer Bargeldforderung in der genannten Höhe. Es war definitiv damit zu rechnen, denn zehn Tonnen Zement ohne Kontingent konnten nur „auf die Krumme“ geliefert werden.

Er kam oder besser – sie kamen.

Ein LKW vom Typ W50 hielt vor dem Grundstück, einer der Beifahrer steuert auf mich zu:

„Ich bin der Paul Müller. Vorerst haben wir mal 100 Sack, ich habe heute keinen Anhänger bekommen.“

Warm rieselte es mir durch die Glieder. Was habe ich dafür getan? Zwei Telefongespräche geführt, mehr nicht. Aber das kann teuer werden. Die Jungs werden sicher gut zulangen, geht es mir durch den Kopf.

Wenn sie zu unverschämt werden, fordere ich sie auf, die 100 Sack Zement aus der Laube wieder auf ihren LKW zu laden und zu verschwinden. So stark fühlte ich mich.

Sack für Sack landete in der Laube, wurde sauber aufgestapelt. Der Zement war noch warm, frisch aus der Absackanlage des Zementwerkes. Wie habe ich das Glück verdient?

Der letzte Sack ist entladen, die Ladefläche des LKW abgefegt, die Träger nehmen dankbar das angebotene Bier entgegen, trinken und rauchen. Wann kommt denn nun die Preisverhandlung? Die Kerle sind wirklich naiv. Wenn ich ihnen nun gar nichts geben würde?

Da greift P.Müller in die Tasche, zieht ein gedrucktes Schriftstück heraus und reicht es mir:

Ein Lieferschein des VEB Zementwerk Nienburg über 100 Sack Portlandzement. Das ist aber kein Original, sondern eine Kopie. So ganz beiläufig lässt P.Müller fallen:

„Und ich bekomme 350 Mark.“

Mich trifft fast der Schlag. Mit mindestens 500 Mark inklusive Transport hatte ich für 100 Sack gerechnet.

Und nun verlangen die nur den Ladenpreis pro Sack für eine Ladung die sie 50 Kilometer bewegt sowie selbst auf- und abgeladen haben. In meiner Euphorie gab ich 400 Mark und hatte ab dato während der ganzen Bauzeit keine Zementsorgen mehr. Die Maurer konnten mit Zement quasen, das Mauerwerk wird Jahrhunderte überdauern, und kein Erdbeben wird dieses Haus beschädigen.

Den Lieferschein habe ich an Stelle einer Rechnungen in den Bauunterlagen abgeheftet. Dabei gab ich mich der Hoffnung hin, dass sich niemals eine Amtsperson für diesen flauen Nachweis eines legalen Erwerbs interessieren möge. Die Hoffnung blieb real. Ich hatte zwar keinen schlagkräftigen Beweis, doch war ich davon überzeugt, dass die Bezahlung der Zementlieferungen niemals in den Büchern des VEB Zementwerk Nienburg registriert werden würde. Es war eindeutig geklauter Zement. Mit dem Lieferschein konnten die Kameraden das Werktor passieren. Ob parallel zum Lieferschein eine Rechnung ausgestellt und dem Kunden zugeführt wurde, das lag nicht in den Kontrollpflichten des Pförtners.

Im Herbst 1971 gelang es uns noch einmal, diese wunderbare Quelle zum Fließen zu bringen. Unser Gewissen gegenüber der sozialistischen Wirtschaft wurde damit jedoch nicht mehr belastet als es bis dahin schon war.

Bisher drehte sich das Denken und Planen des Bauherren nur um Fundamente, Wände und Decken. Alle damit zusammenhängenden Probleme zu lösen, war schon nicht einfach. Nun musste aber auch an einen Bereich gedacht werden, den der Fachmann Ausbau nennt. Die Bedeutung dieses Begriffes wurde mir besonders durch ein Gewerk zu Bewusstsein gebracht, mit dessen Spezifik ich vorerst noch auf Kriegsfuß stand: Gas- und Wasserinstallation.

Einem Spezialisten wurde der Auftrag erteilt, ein sogenanntes Sanitärprojekt zu erarbeiten. Der Mann brachte dann auch Zeichnungen, in denen der Verlauf von Gas-, Wasser- und Abwasserleitungen dargestellt war. Diese Unterlagen kosteten fast ebensoviel wie das Gesamtprojekt für den Bauantrag. Für einen Materialauszug, d.h. die Auflistung aller zu beschaffenden Materialpositionen, wollte er noch einmal rund einen Tausender haben. Das ging mir zu sehr ans „Eingemachte“.

Im Bekanntenkreis fand sich ein Klempner & Installateur – Peter S. Der schaute sich die Zeichnungen an und meinte, dass er danach sehr gut arbeiten könnte. Er war auch bereit, die Arbeiten außerhalb der gesetzlichen Arbeitszeit auszuführen. Er verbürgte sich sogar dafür, dass er alle vorgeschriebenen Rohre für Gas und Wasser mitbringen könnte, selbstverständlich gegen Bezahlung an seinen Chef, einen privaten Handwerksmeister. Nur eine Materialposition erklärte er als nicht beschaffbar: die Fittings und die Mischbatterie fürs Bad..

Der von mir ausgeübte Beruf verpflichtete mich nicht zu wissen, was Fittings sind. Hier lernte ich es nun. Das sind im Wesentlichen Winkel, T-Stücke, Reduzierstücke, Muffen und Verschraubungen, mit denen die ausschließlich geraden Stahlrohre der Leitungssysteme verbunden, verzweigt und um die Ecke geführt werden. Dass es einmal biegbare Kupferrohre für Wasserleitungen geben würde, das kam damals selbst in unseren kühnsten Träumen nicht vor. Dass diese Art der Installation im westlichen Teil unseres Vaterlandes bereits „gang und gäbe“ sein sollte, hielten wir eher für Feindpropaganda.

Unerhört wichtig zu wissen war dabei, dass für Wasserinstallationen nur verzinkte Rohre und Fittings verwendet werden dürfen. Auch das lernte ich jetzt am praktischen Beispiel. Unser Nachbar von gegenüber, Dieter B., hatte gerade großen Ärger durch die Nichtbeachtung dieses Grundsatzes. Ausgerechnet in einem Deckendurchbruch seines Hauses war ein schwarzes, d.h. unverzinktes T-Stück eingebaut worden, sicher weil die verzinkten T-Stücke gerade alle waren. Nach zehnjährigem Betrieb war der Winkel durchgerostet,

und das Wasser floss aus der Decke. Das Auswechseln dieses Fremdkörpers hat mehr gekostet als hundert verzinkte Winkel.

Was aber tun wenn nur ganz selten schwarze und überhaupt keine verzinkten Fittings im Angebot für den Individualbauer vorhanden sind? Aus der Not eine Tugend machen? Es gab Schlosser- oder Mechanikermeister, die Winkel, T-Stücke und Muffen **aus dem Vollen** herstellten. Es wird heute niemand mehr glauben wollen, dass Vierkantstahl passender Abmessungen längs (bei T-Stücken auch quer) gebohrt und die Enden der Bohrungen mit konischem Zollgewinde versehen wurden. Solche Stücke wurden zu Preisen angeboten die etwa dem Zehnfachen des Katalogpreises von gegossenen Originalfittings entsprachen. Ich habe solche Kloben in der Hand gehalten und den Ankauf erwägt. Was nützten mir aber ausschließlich schwarze, d.h. unverzinkte Verbindungsstücke?

An dieser Stelle sei einem Begriff aus DDR-Zeiten ein Denkmal gesetzt, der mit der Wende beginnend eine aussterbende Tendenz gezeigt hat: „aus dem Vollen feilen.“

Er kommt aus der Berufssparte der Metallverarbeiter wo gelegentlich figürliche Gegenstände mehr Spaßes halber aus einem massiven Stück Metall von Hand herausgefeilt wurden. Im übertragenen Sinn bedeutete „aus dem Vollen gefeilt“ soviel wie klobig, unhandlich, schwer, unnötig massiv. Solche Prädikate passten oft zu Importen von Maschinenbauerzeugnissen aus der Sowjetunion. Man sieht aber, dass störende Mangelsituationen ganz gut überwunden werden können, wenn man Gegenstände aus dem Vollen feilt. Ich erinnere mich an eine Werkstatt, wo deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion aus Rundstahl Sechskantmuttern produzierten. Aus dem Vollen gefeilt.

Es gingen Gerüchte um, dass man in Bulgarien verzinkte Fittings aller Art und Größen in den Eisenwarenläden kaufen kann. Die Gerüchte wurden sogar von glaubenswürdigen Personen ausgestreut. Ich konnte mich später davon überzeugen, dass sie nicht geflunkert hatten. Aber weder ich noch ein Institutskollege hatte eine Dienstreise nach Bulgarien in Aussicht. Nun waren wir DDR-Bürger wahrhafte Weltmeister im Improvisieren. Uns fiel immer noch etwas ein, und wenn es noch so verrückt erschien. Unser Klempner & Installateur erhielt den Auftrag, an Hand der Sanitärzeichnungen eine Stückliste des Bedarfes an Fittings nach Art und Nennweite aufzustellen. Er tat es recht oberflächlich, wie sich später herausstellte, mit großen Reserven. Es gab während der Ausführungsphase keinerlei Engpässe. Ganz im Gegenteil, wir konnten uns später im Freundes- und Verwandtenkreis als Fittingspender einen guten Namen machen. Es gab also letztlich keinen Grund, ihm seine Oberflächlichkeit nicht zu verzeihen. Im Übrigen lieferte er die Angaben, ohne auch nur einen Pfennig dafür zu verlangen. Auch ein Beispiel von Solidarität auf der untersten Ebene.

Nun will der Leser sicher wissen, was uns die Stückliste an Nutzen gebracht hat. Großen Nutzen! Aber das nur in Kombination mit einem außerhalb des sozialistischen Lagers angesiedelten Wirkfaktor. Den bildeten die in der Bundesrepublik wohnhaften Verwandten und Bekannten, die es sich dankenswerterweise zur Gewohnheit gemacht hatten, zu hohen Feiertagen etwas von ihrem gehobenen Lebensstandard an weniger verwöhnte DDR-Bürger abzugeben. Die Form der materiellen Übermittlung nannte man damals **„Westpakete“**.

Die Fitting-Stückliste wurde nun in so viele Teile zerschnitten wie uns Versender von Westpaketen einfielen. Die Größe des Stücklistenteiles immer sorgfältig auf die wahrscheinliche Geberlaune der Angeschnornten bemessen. Im Begleitschreiben stand sinngemäß:

„Bitte schickt uns zu Weihnachten nicht Strumpfhosen, Schokoladenherzen und Bohnenkaffe, sondern ein paar Fittings für unseren Hausbau. Bitte beachten ‚verzinkt‘ oder ‚schwarz‘ ist von substantieller Wichtigkeit.“

Wie ich später einmal erfuhr, waren zumindest einige der Geber richtig froh über dieses Ansinnen, denn sie brauchten sich nun keine Gedanken mehr über die Zusammensetzung des Weihnachtspaketes zu machen. Alle Pakete kamen an. Ein Wunder bei der Pinseligkeit der Grenzkontrollorgane der DDR. Die haben Kaffeepackungen geöffnet und darin herumgestochert, die Verpackung von Schokoladentafeln aufgemacht – immer auf der Suche nach Propagandamaterial oder Geheimsendern. Weihnachtspakete mit Fittings drin waren wohl in der Kontroll-Dienstvorschrift nicht vorgesehen und konnten so passieren.

Nicht alle Beschaffungsaktivitäten vollzogen sich unter so spektakulären Umständen. Durch Zufall blieb aus dieser Zeit ein DINA4-Blatt mit Notizen erhalten das einen kleinen Einblick in die Vielseitigkeit der Recherchenarbeit gibt. An Stelle langer Abhandlungen soll der Inhalt im originalen Wortlaut wiedergegeben werden. Der Leser sollte nicht auf den Gedanken kommen, dass nur Mauersteine, Zement und Fittings uns in diesem Winter beschäftigt haben.

Kellerfenster: VEB Enttrümmerung - Männe Stief Platzmeister
Eichelmann Liermann, Tischlermeister, Gr.
Diesdorfer links vor Westring
Haustür: Apelt & Richter, Alt Prester
PGH Tischler Süd, Herr Heise
Parkett: Sandfoss (nicht Haupt)
Sima (Simon) Fußbodenleger
Kunststein/ Naturstein:
WBK Abtlg. Kunst- u. Naturstein Koll. Frank,
Sieverstorstraße
Sohlbänke/Fensterbänke/ Abdeckplatten für Stützwände
Frage der Pflastersteine als Material f. Stützwände
Jalousien: PGH Jalousiebau, Berliner Chaussee
Fliesen: Koll. Buhts, VEB Spezialbau Hyrol-Rapid
Beton-Fertigteile/ Terrazzoplatten
- Buckau an der Umleitung Sudenburger Wuhne Ecke
Fichtestraße
Enttrümmerung - Schalungsholz (Donnerstag M. Stief)
Kühlbetrieb: Träger und Betonstahl
Sabbert: Termin für Aufgrabung mit Bagger Abwasser
nachfragen ob Kontrollschacht zur Mitte verlagert
werden kann Smiatek - Rücksprache wegen
Ortsbesichtigung

Und am Ende steht da noch:

Saure Sahne (am Russenblock G.-Hauptmann-Str.)

Schließlich mussten wir auch noch etwas essen.

In diesen Notizen liegt schon ein Stück Normalität. Im Bereich der Ausbaugewerke gab es noch private Firmen oder auch Produktionsgenossenschaften (PGH), bei denen ein privater Kunde mit einer gewissen Kulanz behandelt wurde. In den wenigen privaten Firmen und auch in den Genossenschaften waren die bürokratischen Fesseln der Planbürokratie weniger stark zu spüren, oder sie wurden einfach ignoriert. Wenn da ein Kunde kam, von dem man wenigstens teilweise Barzahlung ohne Quittung erwarten konnte, dann wurde der zwar nicht als König, aber zumindest als Partner behandelt.

Wenn man davon absieht, dass für jede handwerkliche Leistung mühevoll mit Telefonaten und Besuchen eine Firma gefunden, der Lieferumfang verhandelt, der Preis abgesprochen und der Ausführungstermin lange im Voraus festgelegt werden musste, trat die Bauorganisation hier in einen gewissen Zustand der Normalität ein.

Am schwierigsten waren die Terminverhandlungen. Handwerker in der DDR sehnten sich immer nach Großaufträgen der volkseigenen Wirtschaft. Einerseits konnten die mit einer Großserienfertigung viel leichter Geld machen als mit Kleckeraufträgen, andererseits gab es bei Lieferungen an den volkseigenen Sektor immer Möglichkeiten, z.B. 9 Türen zu liefern und von der übernehmenden Person 10 Stück bestätigt zu bekommen. Mit deren Beteiligung am Gewinn, natürlich. Je größer der Auftrag war, desto tiefer konnte der liefernde Handwerker in die Gewissensstruktur der Verantwortlichen auf den volkseigenen Baustellen eindringen und seine Gewinnchancen dementsprechend verbessern.

Bei Lieferung nur **einer** Tür an **einen** Privatmann waren solche kleinen Ungenauigkeiten naturgemäß ausgeschlossen. So war man als kleiner Einzelkunde eben nur ein Lückenfüller für Zeiten, wo VEB-Aufträge ausblieben. Der Leistungsträger legte sich daher terminlich meist nicht fest. Einen Vertrag mit garantiertem Ausführungstermin abzuschließen war nicht möglich.

Wenn es dann auf der Baustelle „brannte“, und das Baugeschehen wegen Fehlens einer handwerklichen Leistung ins Stocken zu kommen drohte, dann hieß es nicht selten:

„Sprechen sie mal mit meinem Gesellen XYZ ob der am Wochenende oder nach Feierabend mitmacht. Das Material bekommen sie gegen Rechnung, den Mann bezahlen sie bar auf die Hand.“

Ein weitschauender Handwerksmeister sorgte dafür, dass seine Mitarbeiter wenigstens auf dem Wege der Freizeitarbeit an das Einkommensniveau der Werk tätigen in der volkseigenen Wirtschaft heran kamen. Tat er das nicht, so liefen ihm die Leute weg. Die vom Staat festgelegten Tarife für Privatbetriebe lagen erheblich unter denen der VEB.

Personalsorgen

Als dann das Neue Jahr gekommen war drehten sich die zentralen Gedankenspiele wieder um die Fortsetzung der Bautätigkeit. Sobald das Wetter „offen“ sein würde, sollte das Erdgeschoss aufgemauert und so schnell wie möglich das Dach geschlossen werden. Zu den Materialproblemen kam nun wieder die Personalfrage. Vorsichtige Verhandlungen mit der Maurerbrigade vom Vorjahr zeitigten keine Tendenzen, die uns hätten Hoffnungsvoll stimmen können. Die Kameraden waren offenbar der Meinung, sie hätten uns fest in der Hand und könnten die Bedingungen diktieren.

Obwohl es gegenüber dem Vorjahr auf dem „freien“ Arbeitsmarkt keine allgemeinen Erhöhungen des Lohnniveaus gegeben hatte, sollten wir nun 8 Mark an Stelle von 5 Mark Stundenlohn bezahlen. Außerdem wurde zusätzlich zur üblichen Bierration auch noch Mittagsverpflegung gefordert. Da passte meine Frau. Der besondere Vorzug der kompletten Brigade hatte vor allem darin bestanden, dass Handwerkzeug, Mörtelkübel, Schiebekarre und der Mörtelmischer am Samstag in der Frühe mitgebracht und am Sonntag Nachmittag wieder mitgenommen wurden. Nun waren wir aber inzwischen zu Besitzern eines eigenen Mörtelmischers aufgestiegen und hatten damit den übelsten Engpass auf dem Weg zu einem „freien“ Kleinstbaubetrieb überwunden.

Eine Schiebekarre hatten wir beim Kauf des Grundstücks ohne Aufpreis übernommen. Dabei handelte es sich aber um ein uraltes hochbeiniges Vehikel das nur mit übermäßigem Kraftaufwand zu bewegen war. Unsere „Wuchter“ drückten sich vor ihrer Benutzung, wo sie nur konnten. Oft genug war ich dann der Lückenbüßer, der unter dem schadenfrohen Grinsen der Drückeberger einspringen musste. Horst R., der immer als Sprecher unserer Bauhelfer auftrat, machte diesem Zustand ein Ende.

„Claus,“ sagte er (wir waren längst beim freundschaftlichen Du gelandet), *„heute nach Feierabend müssen wir mal nach Ottersleben fahren.“*

„Wieso das?“

„Na, da liegt eine neue Schiebekarre.“

„Und was habe ich damit zu tun?“

„Mensch merkste denn nicht? Die habe ich im Gebüsch versteckt. Wir laden die alte Hippe in den Hänger, fahren die da hin und tauschen sie um.“

„Wir klauen also?“

„Nee doch, wir rubeln nur alt in neu um.“

Da war mir doch ein wenig mulmig. An der Straße zwischen Lemsdorf und Ottersleben waren „unsere“ Leute mit ihrer Brigade hauptamtlich beim Verlegen von Abwasserleitungen beschäftigt. Horst klärte mich auf, dass das Versteck weit genug von beiden Ortsteilen entfernt läge und dort nur ganz selten ein Mensch vorbei käme. Für den Fahrzeugverkehr ist die Straße gesperrt, und wenn ein Fußgänger kommt, dann könnte man den schon lange sehen, ehe er das polizeiliche Kennzeichen des Trabi oder des Hängers erkennen kann. Mit einem dummen Gefühl im Magen und der Hoffnung auf unerkannte Zu- und Abfahrt rollten wir – Horst und ich – in der Abenddämmerung zur Baustelle. Das Umladen der Schiebekarren war Sekundensache, und kein Augenzeuge nahm von unserem Tun Kenntnis.

Damit war ein weiteres Ausrüstungsproblem gelöst.

Hätte es irgendwo in und um Magdeburg eine Schiebekarre zu kaufen gegeben, ich hätte zehnmal lieber den Preis dafür bezahlt. Aber so war es nun mal in diesem Wirtschaftssystem. Was man unbedingt brauchte und nicht kaufen konnte, das wurde „organisiert“. Von Klauen oder Stehlen sprach da niemand.

Zur gleichen Stelle fuhren wir später noch einmal. Die Betonringe für den Kontrollschacht unserer Abwasserleitung hatten wir mit viel Aufwand und Glück ganz legal kaufen können. Zu diesem Schacht gehört aber auch ein Deckel. Der Gully-Deckel ist ein schweres gusseisernes Ding und dementsprechend nicht im Lieferprogramm eines Betonwerkes zu finden. Wochenlang habe ich herumtelefoniert und Bauhöfe abgeklappert, - ohne Erfolg. Die Erlösung kam wieder von Horst R. Er forderte mich wieder auf, den Trabi zu satteln und mit ihm nach Lemsdorf-Ottersleben zu fahren. Noch immer wurde dort an dem Abwassernetz gearbeitet, und es war ein Gully-Deckel übrig geblieben. Er lag in dem gleichen Gebüsch wie seinerzeit die Schiebekarre. Es ist doch verdammt leicht, sich an gesetzwidrige Handlungsweisen zu gewöhnen, wenn man dadurch legale Unmöglichkeiten aus der Welt schaffen kann.

Nun fehlten noch die Maurer und die Mörtelkübel.

Da gab es in Olvenstedt einen jungen Handwerker – Werner P. – den ich ungern mit der ungenügend aussagekräftigen Berufsbezeichnung *Maurer* in Verbindung bringen möchte. Er hatte zwar dieses ehrenwerte Handwerk gelernt und wurde im Arbeitsamt unter dieser Rubrik geführt, aber meinen Erfahrungen nach hätte ich ihn als Bauhandwerker aller Sparten oder ganz und gar als Baukünstler bezeichnet. Ein handwerkliches Multitalent. Er hatte uns vor 12 Jahren bei Renovierung und Umbau der Riesenwohnung in der Olvenstedter Straße geholfen. Was er anfasste, stellte er auch fertig, und was er fertiggestellt hatte war über jede Kritik erhaben. Und er fasste nicht nur Mauerziegel an.

Als wir uns in den Wahnsinn des Eigenheimbaues stürzten, konnten wir uns gar nichts anderes vorstellen, als dass Werner – genannt Werni – unser Starmaurer sein und alle sonst noch auf dem Bau tätigen Arbeitskräfte anleiten würde. Seine Antwort auf unsere Anfrage:

„Ein ganzes Haus hochziehen, das wird mir zuviel.“

Das war traurig, aber wenn Werni nein sagte, dann meinte er auch nein. Nun, nachdem der Keller stand, versuchten wir es noch einmal, ihn zu überreden. Ich wünschte mir nichts mehr als seine Zusage. Er würde es nicht darauf anlegen mir zu beweisen, dass er vom Bauen mehr versteht als ich. Er würde mir ein Lehrmeister sein. Daran war mir ganz besonders gelegen. Allerdings mussten wir nicht nur ihn von der unbedingten Notwendigkeit seines Einstieges in unser Projekt überzeugen. Wichtig war die Zustimmung seiner Frau, und die gab letzten Endes den Ausschlag. Ohne Glück geht nichts, und wir hatten Glück. Das hatte wohl auch damit zu tun, dass Werners Mutter sozusagen zu unserer Familie gehörte. Während einer langen Krankheitszeit meiner Frau hatte sie uns unersetzliche Hilfe im Haushalt geleistet. Sie blieb dann wie selbstverständlich bei uns, als der ursprüngliche Grund nicht mehr gegeben war. Wir hatten uns an den Luxus gewöhnt, und Erna kam gern zu uns. Sicher war es auch ihrer Fürsprache zu verdanken, dass Werner seine Einstellung zu dem nebenberuflichen Bau eines „ganzen Hauses“ revidierte. Seine Zusage knüpfte er an zwei Bedingungen:

- es muss noch ein guter Maurer gefunden werden, der bereit ist alle Wochenendeinsätze mitzumachen und
- die drei „Wuchter“ müssen als Bauhelfer immer dabei sein.

Wer uns Horst D. als zweiten Maurer empfohlen hat, weiß ich nicht mehr. Nur eins ist klar, es war eine gute Wahl. Unsere drei Stamm-Bauhelfer Horst, Harald und Kurti hatten wegen der dringenden Gewinnung von Ziegelsteinen keine Winterpause gehabt und fanden es ganz überflüssig, dass ich sie überhaupt wegen der Verlängerung des Arbeitsverhältnisses ansprach. Wir hatten uns sehr aneinander gewöhnt. Damit war der für das Frühjahr geplante Fortgang des Baugeschehens personell gesichert. Ende März 1971 waren dafür auch die materialtechnischen Voraussetzungen erfüllt. Fünfzehntausend Ziegelsteine waren aus Abbruch gewonnen, zur Baustelle transportiert und auch geputzt worden. Das schreibt sich leicht hin, es war aber Sklavenarbeit. Allein darüber könnte ein Buch geschrieben werden. Das Denkmal der Trümmerfrau am Eingang der wieder aufgebauten Johanniskirche zu Magdeburg erinnert mich immer wieder eindringlich an diese Monate. Nach acht Stunden Steineputzen wollten sich das Rückgrat und die Finger der linken Hand (ich bin Linkshänder) gar nicht mehr oder nur unter Schmerzen gerade richten lassen. Mir erscheint es als Wunder, dass mein sogenannter Bewegungsapparat durch diese Beanspruchung keinen bleibenden Schaden erlitten hat. Mein Putzhammer war durch das häufige Schleifen auf die Hälfte seiner ursprünglichen Größe zusammengeschrumpft. Er wäre mit diesem Erscheinungsbild ein beeindruckendes Ausstellungsstück für ein Museum der modernen Baugeschichte gewesen. Er wurde es nicht. Nach der letzten Putzaktion habe ich ihn tief in der Erde vergraben. Ich habe ihn abgrundtief gehasst. Eine gewaltigen Schub unserer Steinegewinnung hatte es zwischen Weihnachten und Neujahr gegeben. Das war mir gänzlich entfallen und die Erinnerung musste erst durch einen Brief an die Mutter aufgefrischt werden. Darin kündigten wir unseren Besuch am 2. Weihnachtsfeiertag an, und dann heißt es:
„..... wir müssen aber am gleichen Tag wieder zurück, da am Montag wieder Steine geborgen werden sollen. Unsere Hilfstruppe hat die Zeit vom 28.12. bis 31.12. in ihrem Betrieb eingearbeitet und will an diesen Tagen für uns zur Verfügung stehen. So eine günstige Gelegenheit kommt so schnell nicht wieder. Lothar H. erzählte mir heute, dass sich 3 Männer extra für den 25.12. gesund schreiben ließen, nur um den Einsatz mitmachen zu können.“
Das erinnert mich auch daran, dass in der Tiefbaubrigade bei E.König neidisch auf die drei Kameraden geschaut wurde, die seit fast einem Jahr bei uns einen regelmäßigen Nebenverdienst einstreichen konnten. Zum Jahresende stand die ganze Brigade zur Verfügung, und das lohnte sich.

Durch die Lieferung von Porenanhydritblocks blieb uns das Aufbereiten von rund fünftausend Mauerziegeln erspart. Die Gartenlaube enthielt einen Stapel von 100 Zementsäcken, und die Sand-Kies-Connection sowie die Karbidschlamm-Quelle ließen sich ohne Schwierigkeiten wieder beleben. Dem Neustart der Bautätigkeit stand nichts mehr im Wege, sofern der Organismus den zu erwartenden Belastungen stand hielt.

Runderneuerung

Daran hatte mein Freund und Hausarzt Jürgen S. gewisse Zweifel. Die kombinierte Belastung aus engagierter beruflicher Tätigkeit und dem Bauvorhaben hatte ihre Spuren hinterlassen. Nur durch eine prophylaktische Kur konnte seiner Meinung nach der physische Zustand soweit stabilisiert werden, dass mit einer Bewältigung der restlichen Bauarbeiten ohne ernsthafte gesundheitliche Schädigungen gerechnet werden konnte. So kritisch sah ich die Lage nicht, und vier Wochen Arbeitsausfall konnte ich mir doch eigentlich gar nicht leisten. Doktor Jürgen S. setzte seinen Willen durch, nicht ganz ohne eine unterschwellige Drohung der Art: „Wenn du meine Prophylaxe nicht akzeptierst, dann such dir einen anderen Hausarzt.“

Betrachtet man die Situation vom volkswirtschaftlichen Standpunkt, dann taucht aus dem Nebel ökonomischer Zwänge des sozialistischen Wirtschaftssystems ein seltsamer Zusammenhang auf. Das Gesundheitswesen der DDR war unbestritten gut organisiert und mit Finanzen gut ausgestattet. Es wurde von dieser Seite viel getan, um die Leistungsfähigkeit der Werktätigen stabil zu halten. Mit der Duldung und sogar Förderung der Feierabendarbeit versuchte die ökonomische Seite wirtschaftliche Mangelerscheinungen zu heilen, und tat das zum Schaden der Gesundheit von Werktätigen die statt der erkämpften 40-Stunden-Woche 60 und mehr Stunden wöchentlich arbeiteten. Hätte ich meinen Bauauftrag an eine Firma geben, und eine vernünftige Kreditierung bekommen können, dann hätte es der Kur nicht bedurft.

Wie durch ein Wunder ist eine Kopie des Arztbriefes vom 16.2.71 zum Kurantrag erhalten geblieben.. Darin heißt es unter anderem:

- am 10.2.71 akut aufgetretener Kreislaufkollaps (Schweißausbruch, Angstzustände, mangelnde Leistungsfähigkeit, Neigung zu Schwindelerscheinungen)
- Einschlafstörungen, Durchschlafstörungen
- psychisch macht der Patient einen stark überforderten Eindruck
- chronische Gastritis.

Es war fast ein Wunder, dass nach Antragstellung Mitte Februar bereits für den 26. April eine Einweisung zu einer vierwöchigen Herzheilkur nach Bad Liebenstein ausgesprochen wurde. Diagnose: *funktionelle Koronarinsuffizienz bei Hypotonie*

Der behandelnde Kurarzt erwähnt in seinem Arztbrief vom 24.5.71:

- am 5.5. klagte der Patient über starkes Schwindelgefühl, Schweißausbrüche und Schlafstörungen

Und empfiehlt die Weiterbehandlung „nach beiliegendem Schema“.

Wenn ich mich gegen die Kur gewehrt habe, dann war das mit Sicherheit dem unkontrollierten Eigensinn des Patienten zuzuschreiben. Dr. Jürgen S. sei Dank dafür gesagt, dass er diese Starrköpfigkeit gebrochen hat. Wer weiß, mit welchen gesundheitlichen Dauerschäden ich aus dem Bauvorhaben hervorgegangen wäre, hätte er sich mir gegenüber nicht durchgesetzt.

Viel jüngere aber weniger einsichtige Mitarbeiter unseres Mini-Baubetriebes haben ihre Feierabendtätigkeit noch Jahre lang nach Fertigstellung unseres Baues fortgesetzt. Einige, haben diese Welt sehr jung verlassen, einer überlebte in noch recht jungen Jahren einen Schlaganfall und wurde Invalide.

Alles zusammen genommen ein typisches Erscheinungsbild der Zwiesichtigkeit des sozialistischen Gesellschaftssystems. Auf der einen Seite wird als große Errungenschaft hochgejubelt, dass die 40 Stunden-Woche Realität geworden ist. Andererseits treten reale Zwänge derart auf, dass dem Fleiß ergebene Werktätige 60 Stunden in der Woche arbeiten. Und sie werden von Staats wegen dazu animiert. Der dialektischen Grundsatz „*alles im Zusammenhang betrachten*“ blieb in die Theorie verbannt. In der Praxis herrschte der Ressortgeist und nicht ganz unberechtigt sagte man seinerzeit: „*Zwei DDR-Ministerien verhalten sich zueinander schlimmer als feindliches Ausland.*“

7. Ein Jahr voller Erfolge

Hausanschlüsse

Während der Wintermonate ging ein Gerücht im Emdener Weg um:

„Der Fritzsche hat ohne Baugenehmigung mit dem Bau angefangen. Jetzt haben sie ihm den Bau stillgelegt.“

Vielleicht fügte dieser und jener Gerüchteverbreiter schadenfroh hinzu:

„Schadet ihm gar nichts!“

Wer dachte denn schon darüber nach, dass die lange Winterpause materiell, d.h. durch den Mangel an Mauerziegeln bedingt war. Eine gewisse Schuld an der Geburt dieses Gerüchts lag natürlich bei mir selbst. Am Grundstückseingang fehlte das Baustellenschild. Darauf hätten von der Straße aus sichtbar und lesbar Angaben über die Art des Bauvorhabens, den Bauherren und das Datum der Baugenehmigung stehen müssen. Die hin und wieder auf ihren Kontrollgängen auf eine Baustelle stoßenden Kollegen der Staatlichen Bauaufsicht wollten ohne langes Suchen in den Akten die „wilden Baustellen“ herausfinden können.

Das Gerücht hat uns nicht geschadet, und während des Winters ist wohl kein Fahnder der Behörde vorbei gekommen.

Im April begann die Bautätigkeit mit einem ganz und gar neuen Erlebnis: zum ersten mal rückte eine Baufirma an, um gemäß einem schriftlich erteilten Auftrag eine Leistung zu erbringen: die Firma E.König verlegte die Entwässerungsleitung und vollzog den Anschluss an den unter der Straße in 3 Meter Tiefe liegenden Strang des Schmutzwassernetzes.

Wer nun denkt, der Bauherr hätte im Ausgehanzug dabei gestanden und sich genüsslich das Treiben der Tiefbauer angeschaut, der ist „auf dem Holzweg“. Der Auftragsumfang blieb leider auf die Erdarbeiten und die Verlegung von **vorhandenem** Material beschränkt. Die auf den Auftraggeber entfallende Aufgabe der Beschaffung von Steinzeugrohren und Betonringen für die Kontrollschächte erforderte sehr viel persönlichen Einsatz. Spektakuläre Hindernisse waren allerdings nicht zu überwinden. Die Beantragung und Einholung der Schachtgenehmigung und der Genehmigung für den Anschluss der Abwasserleitung an das öffentliche Netz, das waren zwar zeitraubende aber ganz normale Aktionen. Schwieriger war es schon, dafür zu sorgen, dass an einem bestimmten Tag möglichst zu einer bestimmten Uhrzeit ein kompetenter Mitarbeiter des VEB Wasser und Abwasser zur Baustelle kam, um den Akt des Anschließens zu überwachen.

Doch da gab es in diesem Zusammenhang noch ein DDR-typisches und fast unlösbares Problem. Im Frühstadium unserer Bauvorbereitungen hatten wir von der zuständigen Instanz, dem VEB Energieversorgung, die schriftliche Zustimmung für die Beheizung unseres geplanten Eigenheimes mit Erdgas eingeholt. Magdeburg sollte ja die Modellstadt für die bevorzugte Verwendung von Erdgas als Energieträger werden. Entsprechend diesem sehr vorteilhaften Angebot wurden die Schornsteinschäfte in den Kellerwänden angelegt.

Die Erdgaseuphorie dauerte aber nicht lange. Die Ergiebigkeit des neu erschlossenen Erdgasvorkommens bei Salzwedel nach Menge und Heizwert war überschätzt worden. Der diesbezügliche Erkenntnisprozess vollzog sich in den kompetenten Gremien ausgerechnet in der Zeit zwischen unserer ersten Antragstellung und der nun fälligen Beantragung des Hausanschlusses und des Gaskontingents.

Anders als das bei Neuverlegung und Sanierung kommunaler Leitungssysteme üblich ist, wollten wir das Grundstück nur **einmal** aufwühlen und gleichzeitig die Anschlüsse für Abwasser, Trinkwasser und Gas installieren. Die Leute vom Trinkwasser machten keine Schwierigkeiten.

Durch den Erfolg beim Wasser freudig gestimmt, besuchte meine Frau den Gasverteiler des VEB Energieversorgung auf und unterbreitete unseren Wunsch:

„Am 17. und 18. April werden für unser im Bau befindliches Haus die Anschlüsse für Abwasser und Trinkwasser hergestellt. Wir möchten gleichzeitig auch den Gasanschluss reinbringen.“

Meine Frau berichtete später, daß der zuständige Kollege einem Schock nahe war über soviel Unverfrorenheit eines potenziellen Gasabnehmers.

„Wie denken sich das? Haben sie denn ein Gaskontingent? Und dann gleich noch den Tag und vielleicht die Uhrzeit angeben, wann Gas durch die neue Leitung fließen soll?“

Wo ist das? Emdener Weg? Da ist die Hauptleitung sowieso schon zu schwach bemessen. Und da wollen sie noch mit einer Gasheizung dran? Ausgeschlossen!“

Meine Frau ließ sich nicht abwimmeln. Sie hielt dem Mann die schriftliche Zusage vom Januar 1970 unter die Nase. Da stand es schwarz auf weiß, daß für ein Eigenheim auf dem Grundstück Emdener Weg 3 eine Gasheizung vorgesehen werden darf. Ein Dokument mit Unterschrift und Stempel. **Ein Dokument!**

Da wurde der Mann unsicher und verlagerte die Verantwortung auf seinen Vorgesetzten. Der versuchte die Kundin weich zu klopfen, indem er sie zwei Stunden warten ließ. Der Chef sei in einer wichtigen Besprechung. Meine Frau ließ sich nicht vertreiben, aber dann war Feierabend und der Chef schon auf dem Heimweg.

Da bewährte sich unser Grundsatz, alle Behördenangelegenheiten so lange wie möglich vor dem gesetzten Ausführungstermin zu erledigen. Es dauerte noch mehrere Tage, ehe der Gasverteiler-Chef endlich eine Audienz gewährte. Gern hätte ich daran teilgenommen, ich kämpfte aber unter restlosem Einsatz von Zeit und Kräften um die Schachtringe für das Abwassersystem. Ohne sie wäre das ganze Unternehmen geplatzt. Frau Margrit hatte während der Wartezeit ausreichend Wut gespeichert, um aus dem Ober-Gasverteiler das Letzte an Kompromissfähigkeit herauszuholen. Es soll eine lange und stellenweise erregte Auseinandersetzung gewesen sein, während derer mit Klage beim Gericht gedroht wurde. Sie endete mit einem für uns sehr vorteilhaften Kompromiss:

„Sie verlegen die Leitung von der Straße bis ins Haus, übernehmen das Aufgraben und beschaffen auf ihre Kosten das Material einschließlich Fittings. Wir übernehmen das Anschließen und installieren die Gasuhr. Sie erhalten ein Gaskontingent von 6000 Kubikmeter pro Jahr zum Heizungspreis.“

Mit dem sehr knapp bemessenen Jahreskontingent wollte der Chef uns bestimmt Ärger machen. Für ein nach damaligen Regeln der Baukunst gestaltetes Haus dieser Größe hätte die Menge auch nicht ausgereicht. Kontingent-Gas kostete 10 Pfennige pro Kubikmeter, was darüber verbraucht wurde – ein Mehrfaches davon.

Er – der Chef – konnte nicht wissen, daß unser Haus das erste in Magdeburg mit einer Warmedämmung aus Schaumpolystyrol sein würde. Nach meinen Berechnungen mussten wir mit 5000 Kubikmetern auskommen. Einschließlich Kochen und Backen sind wir immer unter der gesetzten Grenze geblieben.

Der Chef war zufrieden, denn er hatte uns „einen übergebraten“ – so dachte er. Wir waren zufrieden, denn alles lief nun unseren Wünschen entsprechend. Wir haben an zwei Tagen **einmal** den Graben geschachtet und drei Ver- und Entsorgungsleitungen verlegt. **Das schafft. auch heutzutage noch kein kommunaler Auftraggeber.**

Baustart 1971 mit Hindernissen

Wir waren nun schon erfahrene Bauorganisatoren. Den Beginn der Maurerarbeiten in der neuen Saison legten wir auf Pfingstamstag, den 29. Mai fest. Alle Voraussetzungen auf den Gebieten „Material und Werkzeug“ waren mit aller Sorgfalt geschaffen worden. Maurer und Helfer waren bestellt und würden am Samstag um 6 Uhr auf der Baustelle sein. Davon waren wir überzeugt. Die drei Schontage nach der Kur kombinierte ich mit einer unvermeidlichen Dienstreise nach Pirna und Dresden. Wir vergrößerten die Schleife bis zur Sächsischen Schweiz, um uns einen Urlaubsplatz zu organisieren, übernachteten zweimal bei der Dresdener Verwandtschaft und besuchten die DDR-Bauausstellung. Dort hatte ich einen Vortrag zu halten. Am Freitag vor Pfingsten gegen Mittag programmierten wir unseren Trabi auf Heimfahrt. Die Stimmung war prächtig. Was sollte denn noch Dummes passieren?

Es passierte! Ich zitiere aus meinem Bericht an die Mutter vom 6. Mai 1971:

„In Waldheim streikte der Trabi. Wir mussten den Abschleppdienst anrufen, der uns nach Harta in eine Werkstatt brachte. Wir dachten erst, dass das rechte Antriebsgelenk gebrochen war, weil es bei jeder Radumdrehung fürchterlich krachte. Telefonisch hatte sich die Werkstatt bereit erklärt, uns zu helfen, wenn wir bis 15 Uhr dort seien. Wir waren pünktlich und unser Trabi kam auch gleich dran. Der Chef machte uns aber wenig Hoffnung auf baldige Weiterfahrt. Das rechte Rad wurde abgebaut, Gelenk ausgebaut – man fand nichts! Große Beratung, Achselzucken und: ‚Da müssen sie ihre Pfingstpartie abschreiben. Den Wagen müssen sie hier lassen.‘

Wir versuchten den Leuten klar zu machen, dass wir heute unbedingt nach Magdeburg zurück müssen, denn morgen früh um 6 Uhr stehen 5 Mann auf unserer Baustelle und wollen eingewiesen werden. Wenn wir nicht da sind, hauen die ab und kommen nicht wieder.

Inzwischen hatte sich herausgestellt, dass ein Schaden am Getriebe vorlag. Nach nochmaliger Beratung der Herren Reparatoren wurde uns ein neues Getriebe angeboten das auch sofort eingebaut werden könnte.

1000 Mark! *Was sollten wir machen. Ob das Getriebe wirklich neu war, konnten wir nicht beurteilen. Wir mussten das Angebot annehmen. Und dann lief die Arbeit wie im Ameisenhaufen. Vier Mann bemühten sich um unseren kranken Untersatz. Nach 45 Minuten rollten wir aus der Werkstatt und waren gegen 21 Uhr glücklich zu Hause.*

Der 1971er Baustart stand auch weiterhin unter keinem besonders guten Stern. Meine Aufgabe am Samstag bestand darin, den Wuchter Horst R. um 5.00 Uhr von zu Hause abzuholen, zusammen mit ihm unseren Hänger aus der Autoelektrik-Werkstatt „Autolicht“ abzuholen und spätestens um 6 Uhr auf der Baustelle die restlichen Mitarbeiter zu begrüßen. Übrigens, dass man bei Autolicht an einem Pfingstamstag früh um 5.30 Uhr ein repariertes Fahrzeug abholen konnte, erschien mir heute absolut unglaublich, wenn ich es nicht aus einem der Briefe an die Mutter neu erfahren hätte.

Pünktlich zur vereinbarten Zeit stand ich vor Horsts Wohnung. Seine Mutter öffnete mir total verschlafen und erklärte mir in einem alles andere als freundlichen Tonfall:

„Horst ist nicht da. Den habe ich schon seit Tagen nicht gesehen. Der kommt mal wieder aus dem Suff nicht raus. Da traut er sich nicht nach Hause. Vielleicht liegt er hinten in der Gartenlaube.“

Sprachs und knallte mir die Tür vor der Nase zu. War ja auch eine Unverschämtheit, eine berufstätige Frau an einem arbeitsfreien Tag um 5 Uhr aus dem Bett zu klingeln. Die Laube fand ich schnell auf dem Hinterhof, und Horsts Anwesenheit wurde auf große Entfernung akustisch dokumentiert. Sein Schnarchen erinnerte an die Geräusche, die erregte Raubkatzen von sich geben. Es bedurfte einiger körperlicher Anstrengungen, den Mann aus seiner Alkoholnarkose zu aufzuwecken. Er brauchte einige Zeit, um mein Gesicht in irgendeine Kategorie einzuordnen. Als er das aber geschafft hatte, sprang er auf, rannte zu dem im Garten stehenden Wasserhahn, hielt seinen Kopf unter den kalten Strahl und folgte mir dann ohne jeden Widerspruch. Mit wenig Verpätung kamen wir zur Baustelle wo die anderen vollzählig auf unsere Ankunft warteten. Horsts Arbeitsleistung war auch an diesem Tag über jede Kritik erhaben.

Es war also Pfingsttag, der 29.05.1971 etwa um 6.15 Uhr als unser „privater“ Baubetrieb seine Arbeit mit dem Aufmauern der Außenwände begann. Und schon in der ersten Stunden wurde wieder eine Katastrophe verhindert, deren Gründe die Männer der Maurerbrigade W. unter keinen Umständen erkannt hätten.

Erklärend vorzuschicken ist noch, daß der Grundriß des Hauses um unser vorhandenes Mobiliar herum geplant und bemessen worden war. Wir waren uns klar darüber, daß wir nach Fertigstellung des Hauses finanziell am Ende sein würden und an den Kauf neuer Möbel in den nächsten Jahren nicht zu denken war. In maßlicher Hinsicht besonders sensibel waren die Küche und das Schlafzimmer. Letzteres mit einer 5 türigen Schrankfront, deren Länge genau 4,00 Meter betrug. Im Projekt war eine lichte Breite des Schlafzimmers von 4,03 Meter ausgewiesen, denn etwas „Luft“ zwischen Schrank und Wand braucht man schließlich an beiden Enden, um so ein Vehikel einschieben zu können.

Der Maurereinsatz am Pfingsttag begann mit dem sogenannten **Anlegen**. Da wird auf die eben-glatte Kellerdecke die erste Lage Ziegelsteine der Außen- und Innenwände genau nach Zeichnungsmaßen verlegt. Eine höchst verantwortliche Tätigkeit. Nun hieß ein landläufiger Spruch der Maurer:

„Ein Zentimeter ist kein Maß.“

In besserem Hochdeutsch:

„Auf einen Zentimeter kommt es nicht an.“

Kritiker des edlen Maurerhandwerks gaben zwar zu, dass alle Maurer **haargenau** arbeiten, setzten aber dagegen, dass ein Maurerhaar mindestens so dick ist wie ein Handgelenk.

Auf unseren Starmaurer Werni trafen so böartige Unterstellungen gar nicht zu. Er widmete sich dem Anlegen in extremer Konzentration, und plötzlich erschallte sein Ruf:

„Claus! Komm mal her.“

Schon aus dem Tonfall des Anrufes war zu entnehmen, dass da irgend etwas nicht stimmt. So beeilte ich mich, das zukünftige Schlafzimmer zu erreichen, auf dessen Grundfläche Werni werkte.

„Hast Du nicht gesagt, dass euer Kleiderschrank genau 4 Meter breit ist?“

„Habe ich, und deshalb steht in der Zeichnung das Maß 4,03 Meter. Da habe ich doch genug Spielraum drin.“

„Hast Du nicht! Schon mal was von Putz gehört? Da musst du auf jeder Wand mit zwei Zentimetern Dicke rechnen. Wenn Du vom Schrank ein paar Zentimeter abschneiden willst, dann lege ich die Trennwand zum Bad so an, wie sie im Projekt steht.“

Werni sei Dank! Es wäre sicher nicht das erste mal beim Hausbau gewesen, daß die Putzdicke nicht berücksichtigt wurde und dadurch nachher etwas in einen Raum nicht hinein passte. Nun musste ich aber nicht das nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung nächste Opfer sein. Die Wand konnte auf Kosten des reichlich bemessenen Badezimmers versetzt werden, und das richtige Passmaß für den Kleiderschrank war gesichert.

Dieses Vorkommnis walze ich in meiner Berichterstattung deshalb so breit aus, weil es einen besonderen Charakterzug des Werner P. beleuchtet. Er war ehrlich bemüht, sein Tun und Denken auf den Vorteil des Bauherren auszurichten. Nicht nur das. Er war in der Lage, auch die anderen Mitarbeiter unseres Mini-Baubetriebes auf diese Denkweise einzuschwören.

Was passieren kann, wenn die Chemie zwischen dem Auftraggeber und den Handwerkern nicht stimmt, sei an zwei Beispielen eräutert.

Zwei Maurer, mit denen ich später bei meiner Berufsausübung zu tun hatte, berichteten:

„Wir machten in Biederitz bei einem Fleischermeister einen Umbau. Wände rausreißen, Wände versetzen, Leitungen unter Putz legen usw. Der Meister stokte uns ständig zwischen den Beinen rum und hatte immer was zu meckern. Zum Frühstück hätte der ja mal ,n Kloß Gehacktes hinlegen können. Nischt war's. Nur ständig Kniest. Als wir fertig waren, haben wir dem einen Sack Zement ins Klo geschüttet.“

Was das bedeutet, wenn gerade alle Leitungen unter Putz und Fliesen gelegt worden sind, kann sich vielleicht auch der Laie vorstellen. Ein anderes Beispiel aus dem Repertoire der Erzählungen meines Vaters, geschehen in den zwanziger Jahren in der Nachbarschaft meines Heimatortes. Dort wurde eine Schule gebaut, - zweistöckig. Als der Rohbau fertig war und der Architekt einmal wieder auf der Baustelle erschien, sprach ihn der Polier an:

„Herr Architekt, hier auf der Zeichnung stimmt was nicht.“

Der Architekt ist empört und erteilt dem Polier eine gehörige Abfuhr:

„Was bilden sie sich denn ein, sie wollen mir einen Fehler nachweisen? Sie sind hier Polier und haben auszuführen, was in den Zeichnungen steht.“

Der Polier reagiert auf seine Weise:

„T'schuldigen Herr Architekt, geht seinen Gang.“

Der Bau ist fertig, zur Endabnahme kommt der Schulrat, geht mit dem Architekten durch das Erdgeschoss und ist zufrieden. Dann sagt er:

„Schauen wir uns doch das Obergeschoss noch an.“

Da ertönt aus dem Hintergrund die Stimme des Poliers:

„Justaf holk doch ma de ledder, d'r Schulrat will obene nuff!“

Den Mansfelder Dialekt muß ich wohl nicht übersetzen. Das Entsetzen packte den Architekten, und die Story von der Schule ohne Treppe machte die Runde durchs Land.

Soetwas konnte auf unserem Bau nicht passieren. Teils wegen Werners positiver Einstellung zum Freizeit-Arbeitgeber, teils aber auch wegen meiner Bemühungen um ein für alle Beteiligten zufriedenstellendes Klima. Es war mir immer wieder eine Genugtuung, zu erleben, dass ich mit allen fünf Mitarbeitern auf Du sein konnte, ohne dass eine für den Bauablauf schädliche Kumpanei entstand. Es wurde immer zügig gearbeitet, und ich stand den anderen in nichts nach. Wir wurden zu einem tollen Team. Einige Zitate aus Briefen dieser Periode:

„Sie treiben sich bei der Arbeit gegenseitig an und haben noch Spaß dabei.“

„Am besten arbeiten sie, wenn ich selbst vorweg ziehe.“

Welch' seltsame Blüten diese Team-Verbundenheit hervorbrachte, mögen die folgenden Ereignisse illustrieren: Werner und Maurer Horst waren Familienmenschen. Die tranken während der Arbeit ihre vertraglich zugesicherten Biere und begaben sich nach der Arbeit an den häuslichen Herd. Die drei Wuchter – Horst, Harald und Kurti – waren Singles und dem Alkohol (mehr oder weniger ganz) verfallen. Wenn es zum Alkohol auch noch Musik und Frauen gab, dann waren sie nicht zu halten. Nahe unserer Baustelle stand das heute nicht mehr existierende Landhaus Diesdorf, wo diese Kombination an jedem Wochenende geboten wurde.

Am Landhaus befand sich die Straßenbahn-Haltestelle, von der aus die drei Kämpen die Fahrt zu ihren Wohnungen anzutreten hatten. Wenn am Samstag gegen 15 Uhr Arbeitsschluss war, dann sammelten sich im Landhaus schon die Stammgäste, und weder Horst noch Harald noch Kurti erreichten die Haltestelle ohne Umweg über das Landhaus. Der Umweg dauerte dann auch meist bis Mitternacht und danach, je nachdem wie lange die Finanzen ausreichten.

Bei voller Auszahlung des Tageslohns hätten sie diesen Umweg mit 40 Mark in der Tasche angetreten, mit einem Betrag also, für den man sich damals sinnlos besaufen konnte. Und nun kommt das Erstaunliche: alle drei baten darum, am Samstag zum Feierabend nur 10 Mark Abschlag ausbezahlen, damit sie für die Sonntagsarbeit ihre Kondition behielten. Für diesen Betrag erhielt man damals 10 Biere und 5 Schnäpse. Diese Dosis reichte nicht bis in den frühen Morgen und zeigte auch am nächsten Tag keine übermäßigen Nachwirkungen.

Wenn am Sonntag der Wochenendlohn voll ausgezahlt wurde, dann ließen die Kameraden hin und wieder im Lanhaus „die Sau raus“, das tat aber der Effizienz des Wochenend-Baubetriebes keinen Abbruch mehr. Da gab es aber doch mal einen Sonntag, an dem Harald zur üblichen Zeit – 7 Uhr – nicht an Bord kam. Das war ungewöhnlich. Horst und Kurti schienen etwas über Haralds Verbleib zu wissen, drucksten aber herum und kamen mit der Sprache nicht raus. Harald war der eingearbeitete Mann am Mörtelmischer, und ich musste ihn ersetzen. Das passte mir gar nicht. Ich hatte mir eine andere wichtige Arbeit vorgenommen. Es wurde 8 Uhr und 9 Uhr, und dann hielt ein Taxi vor dem Grundstück. Wer steigt aus? Harald! Er begrüßt das staunende Team, entschuldigt sich wegen seiner Verpätung, stürzt sich in seine Arbeitsklamotten und sofort auch an die Arbeit. Erst in der Mittagspause taut der Harald auf und erzählt seine Story, die den beiden anderen bestens bekannt war. Anstandshalber überließen sie dem Betroffenen die Berichterstattung. Harald, nach entsprechendem Alkoholkonsum schon ganz schön im Feuer, gerät in einen Streit um ein weibliches Wesen, der letztenendes mit Fäusten ausgetragen wurde. Die Polizei soll für das Landhaus immer eine Sitzbereitschaft in der Nähe gehabt haben. Auf den Anruf des Wirts war sie umgehend zur Stelle und nahm die Kampfahne mit – zur Ausnüchterung. Die Ausnüchterungszelle durfte nicht vor 9 Uhr verlassen werden. Die Genossen der Volkspolizei zeigten menschliches Verständnis und bestellten die Taxe. An Haralds Arbeitsleistung war an diesem Sonntag nichts zu kritisieren.

Das war nicht die einzige Panne dieser Art. Eines Samstag Morgens erschienen nur Harald und Kurti zur abgemachten Zeit. Harald berichtete:

„Horst is in Staub. Der is tot. Den sehn'wr heute nich mehr.“

Dabei blieb es auch.. Dafür packten Harald und Kurti etwas kräftiger zu, und der Baufortschritt wurde nicht

wesentlich gestört. Beim nächsten Einsatz holte Horst alles nach. Horst war bärenstark und hatte Freude daran, mit seiner Stärke zu brillieren. Ich sehe vor meinem geistigen Auge noch seinen Gesichtsausdruck beim ersten Kontakt nach so einer Sause. Kein Schauspieler könnte seinem Gesicht besser den Ausdruck eines schlechten Gewissens geben als er. Hinter dem pantomimischen Abbitte-tun spielte dann aber ein so schelmisches Lächeln, daß man ihm nicht böse sein konnte.

Zwei Maurer und Horst als Helfer hatten die Woche nach Pfingsten Urlaub genommen, um die Wände möglichst schnell hochziehen zu können. Am Mittwoch fehlte Horst schon wieder. Versackt und Arbeitsunfähig. Dafür durfte ich die Aufgaben des Bauhilfsarbeiters übernehmen.

Freitag nach Pfingsten soll Zement kommen. Horst und Harald dürfen zum Abtragen eine Stunde vor dem offiziellen Arbeitsschluss von ihrer Baustelle abgeholt werden. Diesmal fehlt Harald. Versackt und nicht vernehmungsfähig. Ohne Diskussion übernimmt Kurti seinen Part.

Kurti war der unauffälligste von den drei Bauhelfern. Nie zu spät, immer in guter Stimmung, bereit zu jeder Tätigkeit, fleißig und zuverlässig. Nur zum Richtefest war er zeitweise Mittelpunkt der Gesellschaft. Davon später.

Am Abend des Freitag nach Pfingsten streikt der zweite Maurer. Wörtlich heißt es in einem Brief an die Mutter:

„Dem ist die Treiberei des Werner P. zuviel geworden. Am Sonntag sind nur noch Werner und Claus (der Bauherr) auf der Baustelle. Claus ist jedes Wochenende auf der Baustelle und schafft dort mit Werner P. zusammen. Er arbeitet gern mit ihm.“

Das war die Meinung meiner Frau, und sie hatte richtig beobachtet.

Nocheinmal war auch ein Taxi am Informationsfluß beteiligt. Wörtlich dazu aus meinem Brief vom 12.7.71: *„Am 10. Juli war ich wieder mit Werner P. seit 6 Uhr am Wühlen. Um 7 Uhr kamen die anderen angetroddelt. Horst fehlte. Sein Fernbleiben ließ er durch Peter F. entschuldigen, den er mit einer Taxe zum Emdener Weg geschickt hatte. Auch Peter hielt sich kaum auf den Beinen. Volltrunken ist ein milder Ausdruck für seinen Zustand.“*

Ein ander Mal:

„... als nun Horst und Harald am Samstag mit dicken Schnapsfahnen antrabten, da platzte mir der Hut. Ich forderte sie auf, sich schleunigst von der Baustelle zu entfernen und machte ihnen klar, dass ich auch ohne sie aukomme. Als ich aber dann die schuldbewussten Gesichter sah, brachte ich es nicht übers Herz, sie wirklich wegzuschicken.“

So ganz einfach war es also nicht, mit diesen Brüdern einen ordentlichen Wochenend-Bauablauf zu gestalten. Aber schließlich stand ich als Bauherr immer als Lückenbüßer bereit.

Mir ist es ein Bedürfnis, den Mitarbeitern des Wochenend-Baubetriebes vom Emdener Weg ein Denkmal zu setzen. Drei von ihnen sind nicht mehr am Leben. Meine Dankbarkeit für ihre treuen Dienste möge sie dennoch erreichen. Sie blieben bis zur endgültigen Fertigstellung des Baues im Frühjahr 1972. Sie blieben, obwohl sie bei anderen „Chefs“ schon einen höheren Stundenlohn bekommen konnten. Sie blieben, weil es ihnen auf unserer Baustelle gefiel. So wörtlich haben sie das fast Unverständliche beschrieben.

Nicht zum eigentlichen „Baubetrieb“ gehörend und dennoch stets bereit, helfend einzugreifen, waren unser Nachbar Dieter B. und unser Fachberater Lothar H über lange Zeit die guten Geister unseres Bauvorhabens. Ohne sie wäre vieles nicht so glatt gegangen, wie es in der Realität ging.

Baufortschritt

Lange habe ich vor meiner PC-Tastatur gesessen und mich bemüht, aus meinem Gedächtnis irgendwelche Gags herauszufischen, die von der Anfangsphase des Mauerbaues 1971 erwähnenswert wären.

Fehlanzeige! An Material war nach den Ziegelstein-Einsätzen im Winter kein Mangel, die Arbeitskräfte erwiesen sich als „einsame Spitze“ (mit einigen Abstrichen – siehe oben). Die Außen- und Innenwände des Erdgeschosses wuchsen schneller als erwartet. Für den Berichterstatter eine stinklangweilige Periode. Es klappte alles.

Nach zwei Wochenenden standen die Ringwände, noch eine Woche später waren auch die Trennwände hochgezogen. Welches Vergnügen, durch die „Räume“ zu laufen und davon zu träumen, wie es darin einmal aussehen würde. Wir fingen an, uns als Hauseigentümer zu fühlen.

Dann aber störte eine „wilde Horde“ die harmonische Stimmung unserer Baustelle. Wenn die Wände fertig sind, ist das Dachgebälk dran. Von Gebälk konnte keine Rede sein. Für die Beschaffung der Kanthölzer für einen traditionellen Dachstuhl reichten meine Kräfte und vor allem meine Beziehungen nicht. Nach langem erfolglosem Herumfahren und Herumfragen fand sich eine Zimmerei in dem kleinen Bördeort Behnsdorf die bereit war, einen Standard-Brettbinder den maßlichen Bedürfnissen unseres Hauses anzupassen. Die Binder sollten in Teilstücken angeliefert werden. Das Zusammennageln und Richten der für unsere Stamm-Mannschaft eine Nummer zu groß. Also brauchten wir eine Zimmermanns-Brigade.

Es bestätigte sich wieder die aus der eigenen Praxis der Arbeitskräfte-Anwerbung bekannte Tatsache: je höher die Meinung eines Handwerkers von der eigenen Qualifikation und je mehr Personen für eine Leistung benötigt wurden, desto schwieriger waren das Auffinden der Leute und die Verhandlung der Vertragsbedingungen. Als völlig unkompliziert erwiesen sich die Tiefbauer, problematischer waren die Maurer, aber die Zimmerleute hielten sich für etwas ganz besonderes. Sechs Mann wurden mindestens gebraucht. Von Hilfskräften aus den Reserven unseres Mini-Baubetriebes wollten sie nichts wissen. Um den Stundenlohn wurde fürchterlich gefeilscht. Den Zuschlag bekamen letztlich die Männer, die schon den Holzschuppen am Schleinufer zu Magdeburg zerlegt hatten. Ihre Lohnforderung erschien mir als der letzte Irrsinn. Ohne die Gebräuche der bundesrepublikanischen Wirtschaft zu kennen, benutzte ich einen ihrer Winkelzüge, um den Arbeitsfrieden auf der Baustelle zu erhalten.

Die Zimmerleute wurden verpflichtet, gegenüber unseren Maurern und Bauhelfern kein Wort über den ihnen gewährten Stundenlohn zu verlieren. Er war fast doppelt so hoch wie der „Tarif“ der Bauhelfer. Gegen diese Vertragsklausel wurde nicht verstoßen.

Verträge dieser Art wurden damals mündlich ausgehandelt und durch Handschlag bekräftigt. Zumindest in meinem Zuständigkeitsbereich gab es keine Reklamationen.

Die Übereinkunft über den Arbeitslohn war aber noch lange kein Vertrag über die Ausführung der Arbeiten oder sonstiger Lieferzusagen, schon ganz und gar nicht über den Termin. Die Dachbinder müssen durch spezielle Ankereisen mit der Mauerkrone verbunden werden, damit nicht beim nächsten großen Sturm das ganze Dach davon fliegt. Meister Pihaule – Chef der Zimmerleute – meinte:

„Die Ankereisen bring'n m'r mit, keen Problem nich.“

Wir hatten inzwischen gelernt, dass solche Zusagen keinen Pfifferling wert sind, wenn man nicht ständig - mit herannahendem Termin immer öfter - daran erinnert. An diesen Grundsatz hielten wir uns auch gegenüber dem Zimmermeister. Drei Tage vor dem geplanten Tag des Richtens sagt mir der Kerl doch am Telefon zur Frage der Ankereisen:

„Hawich ganz vergessen, kriegjich ooch nich mehr ran.“

Sprachs und legte den Hörer auf. Was nun? Wieder einen Tag Urlaub nehmen und auf die Walz gehen, von einem Schlossermeister zum anderen. Das Schlimmste war, ich wusste gar nicht wie die Anker aussehen müssen. Da stand ich nun wieder zum x-ten mal vor einem dieser Fachleute und fragte:

„Wissen Sie wie die Ankereisen für Brettbinder aussehen müssen?“

Fünf, sechs mal hörte ich ein überzeugtes Nein und brauchte den zweiten Teil meiner Frage gar nicht herzusagen. Der lautete nämlich:

„Können sie mir 22 Stück bis übermorgen anfertigen?“

Es grenzte an Schwachsinn, sich Hoffnungen auf einen Erfolg zu machen. Es war der Mut der Verzweiflung, der mich weiter trieb. Aber das Wunder geschah. An dieser Stelle muss ich einen vollen Namen nennen – Schlossermeister Meier in der Goethestraße. Von ihm hatte ich schon die Ankereisen für die Trägerlage bekommen. Er hatte mir damals gesagt:

„Wenn sie mal wieder in Not sind. Kommen sie man zu mir. Wenn ich helfen kann helfe ich.“

Dieses freundliche Angebot wollte ich wirklich nur in größter Not in Anspruch nehmen. Nach der sechsten Absage erschien mir meine Not groß genug. Ich stellte ihm die beiden Fragen und bekam auf beide eine bejahende Antwort. Problem gelöst. Wegen diesem Sch...kerl von Zimmermeister hatte ich aber einen ganzen Arbeitstag verjubelt und sozusagen meinen Joker ziehen müssen.

Wenn ich nun noch sage, dass die 22 Anker per Eilauftrag noch nicht einmal 100 Mark gekostet haben, dann sollte die Hochachtung des Lesers vor diesem edelmütigen Handwerksmeister in schwindelnde Höhen steigen. Das war selbst zu DDR-Zeiten ein unglaublich niedriger Preis. Herr Meier hatte Mitleid mit mir.

Die Verhandlungen mit dem Chef der Behnsdorfer Zimmerei waren kompliziert. Per Telefon war gar nichts auszumachen, weil weder er noch sein entscheidungsberechtigter Vertreter an den Apparat zu bekommen waren. Noch am Donnerstag vor dem geplanten Liefertermin (18.6.71) fand der vierte und letzte Besuch in Behnsdorf statt. Ich konnte mich davon überzeugen, dass unsere Dachbinder in Arbeit waren.

Für Samstag, den 18.06.1971 waren also die Zimmerleute bestellt, und die Dachbinder sollten schon am frühen Morgen von Behnsdorf anrollen (Entfernung per Straße ca. 30 km). Als Ankunftszeit war 6 Uhr vereinbart. Der Firmeninhaber hatte einen derart frühen Zeitpunkt selbst angeboten. Ich versuchte, eine maximale Ausnutzung der zu bezahlenden Arbeitskräfte zu organisieren. Wenn denn schon 6 Mann anwesend sind und Geld kosten, dann sollen sie auch das Entladen der schweren Binder übernehmen. Ökonomisch richtig gedacht, aber mit hohem Risiko. Um 6.30 Uhr standen die Zimmerleute „auf der Matte“, und dann klickerten sozusagen die Märker durchs Sieb – jede Minute eine Mark -, ohne dass produktive Arbeit geleistet wurde.

Für den Transport, das wusste ich genau, verfügte die Zimmerei nur über einen uralten LKW Horch H3A, dessen Betriebssicherheit wahrhaftig nicht hoch einzuschätzen war. Wenn der nun unterwegs liegen blieb, dann würde ein gewaltiges Loch in die Baukasse gerissen, ohne dass dem ein Baufortschritt gegenüber stand. Wenn ich mich mit den Zimmerern nicht überwerfen wollte, musste die Ausfallzeit – unter Umständen ein ganzer Arbeitstag – bezahlt werden.

Das kribbelte ganz schön im Bauch, und der einsetzende Nieselregen trug auch nicht dazu bei, die Stimmung zu heben. Glücklicherweise stand Nachbar Dieter B. genau so unter Spannung wie ich. Er hatte schon Telefonanschluss und schlug vor, den Chef der Zimmerei aus dem Bett zu klingeln. Frechheit, einen Unternehmer am Samstag um 7 Uhr in seiner Wohnung anzurufen. Wir konnten es uns nicht verkneifen. Der Gesuchte nahm auch den Hörer ab und war erstaunt über unser Anliegen:

„Die Binder sind gestern Abend verladen worden und der Fahrer hat das Fahrzeug mit der Ladung mit nach Hause genommen. Hoffentlich ist der nicht liegen geblieben!“

Das hofften wir auch.

Aber, unser Bau stand wohl unter der Aufsicht einer ganzen Kompanie von Schutzengeln. Mit einer Stunde Verspätung schnaupte der H3A heran, und dann ging die Post ab. Da war wieder das schon mehrfach gewürdigte Verhaltensmuster der Feierabendbrigaden: es wurde mit einer ungewöhnlichen Intensität gearbeitet. Zum Feierabend an diesem Samstag standen die Dachbinder auf ihrem Platz. Keiner hatte damit gerechnet, dass es so schnell gehen konnte. Ich selbst hatte mir auch keine Gedanken darüber gemacht, dass damit eigentlich der Startschuss zum Richtfest gegeben war. Das bedeutete auch, daß eine Richtekrone im Dachstuhl zu stehen hatte.

„Wenn der Bauherr keine Richtekrone beschafft, dann kommt ein Besen aufs Dach, und dann tanzen die Hexen im Haus.“

Mit Worten dieser Art wurden mir die Daumenschrauben angesetzt. Was blieb mir anderes als am Samstag Nachmittag in eine private Blumenbinderei einzufallen und nach einer Richtekrone zu fragen. Da kam ich schlecht an. Das war zu viel der Zumutung. Aus vorhandenem Draht (mit dem die Dachbinder auf dem LKW verzurrt worden waren) und Zweigen eines noch auf dem Grundstück grünenden Laubgehölzes bastelten wir ein kronenartiges Gebilde und hängten das an einem Galgen über Firsthöhe auf. Das nötige Bier zum Begießen des Ereignisses war greifbar, und so konnte eine Katastrophe abgewendet werden.

Zu dem Thema, wann denn bei einem Hausbau zum ersten mal richtig gefeiert wird, hatte ich, wie auch in manchen anderen Fragen, meine eigenen Vorstellungen.

„Was ist den schon ein unfertiger Rohbau mit den Dachsparren drauf? Er bietet vielleicht ein wenig Windschutz, aber der Regen durchnässt nach wie vor das ganze Bauwerk. Einen Grund zum Feiern gibt es erst, wenn das Dach zu ist und man in dem Gebäude vor den Witterungsunbilden Schutz finden kann.“

Die Vorarbeiten zum Schließen des Daches waren schon viel früher gelaufen. An zwei dieser Arbeitsgänge erinnere ich mich mit Grausen: Das Reinigen der Dachbretter und das Imprägnieren derselben.

Die Bretter stammten, wie bereits berichtet, von einem abgebrochenen Holzschuppen, und hatten dort wohl 70-80 Jahre lang die Dachhaut getragen. Wie oft das Dach in so vielen Jahren frisch geteert und auch mit einer zusätzlichen Lage Teerpappe aufgefrischt worden war, konnte ich beim Reinigen der Bretter wie aus einem Buch lesen. In einem Brief an meine Mutter schilderte ich diese Bauetappe in allen Einzelheiten. Da schrieb ich, dass 6 Lagen Dachpappe plus Teeranstriche eine Dicke von fast 3 Zentimeter ausmachten.

Beim Lösen von den Dachsparren war zwar ein Teil dieser Panzerschicht zerbrochen und abgeblättert, aber die verbliebenen Reste auf etwa 130 Quadratmeter Brettern reichten doch noch aus, um mich zur Verzweiflung zu bringen. Mit dem Spaten, manchmal mit dem Handbeil habe ich diese „Elefantenhaut“ abgestoßen und dabei auch die Dachpappennägel entfernt. Fast einen Monat lang habe ich mich an den Abenden der Wochentage wie ein Sträfling geschunden. Der Versuch, Wuchter Horst für diese Tätigkeit zu gewinnen, blieb eine Luftnummer. Diese Arbeit war unter seiner Würde.

Dann kam das Imprägnieren. Dazu stand eine Chemikalie – Xylamon – zur Verfügung, die heute wegen ihrer Giftigkeit nicht mehr verwendet werden darf. In der DDR verhielten sich die professionellen Arbeitsschützer in solchen Fragen recht zurückhaltend. Man konnte das Zeug auf dem freien Markt erwerben, und auf der Packung gab es sogar hinweise auf die Schädlichkeit: **keine Berührung mit der Haut insbesondere mit Schleimhäuten, Sprühnebel nicht einatmen, Augenschutz tragen.**

Nun steht man auf dem Bauplatz vor einem riesigen Bretterstapel, und als technologische Ausrüstung besitzt man eine Eimer-Einstellpumpe mit Sprührohr. Das Gift, welches Insekten, Pilzen und Fäulnisbakterien den Appetit verderben soll, steht als Pulver in einem Sack daneben. Und schon geht's los. Pulver in Wasser auflösen und Brett für Brett mit der Lösung besprühen. Die Zeit drängt, auf besonders günstiges Wetter kann nicht gewartet werden. Es ist windig, und der Wind wirbelt aus allen Richtungen. Der Sprühnebel denkt gar nicht daran sich der menschgewollten Richtungsgebung zu unterwerfen. Er spielt mit dem Wind, und ich stehe mitten drin. Eine kleine Weile hält man das schon aus, aber mit der kleinen Weile ist es nicht getan. Die Bretter sind 12 Zentimeter breit, acht laufende Meter gehen auf einen Quadratmeter, und nach Adam Riese braucht man mehr als **eintausend** laufende Meter, um die erforderlichen 130 Quadratmeter zusammen zu bekommen. Die Bretter waren meist 4 Meter lang, und 250 Stück mussten bearbeitet werden. Ständig in einem giftigen Sprühnebel stehend lieferte ich den Beweis, was ein Bauherr aushalten kann, wenn sich seine Mitarbeiter konsequent verweigern. Nun, ich habe es überstanden. Ob wohl die Arbeitsschützer der DDR mit ihrer Großzügigkeit doch im Recht waren? Xylamon hieß das Mistzeug! Folgesymptom bei mir war nur eine gewisse Appetitlosigkeit. Das Bier hat trotzdem geschmeckt.

Wir hatten obendrein 1971 einen regenreichen Sommer. Das gab einen intensiven Anreiz, das Dach so schnell wie möglich dicht zu machen. Zum Zeitpunkt des Richtens waren die Dachbretter fertig bearbeitet. So konnte am folgenden Wochenende die Dachschalung aufgenagelt werden, und es hätte unverzüglich die erste Lage Dachpappe aufgebracht werden sollen.

Nach Dachpappe war ich schon länger unterwegs gewesen, ohne Erfolg natürlich. Der Grund lässt sich einfach beschreiben: in der Magdeburger Dachpappenfabrik hatte ein Brand die Produktion stillgelegt. Glücklicherweise war das nicht die einzige Dachpappenfabrik der DDR, und das vom Brand verschont gebliebene Betriebsgelände wurde als Verteilerlager genutzt. Die anderen Dachpappenfabriken waren zur Solidarität angehalten, produzierten Überplanproduktion und lieferten die nach Magdeburg. Auf dem Lagerplatz dort standen tausende Rollen Dachpappe, und – wie das so oft in der sozialistischen Wirtschaft vorkam, wurden solche Mengen im Augenblick gar nicht gebraucht. Ein Glück für mich und so manchen Datschen- und Laubenbauer. Es war wieder einmal ein unverdientes „Supertiming“, dass der Produktstau ausgerechnet dann eintrat, als die Dachschalung fertig wurde. Allerdings hatte der Platzmeister die Anweisung, an Privat vorerst nur sogenannte Schadpappe abzugeben. Das waren Rollen mit mehr oder weniger großen Produktionsfehlern, die zu einem verminderten Preis abgegeben wurden. Es bewährte sich wieder die schon oft geübte Herangehensweise: zuerst mir dem Platzmeister plaudern, mit ihm eine Zigarette rauchen, ihm die ganze Schachtel rüber reichen und auf die Zurücknahme verzichten. Vielleicht bei der Verabschiedung den Handschlag mit einem Scheinchen beleben (dieses Kunststück beherrschte ich so professionell, das kein Augenzeuge den Übergang des Scheines wahrnahm). Erst dann ging man zum Verkauf, bezahlte Schadpappe, erhielt eine Anweisung für den Platzmeister und erhielt von diesem 1. Qualität aufgeladen. Nach drei oder vier Besuchen im VEB Dachpappenwerk war dieses Problem zu aller Zufriedenheit aus der Welt geschafft.

Damit war aber das Materialproblem für die Dachhaut noch nicht komplett gelöst. Die erste Papplage wird genagelt, und dazu verwendet man spezielle Dachpappennägel. Das war zu dieser Zeit auch gerade ein echter Engpassartikel. Im Einzelhandel kein Angebot. Alle Dachdecker sehr besorgt um ihre schrumpfenden Lagerbestände und keineswegs bereit einem bettelnden Häuslebauer etwas abzugeben. Noch dazu, wenn der gar kein Kunde war.

Da kam mir eine rettende Idee. Auf dem Wege des effizienten Rundsprechverfahrens hatte ich erfahren, dass der Leiter der Magdeburger Staatlichen Bauaufsicht dort ausgestiegen und als technischer Direktor in den VEB Baureparaturen eingestiegen war. Der Mann hatte meinen Elan beim ersten Zusammentreffen dadurch bremsen wollen, dass er sagte:

„Von hundert Bauwilligen geben neunundneunzig auf.“ Ich hatte vorerst noch die Ehre, ein „Hundertster“ zu sein. So erwirkte ich eine Audienz bei ihm und setzte ihm – wie man so sagt – die Pistole auf die Brust: *„Wenn sie unbedingt wollen, dass ich einer von den Neunundneunzig sein werde die da aufgeben, dann müssen sie mir jetzt keine Dachpappennägel herausgeben.“*

Dass im Lager dieses Betriebes mindestens fünfhundert Pakete der gesuchten Breitkopfnägel zu je 5 kg auf ihre Verwendung warteten, hatte ich durch gezieltes Ausfragen eines Lagerarbeiters herausbekommen. Die Ausrede „ham wa nich“ würde ins Leere gehen.

Der technische Direktor verstand Spaß und schrieb mir für das Materiallager eine Anweisung, fünf Kilo Dachpappennägel herauszugeben. Eine Rechnung bekam ich nicht!

Am Samstag, dem 26. Juni hockten wir dann zu fünft auf dem Dach und nagelten Bahn für Bahn die erste Lage Dachpappe. Wir nagelten mit einem aufziehenden Gewitter um die Wette. Leider verloren wir sie – die Wette. Ein Teil des Rohbaues wurde noch einmal so richtig „ingesuppt“, aber das war dann doch das letzte mal.

Damit war für mich endlich der Grund zum Feiern gegeben, es konnte das **„Dach-zu-Fest“** gefeiert werden. Im eigenen Bau vor Wind und Regen geschützt sitzend lässt es sich doch viel schöner feiern als zwischen kahlen Wänden, wo an jeder Stelle der Mond zu sehen ist. Die Welt der Bauherren und Bauarbeiter konnte ich vom Vorzug dieser Terminierung leider nicht überzeugen. Die Richtefest-Traditionen waren zu stark. Unser „Dach-zu-Fest“ dauerte bis in die tiefe Nacht hinein. Die drei Wuchter – Horst, Harald und Kurti – waren schon leicht „im Feuer“ als sie zur vereinbarten Zeit in Festkleidung auf der Baustelle eintrafen. Wir befürchteten Schlimmes, denn es standen für die Feier noch reichlich alkoholische Getränke bereit. Unsere Befürchtungen blieben unbegründet. Die Kameraden waren so gut im Training, dass sie auch nach fünf Stunden zügigen Trinkens (und Essens natürlich) die fröhliche Atmosphäre der Feier in keiner Weise störten. Im Gegenteil, es war eine unglaublich fröhliche Runde. Wir waren schon sooo aneinander gewöhnt. Kurti hatte völlig unerwartet seine Lebensgefährtin mitgebracht. Beide sorgten in vorgerückter Stunde für Unterhaltung. Eine Lachsalve nach der anderen donnerte durch die fensterlosen Maueröffnungen über die Baustelle..

Rüstung – Engpass der Engpässe

Rüstung - so nannten die alten Ritter ihre schützende Stahlblechbekleidung, so nannte und nennt man das Waffenarsenal das Staaten anhäufen, um den Nachbarn ihre Stärke zu zeigen, und so nennt man auf dem Bau die regalartigen Konstruktionen, auf denen Maurer und andere Handwerker herumturnen, wenn ihre Körpergröße zum Erreichen der Arbeitshöhe nicht mehr genügt..

Beim Bau des Kellergeschosses hatten sich die bei Herrn D. am Olvenstedter Scheidt „ausgeliehenen“ Rüstböcke und –bohlen bestens bewährt. Beim Aufmauern der Erdgeschosswände ging das auch noch ganz gut, obwohl diese bis zur Auflage der Dachbinder immerhin ca. 60 Zentimeter höher waren als die Kellerwände. Dann mussten das Außenmauerwerk längs der Traufen bis Oberkante Dachbinder hochgezogen, und die Giebeldreiecke aufgemauert werden. Mir war klar, dass kein Maurer willens und in der Lage sein würde von der Standhöhe auf den Böcken aus diese Komplettierung des Außenmauerwerkes vorzunehmen. Das bereitete mir schlaflose Nächte und unruhige Tage. Das aber nur, solange ich darüber nicht mit Werner gesprochen hatte.

„Mensch Claus, das kriege ich doch ohne richtige Rüstung hin.“

Das war einerseits für mich eine Beruhigung, andererseits versuchte ich mir vorzustellen, wie Werner an der Wand hängen und die Steine über Kopf legen würde. Erfolglos, weil unvorstellbar.

Dann war es so weit. Unten die Böcke, darauf die übliche Bohlenlage, darauf zwei Trittleitern, eine Bohle von einer zur anderen durchgeschoben, und darauf balancierte Werner. Steine und Mörtel wurden ihm zugereicht, und er setzte, ständig über die „verdamnte Fliegerrüstung“ fluchend, Stein für Stein lotrecht und waagrecht ohne sichtbare Abweichungen von der Geraden.

Eine anständige Rüstung zu beschaffen hätte zwar wesentlich länger gedauert als dieser Prozess des Steinesetzens, hätte mich aber erheblich weniger Verluste an Nervensubstanz gekostet. Ich leide, so lange ich fest mit dem Erdboden verbunden bin, fürchterlich an Höhenangst. Das Stehen auf einer Dachkante in nur zwei Meter Höhe bereitet mir Übelkeit und Gliederschmerzen. Selbst wenn ich andere Personen so „ausgestellt“ betrachte, geht es mir durch den Magen. Einen Bergsteigerfilm im Fernsehen ertrage ich aus diesem Grunde trotz größten Interesses nur Kurzzeitig. Und nun musste ich stundenlang mit ansehen, wie Werner auf der kippligen Rüstung in fast drei Meter Höhe stehend arbeitete. Das war reinste Folter. Erst hinterher habe ich mir wieder einmal die Frage gestellt:

„Was motiviert den Freizeithandwerker dazu, sich solchen Gefahren auszusetzen, ohne daß eine dringende Notwendigkeit besteht? Warum verweigert er sich nicht? Warum fordert er nicht eine den Sicherheitsbestimmungen entsprechende Rüstung?“

Eine allseitig schlüssige Antwort habe ich nicht gefunden. Um in heutigen Kategorien zu sprechen, es muss sich ein „ultimate kick“ aus dem Nachweis ergeben, dass das Unmögliche (und darüberhinaus auch noch Verbotene) möglich ist. Ähnliches zumindest habe ich selbst empfunden, wenn ich bei der Erstanwendung meiner Forschungsergebnisse auf Stapeln gefrorener Rinderviertel oder auf schwankenden Rüstungen (trotz bohrender Angstgefühle) herumgeturnt bin.

Das fragliche Wochenende verging ohne Arbeitsunfall, aber in der Nacht darauf träumte ich von Menschen, die aus großer Höhe zur Erde stürzten.

Damit war das Rüstungsproblem für eine gewisse Zeit vom Tisch. Es musste aber nocheinmal in viel größerem Umfang gelöst werden – beim Anputzen der Wände von außen. Da wir einmal beim Thema sind, sei es ohne Beachtung der zeitlichen Abfolge zu Ende geführt.

Dieser Bericht beschäftigt sich bis zu dieser Seite immer wieder mit Mangelsituationen in der Wirtschaft des real existierenden Sozialismus vom Ziegelstein bis zum Dachpappennagel. Dabei handelte es sich aber um Engpässe, die nach Monaten oder Jahren aufgearbeitet wurden. Die Rüstungen in der Bauwirtschaft bildeten eine Schaden bringende Ausnahme. Wir lebten damals und leben heute in einer Zeit des technischen Umbruchs. Ständig werden neue Erzeugnisse, neue Technologien entwickelt. Das Neue setzt sich durch, das Alte verschwindet. In einer Wirtschaft mit vernünftigen Regulierungsmechanismen vollzieht sich dieser Prozess zügig, elegant, flexibel, ohne daß die wirtschaftliche Tätigkeit Einbrüche erleidet. Nicht so in der sozialistischen DDR. Erinnern Sie sich, verehrter Leser an die beiden Hasen und das Handlungsprinzip, vor dem sie flüchteten?

„Erst abschneiden, dann zählen!“

So muss es wohl auch mit den Baurüstungen gewesen sein. Seit Urvätertagen und bis dato waren die hölzernen Rüstungen verwendet worden. Das Aufbauen einer sogenannten abgebundenen Rüstung aus mit Stricken verbundenen Rundhölzern war eine Kunst, und die größten Künstler dieses Faches waren die Kirchturm-Dachdecker. Etwas einfacher aufzustellen waren schon die leichten und schweren Leiterrüstungen – ein echter Fortschritt gegenüber der abgebundenen Rüstung, die in dieser Form schon von den alten Ägyptern praktiziert worden war.

Aufeinmal tauchten in den Jahren nach dem letzten Krieg die Stahlrohr- und Stahlrahmenrüstungen auf.

Jeder Hilfsarbeiter kann sie unter fachlicher Anleitung montieren, und die Bestandteile sind unendlich oft wieder verwendbar. Das war echter Fortschritt, das erkannten auch die sozialistischen Wirtschaftplaner. Die Bereitstellung von Rundholz und Stricken für die abgebundene Rüstung und die Herstellung von Rüstleitern wurde eingestellt, d.h. es wurde zuerst einmal **abgeschnitten**, und man handelte nach der Losung:

„Wir fortschrittlichen sozialistischen Bauleute arbeiten nur noch auf Stahlrüstungen.“

Alles gut und schön, aber die Produktion der Stahlrohr- und Stahlrahmenrüstungen war wegen Mangel an verzinkten Stahlrohren und Stahlprofilen nicht mit dem Bedarf in Einklang zu bringen. Es blieb ständig die Lücke zwischen den durch Verschleiß immer weniger werdenden und nicht mehr produzierten alten Rüstungsarten und dem zu langsam wachsenden Angebot an moderner Rüstung. Das ging so bis zum Ende der DDR im Jahre 1990.

Man muss es erlebt haben, und ich habe es bei meiner beruflichen Tätigkeit in fast 20 Jahren nach meinem Eigenheimbau an praktischen Beispielen immer wieder erlebt, dass notwendige Bauten und Bauerhaltungsarbeiten wegen Mangel an Rüstung nicht realisiert werden konnten. Um eine dringende Fassadenreparatur überhaupt in den Plan aufnehmen zu können, musste zuerst die Rüstung „bilanziert“ werden. Nur wenn man von der zuständigen regionalen Planungsinstanz die Zuweisung der erforderlichen Quadratmeter Rüstung – sogenannte Bilanzanteile - nachweisen konnte, wurde das Reparaturvorhaben in den Plan aufgenommen. Nun kam es aber häufig vor, daß ein derartiges Vorhaben trotz erteilter Rüstungsbilanz aus anderen Gründen nicht realisiert wurde. Dann lag die dafür bilanzierte Rüstung monatelang ungenutzt im Bauhof. Da es sich dabei um bilanzpflichtiges Material handelte, war die Herausgabe an andere Objekte ohne Zustimmung der Bilanzierungsinstanz nicht zulässig. Und es dauerte lange, ehe eine Umbilanzierung vollzogen war. Wer das nicht verstanden hat, der sollte das Kapitel noch einmal ganz langsam von vorn durchlesen. So lagen also erhebliche Vorräte eines dringend gebrauchten Mangelartikels in großen Mengen ungenutzt auf Lager.

Wer die nötigen Verbindungen hatte, konnte sicher über den Platzmeister eines Bauhofes Rüstmaterial gegen Bargeld auf die Hand bekommen. Pfliffige Organisatoren fanden immer einen Weg, Reserven zu halten, die dem Bilanzierungsorgan unbekannt blieben. Nicht nur bei Rüstungen, sondern bei allen bilanzierungspflichtigen Materialien sorgte ein umsichtiger Direktor oder Betriebsleiter für solche schwarzen Bestände, die in Anlehnung an das Vokabular der Landwirtschaft als „freie Spitzen“ bezeichnet wurden. In dem Naturalienhandel zwischen Volkseigenen Betrieben, bzw. zwischen denen und Privatpersonen war das die harte Valuta. Welcher Schaden der DDR Wirtschaft durch diese unproduktiven Vorräte zugefügt wurde, hat nie jemand ermitteln können und wollen.

Da fällt mir das allen Bürgern sichtbarste und wohl krasseste Beispiel der Auswirkungen solcher Lagerhaltung ein: Krafftfahrzeug-Ersatzteile! Der vorausschauende Trabi- oder Wartburg-Besitzer kaufte Ersatzteile wenn sie angeboten wurden, sozusagen auf Vorrat. In Garagen und Kellerräumen stapelten sich Dutzende und auch Hunderte von nicht eben billigen Teilen, damit aus einem Ersatzteilbedarf nicht ein wochen- und monatelanger Stillstand des geliebten fahrbaren Untersatzes wurde. Nach der Wende äußerte ein Fachmann aus der Kfz-Industrie der DDR, dass in privaten Händen mindestens 2 Jahresproduktionen an PKW-Ersatzteilen bevorratet waren.

Zum Zeitpunkt des akuten Bedarfes für unseren Hausbau hatte ich keinen heißen Draht zu jemandem, der auf dem Rüstungssektor über „freie Spitzen“ verfügte! Das Einloggen in eine funktionierende Connection der entsprechenden Branche war sehr zeitaufwändig, und meine für den Bau verfügbare Zeit war knapp. Wieder war es Werner, der da meinte:

„Das kriegen wir hin.“

Das war keine leere Versprechung. Er beherrschte die Kunst des Richtens von abgebundenen Rüstungen. Die nötigen Stricke – Rüstenden – „beschaffte“ er ohne Komplikationen. Nur fehlte es uns an Rundhölzern der erforderlichen Stärke. Der Abbruch des Holzschuppens am Schleinufer hatte uns die komplette Dachschalung geliefert, die Kanthölzer waren übrig geblieben und warteten auf eine Verwendung. Aus ihnen baute Werner unter Mitwirkung der gesamten Belegschaft eine abgebundene Rüstung, wozu Kanthölzer eigentlich ganz und gar ungeeignet sind. Er schaffte es unter zusätzlicher Verwendung einiger 120er Nägel, die eigentlich etwas gegen die Berufsehre verstießen.. Bewegte man sich auf dieser Rüstung, dann hatte man das Gefühl auf den Decksplanken eines Schiffes auf Hoher See zu laufen, aber es gab nicht einen Zusammenbruch und auch keinen Absturz. Der von Werner geschaffene Spruch von der „verdammten Fliegerrüstung“ wurde auf unserer Baustelle zum geflügelten Wort.

Kunststeinerzeugnisse

Es war Werner, der immer rechtzeitig Alarm schlug, wenn irgendwelche Baumaterialien fehlten. So hatte er rechtzeitig auch den Bedarf an Sohlbänken (die Fensterbänke außen), Lattebrettern (die Fensterbänke innen) und Stufen für Kellertreppe und Terrassentreppe angemeldet. Architekt Eberhard und Bauingenieur Lothar überzeugten mich davon, dass als Material dafür nur Kunststein in Frage käme. Als Farbton wurde ein dunkles Rot empfohlen. Was wusste ich von Kunststein?

Steinmetze lebten zu DDR-Zeiten vorwiegend davon, dass regelmäßig gestorben und begraben wurde. Grabsteine und Grabeinfassungen waren die Renner. Da war die Preisgestaltung ziemlich offen, und wer feilscht schon um den Preis, wenn er einem lieben Verstorbenen ein Denkmal setzen will.

Die wenigen Steinmetze in Magdeburg waren schnell abgeklappert.

„Eine Anfertigung von Sonderteilen nach Zeichnung? Dafür haben wir gar keine Kapazität.“

So ähnliche lauteten die Absagen. Schließlich hatte doch einer der Absager ein Herz. Er meinte:

„Von Kunden habe ich gehört, dass es in Colbitz einen Kollegen gibt, der Sonderteile herstellt.“

Also, auf nach Colbitz. Sind ja man nur 20 Kilometer. Der Betrieb war schnell gefunden und der Meister zu einer sachlichen Unterhaltung bereit. Er schaute sich die von Eberhard angefertigten Detailzeichnungen an und war davon so begeistert, dass sein Interesse an der Ausführung geweckt war, aber ...:

„Tja, wissen sie, roten Hartseinsplitt habe ich nicht und werde ich auch in absehbarer Zeit nicht bekommen. Kurzfristig liefern kann ich nur in Hellgrau und Schwarz.“

Tiefe Enttäuschung. Wir - meine Frau war aktiv mit dabei - wollten es ganz einfach nicht wahr haben, dass diese so aussichtsreich erscheinende Problemlösung wieder nur eine Luftnummer war. Nun warf aber meine Frau ihren Charme und ihre Beredsamkeit in die Waagschale. Sie war es, die schließlich eine Lösungsmöglichkeit aus dem Mann herausklopfte.

„Fahren sie nach Tangerhütte zu meinem Kollegen XXX. Ich weiß genau, dass der einen größeren Vorrat an rotem Splitt im Lager hat. Versuchen sie, dem Kollegen 8 Säcke davon abzukaufen und bringen sie mir die her. Dann haben sie in 14 Tagen ihre Teile. Nur eine Bedingung habe ich dazu: Schwindeln sie ihm vor was sie wollen, aber sagen sie ja nicht, dass sie von mir geschickt wurden.“

Weiter nach Tangermünde. Glücklicherweise auch dort der Meister anwesend. Was wir ihm vorgelogen haben, weiß ich nicht mehr (Lügen vergesse ich immer sehr schnell). Der Erfolg heiligte die Mittel. Schwach erinnere ich mich, dass meine Frau ein paar Tränen herauspresste, als sie unsere Not so ganz und gar plastisch beschrieb. Der Meister ließ sich breitschlagen. Acht Säcke Splitt in den Trabi geladen, ohne Quittung bar bezahlt (Geld von dem die Hausherrin und das Finanzamt nichts erfahren), und zurück nach Colbitz. Die Säcke abgeliefert, den inzwischen berechneten Preis auf einem Zettel entgegengenommen und per Handschlag den Vertrag geschlossen. Das liest sich so flüssig und problemlos. Wer weiß denn heute noch, was es bedeutet, 400 Kilogramm Material auf der Ladefläche eines Trabant Kombi über eine Entfernung von ca. 25 Kilometern zu befördern. Da musste über lange Strecken im Schrittempo gefahren werden. Ein unvorsichtig durchfahrenes Schlagloch konnte einen Federbruch zur Folge haben. Eine zu schnell passierte Bodenwelle konnte zum Verlust der Auspuffanlage führen. Das war keine Fahrt, das war nur eine einzige Angst. Aber, welch Wunder! Wir kamen ohne Schaden in Colbitz an, und die Blattfedern unseres Trabi richteten sich beim Entladen wieder auf. Er war eben der Esel unter den mechanischen Lasttieren.

Die Lieferung der Kunststeinelemente kam auf den Tag genau, bezahlt wurde bar auf die Hand, und die Qualität war – so jedenfalls meinten die Experten Eberhard, Lothar und Werner – ausgezeichnet. Alle Maße stimmten auf den Millimeter genau.

Nun gab es an dem entstehenden Haus schon weithin sichtbare, ins Auge fallende, Elemente, für die in den Abrechnungsunterlagen keine Zahlungs- oder Überweisungsbelege aufzufinden waren. Was soll's, im Verdrängen der Ängste vor einer Tiefenprüfung waren wir schon geübt..

Dachrinne

Jedes Haus braucht Dachrinnen und Fallrohre zur Ableitung des Niederschlagwassers. Zu normalen Zeiten stellte man die Rinnen und Rohre aus Kupfer- oder Zinkblech her und konnte sicher sein, daß eine Lebensdauer von hundert Jahren garantiert war. Wegen Mangels an diesen edlen Metallen gab es schon vor dem Entstehen der DDR eine Ersatzlösung in Form des Einsatzes von verzinktem Stahlblech. War es nun der Mangel an Zink oder der Mangel an Verzinkereikapazität, es musste als Ersatz vom Ersatz eine Lösung her, die aus unserer Braunkohlenchemie stammte: die PVC-Dachrinne.

Die ersten Erzeugnisse dieser Art hatten eine rotbraune Färbung und waren unerhört empfindlich gegen die UV-Strahlen der Sonne sowie gegen Schlagbeanspruchungen bei tiefen Temperaturen. Sie zerfielen nach gar nicht langer Funktionszeit. Die Chemiker bemühten sich um Überwindung dieser Mängel. Ergebnis der Bemühungen waren die grau eingefärbten Exemplare von Rinnen und Rohren. Die waren zuerst nur unwesentlich besser, im Einzelhandel gar nicht oder nur ganz selten erhältlich und in Fachkreisen weiterhin verrufen. Wenn man für diese Spezialität sensibilisiert durch die Stadt spazierte, dann fielen zerstörte PVC-

Dachrinnen und -Fallrohre an zahlreichen Häusern ins Auge.

Der auf lange Lebensdauer seiner Dachentwässerung bedachte Bauherr musste sich also auf die Ersatzlösung Nr.1 – verzinktes Stahlblech konzentrieren. Ein industrielle Massenproduktion solcher Erzeugnisse gab es seinerzeit noch nicht. Eine kleine private Verzinkerei am Olvenstedter Scheid beschäftigte sich zwar mit dem Verzinken angelieferter Dachentwässerungen, bei den anliefernden Blechverarbeitern bekam ich aber keinen Fuß in die Tür.

„Komplett ausgelastet“, war die stereotype Auskunft, und sie hätten hinzufügen können:

„.... mit Großaufträgen für den volkseigenen Wohnungsbau.“

Kleckeraufträge wie die eines Eigenheimbauers waren für die privaten und genossenschaftlichen Handwerker uninteressant. Um der Tendenz zur Industrialisierung des Handwerks entgegen zu wirken, erhielten alle Handwerksbetriebe eine Auflage, wonach sie einen bestimmten Prozentsatz ihrer Produktion im Bereich „Bevölkerungsbedarf“ zu Plazieren hatten. Auf welchem Sektor ihrer Produktpalette diese Auflage abzuarbeiten war, blieb dem Ermessen des Meisters überlassen. Verzinkte Dachrinnenelemente gehörten bei den Blechverarbeitern gewiss nicht dazu. Zumindest im Raum Magdeburg. Hier blieb die Suche ohne Erfolg.

Einen ersten Erfolg auf diesem Beschaffungssektor landete ich während der Kur im April-Mai 1971.. Die Einweisung als Kurpatient lautete auf Bad Liebenstein. Wie mir das Privileg zuteil werden konnte, ausgerechnet dorthin eingewiesen zu werden, ist mir schleierhaft. Sehr wahrscheinlich ein Versehen, denn dieser Kurort galt als „Höhere-Kader-Naherholungszentrum“. Im zentralen Bettenhaus waren die VIP's unter sich, die kleineren Größen wohnten privat. Dass auffälligste Charakteristikum dieses Kurortes im Vergleich zu ähnlichen Einrichtungen des Gesundheitswesens der DDR war die großzügige Handhabung der Kurordnung. Als Patient hatte man große Freiheiten und viel Freizeit.

Diesen Liberalismus nutzte ich ausgiebig zu Recherchen im Sinne der Schließung von Lücken in der Materialdecke unseres Bauvorhabens. Eben dort stieß ich auf einen Schlossermeister der, wie bereits erwähnt, Verbindungselemente für Gas- und Wasserleitungen (Fittings) „aus dem Vollen“ bohrte und fräste. Da Bad Liebenstein ziemlich isoliert von Großindustrie und industriellem Wohnungsbau gelegen war, mussten sich dort die Handwerker noch etwas einfallen lassen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Meine Frage nach verzinkter Dachrinne führte zu einer völlig unerwarteten Reaktion dieses Meisters:

„Nächste Woche läuft bei mir wieder eine Serie Rinnen und Fallrohre. Die ist noch nicht ganz verkauft. In 14 Tagen könnten sie ihre Material mitnehmen.“

Wunder über Wunder! Bis zum Ende der Kur waren es mehr als 14 Tage, und meine Frau wollte sowieso die letzten zwei Wochen der Kur mit mir zusammen verbringen. Der Trabant-Kombi bot ausreichend Platz für Gepäck und Dachrinne.

Wieder ein Problem gelöst, und vom dem Handwerker gab sogar eine ordentliche Rechnung.

Aber „der Bauherr denkt, der Bauhandwerker lenkt“ könnte man ein altes Sprichwort winngemäß abwandeln. Freudestrahlend führte ich dem Potenziellen Dachrinnenbauer Peter S. meine neueste Erwerbung vor, und da verfinsterte sich dessen Gesicht:

„Kannste vergessen. Die baue ich dir nicht ein. In fünf Jahren ist das Zeug knallrot von Rost. Die Verzinkung ist beschissen!“

Mein Vertrauen zu seinen Fachkenntnissen war noch absolut ungetrübt. Die Bad Liebensteiner Dachrinne wurde als Tauschobjekt eingelagert, und die Suche ging von Neuem los.

Da ein rohbaufertiges Haus nicht einfällt, weil die Dachrinne fehlt, konnte ich mir Zeit nehmen. Im VEB Eisenhüttenkombinat Ost (EKO) lief eine völlig neue Produktion an – Technologie aus Westdeutschland. Das Produkt war qualitativ hochwertiges verzinktes Stahlblech – EKOTAL. In Frankfurt/Oder fand sich dann auch der entsprechende Blechschlosser, der erste Partien dieses hochgelobten Material zu Dachrinnen verarbeitete. Zum zweiten mal überwältigte mich das Glücksgefühl beim Anblick der wie Silber glänzenden Dachrinnen-Elemente. Der Preis überstieg den in Band Liebenstein bezahlten Betrag um 50 %, aber Qualität ist eben immer etwas teurer.

Erneute Vorstellung bei Peter S. Der verzog wieder das Gesicht und meinte:

„Wer soll wissen wie das neue Zeug sich im Freien verhält. Ich baue dir das nicht ein.“

„Was denn sonst? brachte ich von Erschütterung gezeichnet gerade noch heraus.

„Na, PVC!“

Da bäumte sich etwas in mir auf. Mein Glaube an westdeutsche Technologien der Stahlverarbeitung überstieg das Vertrauen zu dem hiesigen Blechklempner um ein Erhebliches.

„Kommst nicht in Frage!“ Zu dieser kategorischen Aussage konnte ich mich noch aufrufen. Außerdem beschloss ich der Sache auf den Grund zu gehen. Es dauerte eine Weile bis ich dahinter kam, dass der liebe Peter eine starke Abneigung gegen das Zusammenlöten der blechernen Dachrinnen hatte und das Kleben von PVC vorzog. Wir haben noch wochenlang gekämpft. Der Kampf endete mit einem von mir nicht gewollten Kompromiss. Ich bekam die verzinkte Dachrinne montiert, und Peter baute mir in beide Stränge einen Durchhang ein, so dass in der Mitte immer 3 Zentimeter hoch Wasser stehen blieb, sich dort Schlamm abgelagerte und jährlich eine sorgfältige Reinigung erforderlich war. Peter hatte mir „einen übergeben.“

Die Gips-Story

So verpönt der Gips bei der Fertigstellung des Rohbaues ist, so sehr braucht man ihn dann bei den Gewerken des Innenausbaues. Ausgerechnet während unserer Ausbauperiode war Gips mal wieder „aus“, wie das so hieß. Ein geläufiger Ausspruch unter Magdeburger Baubeflissenen lautete:

„Jibs Jibs? Nee, Jibs jibs nich!“

:Auf Hochdeutsch:

„Gibt es Gips? Nein, Gips gibt es nicht!“ und diese nervende Antwort erhielt man sowohl beim VEB Baustoffversorgung als auch bei der sonst nicht schlecht sortimentierten BHG (Bäuerliche Handelsgesellschaft) in Magdeburg und in Olvenstedt..

Wie oft soll ich es noch wiederholen? Das akustische Internet der sozialistischen Notgemeinschaft spuckte mal wieder eine brandaktuelle Information aus:

„In Jommern jibs Jibs bei de BHJe“.

Der Leser wird sich schon soweit qualifiziert haben, daß er durch Einsetzen eines G (g) für ein J (j) fast auf den hochdeutschen Wortlaut kommt. Also, nichts wie auf nach Gommern, wo sich am Verkaufstresen des BHG-Geschäftes folgender Dialog entspinnt..

„Hamse Jibs?“

„Jibs hammer.“

„Brauche 5 Kilo.“

„Jeht nich.“

„Wieso?“

„Nur fuffsich Kilo abjesackt. Kleenere Packungen kriejn w'r nich.“

Von 5 Kilogramm hätten wir sicher noch die Hälfte wegwerfen können weil nicht benötigt. Was blieb? 50 Kilogramm kaufen. Mit tränenden Augen mindestens 45 Kilogramm Gips (Mangelware) zum Verschenken oder Hartwerden und Wegwerfen gekauft und ab zur heimatlichen Baustelle.

Ich öffne den nach Vorbild eines Original-Zementsackes flach komprimierten Sack, und was entdecke ich darin?

10 Tüten Gips à 5 Kilo !!!!!!!!!!!!!

80er Nägel

Nägel braucht man auf jeder Baustelle, und der sogenannte Drahstift von 80 mm Länge ist ein besonders handliches Format. Der 60er ist zu kurz, der 100er zu lang. Man begibt sich auf die Suche in Magdeburg, Zerbst, Dessau, Leipzig d.h. in Städten, die an der mit Dienstwagen befahrenen Dienstreiseroute liegen. Antwort auf die Frage nach 80er Nägeln überall:

„Wir wissen schon lange nicht mehr was das ist, 80er Nägel.“

Kollegen suchten auf meine Bitte hin auch im Norden der DDR. Ihr Erfolg war keineswegs besser. Auch im hinteren Sachsen, wo es in Pirna ein prächtig sortimentiertes Heimwerker-Geschäft gibt – kein Erfolg.

Unser Baustellenbedarf wurde ganz unerwartet durch Harald gedeckt, der irgendwo in seiner Firma noch eine Packung solcher Nägel aufgetrieben (organisiert) hatte. Er organisierte für seinen „Feierabend-Chef“. Abgabe ohne Rechnung, natürlich.

Das ganze Problem wäre sicher in Vergessenheit geraten, hätte ich nicht eines Tages aus Versehen das DDR-Fernsehen eingeschaltet (das geschah wirklich nur aus Versehen) und die kritische Sendung „Prisma“ angeschaut.

Da hatte sich doch das Prisma-Team der 80er Nägel angenommen und nach den Gründen für die Engpass-Situation gesucht. Zuerst befragten sie das Herstellerwerk. Dort wiesen die Kollegen nach, dass 80er Nägel in längeren Zeitabständen regelmäßig und sicher zur Bedarfsdeckung ausreichend produziert worden waren. Auf die Frage, wohin denn die Produktion geliefert wurde, verwies man die Rechercheure auf ein Großhandelslager in Leipzig. Dort befragten die Fernsehleute das Personal nach dem Verbleib der gelieferten 80er Nägel.

„Die liegen im Lager,“ war die Antwort.

„Und warum gibt es in der ganzen DDR keinen 80er Nagel zu kaufen?“

„Wir haben im Lager zig Tonnen dieser Warenposition, aber wir kommen nicht ran.“

„Wie, nicht ran?“

„Die sind zugestapelt. Wenn wir da was rausholen wollten, müssten wir mindestens zweihundert-dreihundert Tonnen andere Waren bewegen. Dazu fehlen uns die Gabelstapler.“

Keine Ersatzteile, zu viele Einheiten in Reparatur.“

Was dann aus dem Vorgang geworden ist, blieb mir verborgen. Die Sendung mit dem Erfolgsbericht habe ich nicht gesehen. Wenige Wochen danach liefen die Regalfächer über, in denen die 80er Nägel auf Käufer warteten.

Fenster, Türen, Jalousien

Ach, wie hätte ich es mir gewünscht, eine Firma zu finden, die – über das nötige Fachwissen verfügend –, alle Öffnungen in den nun fertiggestellten Wänden mit Fenstern und Türen verschließen würde. Das hätte klappen können, denn ich verfügte ja schon über alle Fenster, und Türen ließen sich sogar mit dem gewünschten Dekor beschaffen. Auch sie warteten in unserer Garage mit Schaumpolystyrol und Fenstern zusammen auf ihren Einbau ins entstehende Haus.

Das Ergebnis meiner Umfragen war erschütternd..

Wenn man damals in der DDR ein Verschleißteil an seinem Trabi erneuert haben wollte, dann lautete oft die Auskunft des Kfz-Meisters (Wortlaut und Tonfall als echt verbürgt):

„Bringen se mich das Teil, ich baue sie das ein.“

In der Ausbaubranche ging man da noch einen Schritt weiter. Ich sollte dem Handwerker die von mir beschafften und ordentlich bezahlten Fenster und Türen verkaufen, und er würde mir dann nach dem Einbau den Festpreis für Lieferung und Montage in Rechnung stellen. Dabei sollte ich den Transport von meinem „Lager“ zur Baustelle auch noch übernehmen. Alle die von mir ausgeführten Beschaffungs- und Transportleistungen sollte ich nochmal an dem Handwerker bezahlen. Der redete sich darauf hinaus, dass es für Montage ohne Materiallieferung keinen genehmigten Festpreis gäbe. Verstehe es wer es will, ich wollte es nicht verstehen.

Tja, Handwerker konnten in der DDR Forderungen stellen. Unvergessen eine Karikatur im „Eulenspiegel“, der politisch-satirischen Illustrierten des Landes. Da ist ein mit allen denkbaren Delikatessen gedeckter, nein überhäufte, Tisch dargestellt. Dahinter zwei Damen – sich unterhaltend. Unterschrift:

„Wartest Du auf Deinen neuen Schatz?“

Antwort:

„Nein, auf den Klempner.“

Nach umfangreichen Recherchen fand sich ein Bautischler der bereit war, zwei Wochenenden für die gestellte Aufgabe zu opfern. Seine Stundenlohnforderung war astronomisch: 10 Mark!

Wenn das die Wuchter und dieMaurer erfahren hätten!

Er war bereit, mich als Helfer zu akzeptieren. Beim Fenstereinbau klappte das auch ganz gut. Da hatte ich keine Ahnung und sein Fachwissen war mir Evangelium. Dann ging es an die Türen. Die altväterliche Einbaumethode kann sich heute kein Ausbauhandwerker mehr vorstellen. Da mussten in das Mauerwerk der Rohbauleibungen sogenannte Schwalbenschwanzdübel eingegipst werden, an denen das Türfutter mit Nägeln befestigt wurde. Gewisse Kenntnisse der Mechanik hatte ich aus dem Ingenieurstudium mitgebracht. Darauf basierend versuchte ich dem Bautischler zu erklären, daß so ein Dübel durch die vom Nagel übertragenen Hammerschläge losgeschlagen werden kann.

„Und wozu erklären sie mir das?“

„Weil in meinem Haus nicht genagelt, sondern geschraubt wird!“

Der Bautischler schaute mich verständnislos an, packte sein Werkzeug zusammen und verließ ohne ein Wort die Baustelle. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Selbst die ihm noch zustehenden 30 Mark Lohn konnte ich ihm nicht auszahlen. Er war in seiner Berufsehre zutiefst gekränkt.

Ein noch stärkeres Traditionsbewusstsein erlebte ich etwa zur gleichen Zeit in meinem Beruf. Meine Forschungs- und Entwicklungsarbeiten waren kurz gesagt darauf gerichtet, die Gründe massenhaft auftretender Schäden in Kühl- und Tiefkühlräumen zu ermitteln und zu beseitigen. Da gab es schon sehr gute Erfolge als ich einen Meister des Isolierhandwerks auf einen entsprechenden Mangel seiner Arbeit hinwies. Seine Reaktion:

„Das hat schon mein Großvater so gemacht. Bei dem habe ich gelernt, und das ist richtig!“

Dem hatte ich nicht entgegen zu setzen.

Beschaffung und Einbau der Rolläden mündeten in ein weiteres Musterbeispiel der Handwerker-Ideologie in der DDR. Es fand sich in Magdeburg ein Handwerksbetrieb, der Rolläden aus Kunststoffprofilen herstellte. Zum Lieferumfang gehörten auch die Wellen, auf denen die Jalousie aufgewickelt wird, die Gurte, Gurtaufwickler und die Jalousieführungen.. Über den Einbau ihres Produkts in das Haus war mit den Leuten nicht zu reden. Ganz vertraulich machte mir der Verhandlungspartner klar, daß der Festpreis für Montagestunden unannehmbar niedrig ist.

„Wenn wir unsere Fachleute auf Montage schicken, geht der Betrieb pleite.“

Häufig kam in solcher Situation noch ein Nachsatz:

„Sprechen sie doch mal mit meinem Mitarbeiter XXX, vielleicht kommt der am Wochenende mal vorbei.“

Der Nachsatz kam nicht, und so beschränkte sich mein Glücklichesin darauf, dass die Rolläden überhaupt geliefert wurden. Die Jalousiekästen habe ich selbst gebaut, die Rolläden selbst montiert und dabei eine Menge Geld gespart.

Fliesen

Das war ein Artikel der Baustoffindustrie, der in den Warenlisten des für den Bürger zugänglichen Baustoffhandels nicht vorkam. Die einschlägige Industrie der DDR produzierte zwar auf Hochtouren, in einem bekannten Werk sogar international anerkannte Spitzenqualität. Das aber war der Hauptgrund für eine schwere innere Mangelsituation. Die besten Fliesen gingen in den „Westexport“. Sie wurden zwar auf dem kapitalistischen Weltmarkt zu Schleuderpreisen verkauft, aber sie brachten harte Valuta. Was dann noch zur Deckung des Inlandsbedarfs übrig blieb, unterlag den Bilanzierungsvorschriften (siehe oben unter „Rüstung“).

Da musste man sich wieder etwas Besonderes ausdenken.

Unter aktiver Teilnahme unseres Instituts wurde gerade die Konsumbäckerei in der Ohrestraße zu Magdeburg rekonstruiert. Wir entwarfen und konstruierten die Gefrieranlage für Backwaren. Dazu gehörte dann auch die Überwachung der Bauausführung. So besuchte ich die Baustelle regelmäßig und bekam auch mit, wo denn was abgerissen und auf die Kippe gefahren wurde. Durch Zufall nur wurde ich der Tatsache gewahr, dass „nächste Woche“ der geflieste Fußboden eines großen Produktionssaales herausgebrochen werden sollte. Die roten Fußbodenfliesen waren in allerbestem Zustand. Von dem Gedanken, dass dieser Schatz auf der Kippe landen sollte, bekam ich Magenschmerzen. So beschaffte ich mir Hammer und Meißel und stellte Untersuchungen an, ob sich die Fliesen unbeschädigt vom Mörtelbett lösen ließen. Sie taten es! Die Feststellung fand am Freitag statt. Am Montag sollten die Presslufthämmer zur Zerstörung von hundert Quadratmeter Fliesen in Aktion treten. Das sollten sie unter keinen Umständen tun, ehe ich nicht den Bedarf an Fußbodenfliesen für unseren Keller sichergestellt hatte. Das Baugeschehen am Emdener Weg lief dank der inzwischen erworbenen Bauroutine meiner Frau und Werners Leitungsfähigkeit am bevorstehenden Wochenende auch einmal ohne mich. Von der Betriebsleitung der Bäckerei holte ich mir die Erlaubnis, am Samstag und Sonntag in den Betriebsräumen tätig zu werden, und erhielt dazu sogar den erforderlichen Hoftorschlüssel. Am Abend nähte mir meine Frau gepolsterte Kniekissen, und Samstag in der Frühe ging es los.

Was hatte ich mir da nur eingebrockt. Die Arbeitshaltung auf beiden Knien mit vor- und niedergebeugtem Oberkörper war völlig ungewohnt. Schon nach der ersten Stunde schmerzte der Rücken, so dass ich an Aufgeben dachte. Eine unvergessene Erfahrung aus Zeiten der Kriegsgefangenschaft hielt mich davon ab: man muss die Schmerzen nur ein-zwei Stunden aushalten, dann wird es leichter. Das Ablösen der Fliesen vom Untergrund ging nicht immer so klar wie bei dem ersten Versuch am Freitag. Jede dritte-vierte Fliese zerbrach, aber nach zwölf Stunden Schinderei am Samstag und Sonntag war unser „Klaufix“ mit brauchbaren Fliesen beladen. Die Menge reichte nicht nur für unseren Keller. Es blieb ein beträchtlicher Rest, der sich als Tauschobjekt „bezahlt“ machte.

Der Aufwand war erheblich, das Ergebnis ein Stückchen Sieg über Magdeburger Baufachleute. Im Keller des bis dahin von uns bewohnten Hauses in der Olvenstedter Straße, gebaut um die vorige Jahrhundertwende, bestand der Kellerfußboden aus Stampflehm. Den hatte ich satt, denn er war für Ratten kein Zugangshindernis. Im ersten Winter nach dem Einzug 1952 hatten wir einige zehn Kilo Möhren eingelagert, die vorzugsweise unserer noch im zweiten Lebensjahr strampelnden Tochter zugeordnet waren. Von einer Baustelle im Stadtgebiet wurden diverse Eimer Sand „entliehen“ und die Möhren fachmännisch darin eingebettet.

Als mich meine Frau erstmals nach Möhren in den Keller schickte, und ich mich mit brennender Kerze dem Sandhaufen näherte (elektrisches Licht gab's nur im Kellergang), da fauchte mich eine fette Ratte an. Ja, sie türmte nicht, sondern verteidigte ihren Futterplatz bis ich sie mit einem Knüppel erledigen konnte. Von den Möhren fand ich nur jämmerliche angefressene Überreste. Das sollte mir im neuen Haus nicht wieder passieren.

An Stelle des Stampflehms propagierte Freund Lothar eine sogenannte Ziegelflachsicht. Da werden in einem Kiesbett Mauerziegel platt dicht an dicht als Pflaster gesetzt. Es war wohl meine Frau, deren Argumente mir diese Lösung vermiest:

„Wenn du regelmäßig den Kellerfußboden fegst, dann bitte! Ich mache es nicht!“

Gegen die Ziegel gab es aber von meiner Seite noch einen schlagkräftigen Einwand. Die Ziegelsteine waren bis auf einen Rest von Bruchstücken alle. Das Kellerpflaster hätte weitere 3500 Stück verschlungen, und ich hatte das Steinbrechen endgültig satt.

An Zement und Kies gab es inzwischen keinen Mangel mehr. Anruf per Telefon genügte, und die gewünschte Menge wurde geliefert. Was war da einfacher als die Herstellung eines Betonfußbodens den man nach Belieben mit Fliesen belegen konnte. Das waren zwar gebrauchte Fliesen, die waren aber zehnmal besser als die hochgelobte Magdeburger Ziegelflachsicht.

Nun machte aber der Innenausbau im Erdgeschoss gute Fortschritte. Damit rückte nocheinmal das Fliesenproblem in die Ziellinie. In Bad und Küche sollten der Fußboden komplett und die Wände bedarfsgerecht gefliest werden. Dazu waren die Recycling-Fliesen aus der Konsum-Bäckerei wirklich nicht geeignet. Aber, wir hatten uns wirklich einmal einen Glücksfall verdient.

Die Schattenwirtschaft im sozialistischen Wirtschaftssystem lebte nicht nur von dem Tausch Ware gegen

Bargeld, sondern anteilig auch vom Tausch Ware gegen Ware. Das Interessante an diesem System war die Wertschätzung der beiderseits angebotenen Waren. Da es sich nicht immer um gegenständliche Objekte handelte, hätten größte Komplikationen auftreten müssen. Nehmen wir folgenden Fall:

„Du gibst mir ein Dutzend Fittings und eine finnische Mischbatterie, dafür sage ich Dir, wo du fast unbeschränkt Zement bekommen kannst.“

Ob die angebotenen Waren äquivalent zu bewerten sind, hing da nur von der Dringlichkeit des Bedarfes und der Einschätzung der Partner ab. Das Installationsmaterial kostete, sagen wir 150 Mark, die Information über die Zementquelle ließ sich in Geldsummen überhaupt nicht bewerten. Man tauschte also nach ideellen Wertschätzungen.

Auf diesem speziellen Sektor des Warenumschlages hatte ich inzwischen viel gelernt. Dazu gehörte auch die Erkenntnis, dass man sich von handlichen Mangelartikeln ruhig einen Vorrat über den eigenen Bedarf hinaus anlegen und daraus Nutzen ziehen konnte. Die Marktinformationen funktionierten ohne schriftliches Informationsmaterial. Man gab Angebot und Bedarf in das Rundsprechsystem ein und wartete auf Kundschaft. Wenn nun die gesuchte Ware als unerwarteter Massenschub in den Zyklus kam, dann konnte man sich der Anbieter nicht erwehren. So kam es denn, dass wir im Frühjahr 1971 über drei Klosettbecken und zwei der hochgeschätzten finnischen Badgarnituren verfügen konnten.

Was das mit Fliesen zu tun hat? Bitte nicht ungeduldig werden, gleich haben wir's.

Ein Nachbar – Anlieger am Emdener Weg – hatte uns durch Delegation seiner Tochter und seines Sohnes zum Steineputzen angenehm empfundene Hilfe geleistet. Die Tochter stand zur Jugendweihe an. Für den Vater als Eigenheimbesitzer bedeutete das – es kommt Westbesuch! Dazu musste das durch zehnjährigen Gebrauch etwas verschlissene Innere des Hauses auf Vordermann gebracht werden. Da er in einem großen Baubetrieb einen Leitungsposten ausfüllte, war das im Großen und Ganzen gar nicht so schwer. Aber – die Mischbatterie fürs Bad, die hatte er in seinen langfristigen Vorbereitungen nicht für Erneuerungsbedürftig gehalten. Darüber klärte ihn seine Frau auf, und mit dieser Sorge kam er zu mir. Er hatte aus dem „Rundsprech-Internet“ die Information erhalten, daß bei mir eine überzählige Badgarnitur auf nutzbringende Verwendung wartet. Die Unterhaltung dürfte etwa so begonnen haben:

„Herr Fritzsche, stimmt das, dass Sie eine Mischbatterie zuviel auf Lager haben? Ich muß unbedingt bis zur Jugendweihe der Tochter das Bad renovieren. Ich brauche sie, koste sie was sie wollw.“

Vor Freude hätte ich jubeln können, ich tat es nicht und zeigte mich „kühl interessiert“

„Von Geld hab' ich gar nichts, würde ihnen aber trotzdem gern helfen. Für die Badinstallation kann ich noch verzinkte Fittings zusteuern, und vielleicht auch ein neues Klobecken. Nur der Gegenwert müsste stimmen.“

Der Nachbar wusste auch schon, nach welcher Ware ich so dringend suchte:

„Wir haben da bei der Rekonstruktion der Käserei in Vahldorf einen Posten Boizenburger Fliesen übrig behalten. Fußbodenfliesen „Pophyr“ und Wandfliesen „hellblau, weiß geflammt“. Hätten Sie daran Interesse?“

Ich hatte, und nach Rücksprache mit meiner Frau wurde der Handel mit Handschlag besiegelt..

Diese Fliesen haben wir ehrlich erworben und bezahlt. Der Nachbar bezahlte den Einstandspreis für Mischbatterie, Fittings und Klobecken. So war das ein Tauschhandel mit der Ware **„gewusst wo“**.

Heizung

Es war bereits Gegenstand vorausgegangener Betrachtungen, dass uns ein Gaskontingent für die Raumbeheizung zugeteilt worden war. Glücklicherweise konnten wir uns schätzen. An umweltfreundliche Heizenergien wie Heizöl, Erdgas und Elektroenergie war zu dieser Zeit und noch lange danach für den privaten Bedarf nicht zu denken. Wir verdankten die Kontingentzuweisung:

- einem in Leipzig wohnenden und im Bereich der Energieversorgung arbeitenden entfernten Verwandten der uns die Mär von Magdeburg als Musterstadt für Gasheizung überbrachte;
- der Tatsache, dass wir diese Mitteilung zum richtigen Zeitpunkt erhielten und sie in ein Dokument ummünzen konnten;
- der Durchsetzungskraft meiner Frau die das Kontingent erkämpfte;
- der ungenügenden Informiertheit des Chefs der Gasverteilungsinstanz der da glaubte, uns mit der Zuweisung von jährlich nur 6000 Kubikmeter Gas kalte Füße beschert zu haben.

Glück und Zufall waren eine für uns nutzbringende Ehe eingegangen. Damit war aber das eigentliche Heizungsproblem noch nicht gelöst. Zu klären war da noch die Frage, mit Hilfe welcher Gerätschaft die Energie des Erdgases in Raumwärme umzuwandeln wäre. Bei der Entscheidung hierüber spielten zwei Faktoren eine Rolle:

- Bauherrin und Bauherr waren mit ihren Kräften am Ende und suchten die Lösung mit dem geringsten Beschaffungs- und Organisationsaufwand;

- Bauherrin und Bauherr gingen mit ihren Finanzen dem Ende zu und suchten die momentan preiswerteste Lösung.

Es gab in Schönebeck ein Unternehmen das schwere gußeiserne Zentralheizungskessel und auch Heizkörper aus dem gleiche Material herstellte. Es gab auch Gerüchte, wonach irgend jemand für seinen privaten Bedarf Kessel und Heizkörper erhalten hätte. Kein Gerücht war letztenendes der Preis für die komplett installierte Zentralheizung. Der war für unsere Begriffe astronomisch.

Da gab es auch noch eine Etagenheizung von einem VEB in der fernen Stadt Forst - genannt Forster Heizung – die bei einem annehmbaren Lieferpreis sogar für die Montage durch handwerklich geschickte Laien ausgelegt war. Die hatte – vom Standpunkt des damaligen DDR-Bürgers betrachtet – einen substantiellen Mangel: **kein Strom, keine Wärme!** Man muss sich das vorstellen, wie wenig Vertrauen erwachsene Menschen in diesem hoch industrialisierten Staat DDR in die Kontinuität der Elektroenergieversorgung setzten. Wir, d.h. meine Frau und ich, waren sicher keine Ausnahme. Die Generation des letzten Weltkrieges hatte diesbezüglich sehr schlechte Erfahrungen gesammelt. Stromsperrungen waren in den letzten Kriegsjahren und bis in die hohen fünfziger Jahre danach an der Tagesordnung gewesen. Wie sollte man als Träger dieser Erfahrungen ausschließen, dass so etwas wieder passiert?

Nun hatte ich schon durchgesetzt, dass es im Keller einen bewohnbaren Raum mit Ofenheizung gab. Das reichte aber noch nicht. Auch die Gasheizung sollte nicht von Elektroenergie abhängig sein. Nicht bedacht wurde dabei, dass bei großflächigem Stromausfall auch die Gaszufuhr versiegen würde. Aber, gebrannte Kinder scheuen das Feuer manchmal mehr als gut und vernünftig ist.

Da bot sich ein neues Gerät an, dem der gefürchtete Mangel nicht anhaftete: der **Außenwand-Gasheizer**. Unabhängig von Strom und Wasser funktionierte das Gerät völlig autonom und brachte, den Prospektangaben zufolge, die Raumluft sehr schnell auf Komforttemperatur. Neben diesen Vorzügen lockte ganz besonders der moderate Preis. Im Vergleich zu einer Zentralheizungsanlage winkten 75 % Einsparung. Wie es zur Entwicklung dieser, wie sich später herausstellte, nicht sehr funktionsstabilen Geräte kam, sollte nicht in Vergessenheit geraten. Der staatliche Wohnungsbau hatte sich in den 60er Jahren stark entwickelt. Neue rationelle Bauweisen halfen, die Baukosten zu senken. Das geschah aber nicht selten auf Kosten der Wohnqualität. In bestimmten Bereichen der Wohnblocks, vor allem in den Giebelwohnungen, reichte die Leistung der Zentralheizung nicht aus, um im Winter das Komfortklima zu halten. Die Mieter erstritten sich das Recht auf eine Zusatzheizung. Anfangs bekamen sie Elektroheizer. Das führte zu Überlastungen der Elektro-Netze. Der freie Verkauf von elektrischen Heizgeräten wurde eingestellt. Nur im Intershop konnte man noch so etwas für Westgeld kaufen. Von Auslands-Dienstreisen brachte man die Dinger, preiswert eingekauft, aus der Sowjet-Union, der CSSR usw.mit.Man wollte es schließlich im Winter warm haben. Da sehr viele Neubauten für die Küchenherde Gasanschluss hatten, lag die Zweckmäßigkeit eines Gasheizers für die mit Wärme unterversorgten Neubauwohnungen auf der Hand. Sie wurden produziert und geliefert, aber nur gegen Bezugsberechtigung auf Nachweis des Heizungsnotstandes. Zusätzlich musste eine Bescheinigung der Energieversorgung über den ausreichenden Querschnitt der Gasleitung zum Wohnblock und zur Wohnung vorgelegt werden. Die Gasversorgung galt für unser entstehendes Haus als gesichert, von einem Heizungsnotstand konnte aber gar nicht die Rede sein. Eine Bezugsberechtigung zu beantragen – ein aussichtsloses Unterfangen. Wir waren wie so oft wieder auf „freie Spitzen“ angewiesen. Die musste es geben, denn in den Naherholungsgebieten rings um Magdeburg stieß man immer wieder auf Datschen mit Außenwandgasheizern. Der Schutzkorb über dem nach außen geführten Frischluft- und Abgasstutzen war von weither sichtbar und schwer zu tarnen.

Die „Aufklärungstruppen“ traten in Aktion, der Bedarf wurde in das sozialistische Rundsprechnetz eingespeist, und es kam lange Zeit nichts heraus. Aber dann lief eines Tages doch eine Meldung ein. Die Ehefrau eines Kollegen arbeitete im System der HO Industriewaren (der staatlichen Handels-Organisation) und hatte bei den Kollegen der Branche Öfen und Herde Erkundigungen eingeholt. Sie berichtete:

„Am soundvielsten des Monats findet die Neueröffnung des HO-Geschäftes Öfen und Herde an der Ecke Erzerbergerstraße – Gr.Münzstraße statt. Dort werden auch einige Außenwandgasheizer im Angebot sein.“

Wir brauchten drei Stück. Die Meldung lautete weiter:

„Da die Nachfrage nach den Außenwandgasheizern riesengroß ist, hat nur der eine Chance, der beim Öffnen der Tür des Geschäftes um 9 Uhr morgens ganz vorn in der Schlange steht.“

Klar war für uns DDR-Bürger ohne jede Zusatzinformation, dass es bei Neueröffnungen immer irgendwelche Mangelware gab (meist nur in geringer Stückzahl), und dass im Augenblick der Türöffnung bereits eine nach Dutzenden zählende Menschenmenge brav in Schlange stehend anwesend sein und binnen Sekunden den Verkaufsraum füllen würde. Aussicht auf Erfolg hatten wir folglich nur, wenn wir oder unsere Vertrauensperson ganz vorn in der Schlange stehen (oder sitzen) würden. Mitten in der Nacht auf Klappstühlen sitzende sogenannte „Wartegemeinschaften“ waren z.B. regelmäßig dann anzutreffen wenn das Reisebüro der

DDR am Morgen schlag neun Uhr begann, die Ferienreisen der Saison zu verkaufen. Der Termin stand in keiner Zeitung und wurde nirgends durch Anschlag bekannt gemacht. Dennoch erhielt ein Kreis von Insidern die Nachricht über das Rundsprechsystem. Wer als Uneingeweihter die Schlange sichtete und sich nach 9 Uhr hinten anstellte, der bekam vielleicht noch einen Ferienplatz am Arendsee. Die begehrten Auslandsreisen waren dann schon ausverkauft.

Personell gesehen hatten wir ungeheures Glück. Unser Neffe Hartmut aus Eisleben war bei uns kurzzeitig zu Besuch. Als er von unserem Problem Kenntnis genommen hatte, war er Feuer und Flamme:

„Wäre doch gelacht wenn wir das Kind nicht schaukelten!“

Er bot sich ernstlich an, ließ sich am Eröffnungstag um 4 Uhr wecken und tigerte mit Klappstuhl bewaffnet zum Ort des Geschehens. Mit Trabi und Anhänger waren das von unserer Wohnung 3 Minuten zu fahren. Er war noch vor 5 Uhr zur Stelle und war der Dritte in der Wartegemeinschaft. Um 6 Uhr sollen es etwa 20 Mitglieder gewesen sein, und um 7 Uhr hat der Hartmut aufgehört zu zählen.

Als weiteres Moment des Glückes erwies sich die Tatsache, dass die Nummern 1 und 2 in der Warteschlange keine Außenwandgasheizer kaufen wollten. Die Tür wurde punkt 9 Uhr geöffnet, und der Dreierkopf der Warteschlange verteilte sich unverzüglich auf die drei bereit stehenden Verkäuferinnen:

„Drei Außenwandgasheizer!“

Diesen real gesehen völlig außerirdische Wunsch knallte der junge Mann der verduzten Verkäuferin mit solcher Selbstverständlichkeit an den Kopf, dass diese ohne Widerspruch den Kassenzettel ausschrieb und ihn dem Kunden überreichte.

An der Kasse stand der Chef – Verkaufsstellenleiter genannt. Der glaubte seinen Augen nicht, als er den Kassenzettel in Augenschein nahm:

„Das geht nicht. Jeder nur einen. Wir haben doch nur drei.“

Das war wie der Aufschrei eines von Räubern überfallenen Kaufmanns. So jedenfalls stellte Hartmut die Situation dar. Er aber ließ sich nicht ins Bockshorn jagen:

„Haben Sie schon mal was vom Abschluss eines Kaufvertrages gehört? Mit dem Ausschreiben des Kassenzettels ist der Vertragsabschluss getätigt und kann nur noch in beiderseitigem Einverständnis aufgehoben werden. Damit bin ich aber nicht einverstanden.“

Dieses Argument löste zwar noch einen etwas erregt geführten Dialog zwischen Verkäufer und Kunden aus, Sieger blieb aber Hartmut. Der Verkaufsstellenleiter hatte ganz bestimmt die Außenwandheizer-Bedarfsträger in seiner Verwand- und Bekanntschaft schon im Voraus beliefern können und auch in der Warteschlange gab es keinen auf ihn ausgerichteten Vorzugskunden. Was sollte er sich mit einem scheinbar juristisch geschulten Kunden streiten, wenn für ihn gar kein Vorteil mehr heraus kam. Die Lieferung wurde vollzogen.

Eiligst verstaute er die klobigen und schweren Kartons im „Klaufix“ und verließ voller Angst vor einer Verfolgung den Schauplatz dieses an ein Wunder grenzenden Ereignisses. Für uns – Bauherrin und Bauherr – war das ein unvergessliches Erlebnis. Die Erzählung Hartmuts von den Vorgängen im Geschäft ist in mein Gedächtnis wie in Granit eingemeißelt. Mit der Hauptperson – Hartmut – habe ich soeben telefoniert, um noch mehr Einzelheiten zu erfahren. Er konnte sich genau an den Vorgang erinnern. Mehr als mein Gedächtnis gab aber das seine auch nicht heraus.

Ehe die kalte Jahreszeit begann, waren die Heizer installiert und funktionsfähig. Der weitere Innenausbau vollzog sich in geheizten Räumen bei Komforttemperatur. Da schrieb meine Frau am 22.12.71 an ihre Schwiegermutter:

„Die Gasheizer sind eingebaut. Auf einen Knopf drücken und schon wird's Warm im Zimmer.“

Welch Unterschied zu den mit Kohle beheizten Kachelöfen in unserer bisherigen Wohnung.

Endlich alles stinknormal auf dem Bau

Die von Literatur-Gurus aufgestellten Regeln besagen unter anderem, daß die in einer Erzählung geschilderten Ereignisse einem Höhepunkt zustreben müssen, damit die Spannung erhalten und der Leser am Lesen bleibt. Fast hätte ich die Arbeit an meinen Bau-Erinnerungen eingestellt, weil der Lauf des Geschehens seine spektakulären Höhepunkte nicht am Ende, sondern am Anfang und in der Mitte aufweist. Dem Erzähler sollte es aber gestattet sein, einen abschließenden Höhepunkt durch Lösen von Berichtsteilen aus der Chronologie des Ablaufes und deren Komprimierung künstlich zu schaffen. Ich hoffe sehr, dass der Leser meine in dieser Richtung entwickelten Bemühungen erkennt und anerkennt.

Zu den Ausbaugewerken gibt es kaum noch über etwas zu erzählen, was sich außerhalb der Grenzen der Normalität bewegt hätte. Elektro- Gas- und Wasserinstallation liefen nach dem bewährten Schema, dass ein Handwerksbetrieb mehr oder weniger vollständig das Material lieferte und ein Mitarbeiter die Arbeiten abends und an den Wochenenden ausführte. Natürlich gegen Barzahlung auf die Hand und bitte nicht zu festgesetzten Terminen. Wie oft wir von Handwerkern „versetzt“ worden sind, wurde leider nicht mit besonderer Akribie registriert. Die bewussten Briefe an Mutter bzw. Schwiegermutter sind voll von Vermerken darüber, daß der Klempner, der Elektriker, der Fußbodenleger usw. immer noch nicht dagewesen sind. Leider hatte ich nie die notwendige Zeit, um einmal die wirklichen Gründe für diese Schlamperei der Handwerker gegenüber Privatkunden zu ergründen. Sicher ist nur, dass der Privatkunde

bei den Bauhandwerkern ein ungeliebter Kunde war. Der brachte doch nur Kleckerarbeit. Das richtige Geld verdiente der Handwerksmeister, wenn er auf Großbaustellen arbeiten konnte. Das staatlicherseits auferlegte Kontingent für Bevölkerungsbedarf war eine unangenehme Last die man lieber in der Ecke stehen ließ als sie aufzunehmen.

Immer wieder wurden wir durch Erfahrungen dahingehend belehrt, dass die erste Zusage eines Handwerksmeisters gar nichts bedeutete. Mit Annäherung an den vereinbarten Termin musste man dem Auftragnehmer immer wieder auf die Nerven fallen, bis ihn die ständigen Nachfragen nervös machten. Einen Auftrag endlich auszuführen, um den Belästigungen seitens des Kunden zu entgehen, das war eine gängige Verhaltensweise in dieser Branche. Nicht umsonst sagten wir damals, dass man gegenüber dem Handwerker lästig werden muss wie eine Sch...hausfliege.

Zur Ehrenrettung des Handwerkerstandes sei zugegeben: „**Es gab auch Ausnahmen von der Regel!**“

Die bei Gas und Elektro unerlässliche Sicherheitsprüfung nach Fertigstellung der Anlagen wurde mit Stempel und Unterschrift dokumentiert, ohne dass der Meister die Baustelle auch nur einmal betreten hatte. Jedem heutigen Handwerksmeister müssen die Haare zu Berge stehen angesichts solchen Umganges mit der Gewährleistungspflicht. Das ging eben in der DDR, wie man es zumindest in Magdeburg ausdrückte, immer ganz „locker vom Hocker.“ Die Tatsache, dass nun auch für diese Leistungen keine offiziellen Rechnungen vorlagen, machte uns nicht mehr Sorgen, als wir schon längst hatten.

Im Recherchieren geübt, fand ich sogar eine Firma die bereit war, im Bereich der Wohnzimmer echtes Eichenholz-Parkett zu verlegen und nach den neusten Erkenntnissen der Chemie zu versiegeln. Im Zusammenhang damit gibt es nur über eine kleine Abweichung von den Standards der Liefer- und Montagebedingungen zu berichten..

Mit dem ausführenden Handwerker verstand ich mich sehr gut. Er hatte in Oschersleben bei der Firma AGO Holzflugzeugbauer gelernt. Da mich alles interessierte was mit Flugzeug und Flugzeugbau zusammenhängt, hatten wir immer ein Gesprächsthema. Der Mann wurde gut gepflegt, und ich habe ihm auch geholfen. Er überzeugte sich vom Niveau meiner handwerklichen Fähigkeiten und zeigte mir vor allem die Kniffe beim Versiegeln mit dem damals verwendeten Zweikomponenten-Polyesterharz.

Nach dreimaligem Versiegeln hatte er sein Werk vollbracht und weihte mich in ein Geheimnis ein:

„Dreimal versiegeln steht im Leistungsverzeichnis. Von dem Harz habe ich aber weniger als die Hälfte verbraucht. Die Gesamtmenge werden sie aber auch dann bezahlen, wenn die halb vollen Kanister wieder in die Firma zurück gehen. Der Rest reicht noch für 4 Arbeitsgänge. Die Verschleißfestigkeit steigt mit der Dicke der Schicht.“

Das hätte sein Meister nicht erfahren dürfen! Es zeigte sich wieder einmal, dass sich ein freundschaftlicher Umgang mit Menschen auszahlt.

Es gingen nur leere Kanister zur Firma zurück, und unser Parkett hatte eine siebenfache Versiegelung. Der Verdacht, dass „allzuviel ungesund“ sein könnte, bestätigte sich nicht.

Etwas Ausgefallenes war sicher noch die Farbgestaltung der Fassaden. Nachdem im April 1972 bei idealem Wetter der Außenputz angebracht worden war, sprachen die Leute im Emdener Weg von unserem Haus nur als dem „Bunker“. Die Putzoberfläche hatte dank reichlichen Zementzusatzes zum Putzmörtel eine dunkel-grau-grüne Farbe angenommen. Auf dieser Baustelle wurde mit Zement nicht gespart. VEB Zementwerk Nienburg sorgte für Nachschub.

Starmaurer Werner konnte mich davon überzeugen, dass die von ihm festgelegte Mörtelmischung einen Putz für hundert Jahre ergeben würde. Soviel Zeit ist noch nicht vergangen, aber der nach 30 Jahren festgestellte Zustand lässt hoffen.

Nun sollte unser Haus aber nicht grau-grün, sondern in reinem Weiß erstrahlen. Ein Anstrich musste her. Womit aber streicht man eine Fassade, wenn man an den mit weißen Anstrichstoffen auf Kunststoffbasis gestrichenen volkseigenen Fassaden schon nach ein-zwei Jahren schwere Schäden (Abblätterungen) antrifft? Wieviele Baupraktiker ich im Winter 71/72 wegen einer besonders wetterbeständigen Anstrichrezeptur konsultiert habe, entzieht sich meinem Erinnerungsvermögen. Es waren viele, und die in ein Notizbuch gekritzelt Rezepturen füllten viele Seite. Wirklich überzeugt hatte mich keiner der Befragten. „*Wer viel fragt, bekommt viele Antworten,*“ lautet das alte Sprichwort, und eine davon kann die volle Wahrheit enthalten. Man muss sie nur herausfinden. Die endgültige Auswahl entsprach meinem Berufsgrundsatz als Mitarbeiter in der Forschung: das Neue sorgfältig einschätzen, experimentierfreudig sein und das Risiko nicht scheuen.

Eine kleine Chemiebude in Berlin bot einen neu entwickelten Silikatanstrich an. Der Chemismus seiner Wirkung auf die Putzoberfläche – Verkieselung – sprach mich an. Die Entscheidung fiel für dieses Produkt, obwohl das Zeug im Vergleich zu gängigen Anstrichstoffen wahnsinnig teuer war. Außerdem wurden hohe Ansprüche an Wiegetechnik und Sorgfalt gestellt, um den Ansatz aus drei Stoffkomponenten ins richtige Mischungsverhältnis zu bringen.

„*Das ist doch keine Baustelle, das ist eine Apotheke,*“ unkte Werner, fügte sich aber dem Unvermeidlichen. Zu dritt haben wir den Klabbatsch geschwungen und uns dabei über das strahlende Weiß gefreut, dem das

Grau-Grün weichen musste. Dabei standen wir auf der schon beschriebenen „Fliegerrüstung“, an deren harmonisches Schwingen wir uns nun schon gewöhnt hatten wie der Seemann an das Rollen und Schlingern seines Schiffes.

Dann kam das Abrüsten, und das wirkte auf uns wie die Enthüllung eines Monuments. Es war Schwerstarbeit. Die gewichtigen Kanthölzer aus dem am Schleinufer demontierten Schuppen abzubauen und zu stapeln erforderte den Einsatz all unserer physischen Möglichkeiten. Dann aber standen wir glücklich staunend vor unserem weißen Haus – **Casa Blanca**.

So mancher Schweißtropfen ist noch geflossen, ehe die Außenanlagen fertig und alle Voraussetzungen zum Einzug gegeben waren. Der lange Weg durch den unsicheren Tunnel und von dessen Ende bis zum „Paradies hinter den Bergen“ war durchschritten. Wir haben es geschafft, **einer von Hundert zu sein, der nicht aufgegeben hatte**.

Darauf waren wir so unendlich stolz. Um so stolz sein zu können, hatten wir die Grenzen unserer Leistungsfähigkeit bis zum Äußersten ausgetestet. Aber völlig unerwartet mussten wir uns schon im Jahre 1971 fragen: „*War das notwendig?*“

Unser Kampf um die Baugenehmigung fiel in eine Periode extrem rezessiver Maßnahmen des Staates gegen jegliche private Bautätigkeit. Hätten wir da nicht durch den kleinen Deal mit dem Schaumpolystyrol einen Sympathisanten in den Reihen der Staatlichen Bauaufsicht gehabt, wer weiß, wie die Sache ausgegangen wäre. Wir haben gekämpft, hatten aber auch einen großen Päckchen Glück. Das Register unserer Gesetzesverstöße wurde nicht zum Gegenstand staatsanwaltlicher Ermittlungen und richterlicher Entscheidungen.

Im Rahmen meiner beruflichen Tätigkeit pflegte ich das Gesetzblatt der DDR wenigstens im Schnellleseverfahren auf solche neuen Bestimmungen zu durchforsten, die meinen Arbeitsbereich berühren konnten. Und was sehen da meine schweißgetriebenen Augen im Herbst 1971: **eine Verordnung über die Förderung des privaten Wohnungsbaues**.

„**Das kann doch nicht wahr sein**,“ habe ich da nur gedacht. Gestern noch Hüh und heute Hott. Gestern noch alle Kräfte der staatlichen Verwaltungsstellen darauf ausgerichtet, dass nur **einer von Hundert** alle gegen den Eigenheimbau errichteten Barrieren überwinden kann, heute 180 Grad kehrt – **das Bauen wird gefördert**.

Nun war mit solchen Verordnungen praktisch nichts anzufangen, ehe nicht die **Ausführungsbestimmungen** komplett formuliert und die betroffenen Dienststellen der Verwaltung auf deren Realisierung trainiert worden waren. So ergab sich wieder einmal ein Hindernislauf von Instanz zu Instanz, um unser fortgeschrittenes Bauvorhaben in den **Plan des privaten Wohnungsbaues** aufnehmen zu lassen. Da gab es ein Problem. Bei der Formulierung der Ausführungsbestimmungen waren deren Autoren davon ausgegangen, dass vor deren Inkrafttreten überhaupt keine derartige Bautätigkeit stattgefunden hatte.

„*Einen halbfertigen Bau in den Plan aufnehmen? So etwas ist nicht vorgesehen.*“

So wie es auch heute als normal zu betrachten ist, tat ein Verwaltungsangestellter der unteren Ebene nur das, was ihm durch schwarz auf weiß gedruckte Dokumente ausdrücklich erlaubt war. So war die Antwort auf meinen Antrag - eine Ablehnung. Bis zur eigentlichen Entscheidungsinstanz mit dem wohlklingenden Namen „Ständige Kommission für Bauwesen beim Rat der Stadt Magdeburg“ kam der Antrag gar nicht durch: Vorprüfung nicht bestanden!

Nun hatte der von den Vorgesetzten beurteilte Stand meines Ansehens in der Kühlhausbranche trotz des kräftezehrenden Bauvorhabens und meiner zweifelhaften politischen Ansichten nicht gelitten. Eher hatten einige ganz spezielle Arbeitserfolge eine Festigung bewirkt. So bestand seitens der nächsten und übergeordneten Vorgesetzten eine gewisse **Gewogenheit**, einen bürokratischen Prozess anlaufen zu lassen, der zu DDR-Zeiten sehr häufig praktiziert wurde: die Erlangung eines möglichst hoch angeordneten Empfehlungsschreibens. Antragsteller spricht mit Abteilungsleiter. Kann er diesen überzeugen, dann wird das Anliegen dem Direktor vorgetragen, hat auch der keine Einwände, dann darf Antragsteller ein Gesuch an den Generaldirektor schreiben. Hat der gerade gute Laune, dann schreibt er einen Empfehlungsbrief an die „Ständige Kommission“. Nun kommt die Befürwortung von oben, d.h. die unten angesiedelte bürokratische Sperre wird umgangen. So geschah es. Vom Generaldirektor wurde ich aufgefordert, den sachlichen Teil des Empfehlungsschreibens zu entwerfen, und er übernahm die Formulierungen mit geringfügigen Korrekturen. Eine Kopie des Schreibens ist erhalten geblieben und als Abschrift beigelegt. Nur wer die internen Zusammenhänge von damals kennt, wird mich angesichts der Formulierungen als Schlitzohr bezeichnen. Ich gestehe aber ein, dass diese Bezeichnung hier durchaus zutrifft. Schlitzohrigkeit war in diesem Gesellschaftssystem eine wirksame Angriffs- und Verteidigungswaffe. Ob sie das auch heute in unserem Lande ist, kann ich als Rentner nicht beurteilen.

Wie vorsichtig selbst ein Generaldirektor dabei vorging, erhellt der letzte Satz des Schreibens, der nicht von mir stammt:

„*Aus den genannten Gründen erscheint es mir empfehlenswert, das Vorhaben im Genehmigungsverfahren zu behandeln.*“

Auch das fällt unter die Rubrik „Schlitzohrigkeit“.

Empfehlungen waren im sozialistischen Gesellschaftssystem eine gefährliche Sache. Stellte sich heraus, dass der Empfohlene ein politischer Bösewicht war, dann fiel ein schwarzer Schatten auch auf den Empfehlenden. Es wurde also vorsichtshalber nicht empfohlen, das Vorhaben zu genehmigen, sondern der Generaldirektor empfahl, es überhaupt erst zur Entscheidung der Kommission zuzulassen.

Es hat funktioniert, und der Generaldirektor hatte keinen Schaden davon. Ab Frühjahr 1972 war unser Bau kein Außerplan-Bau mehr. Es gab einen kleinen Kredit, es gab auch diese und jene Materialzuweisung, und damit ist naturgemäß das Thema **Außerplan-Bau** abgeschlossen.

8. Glück im Unglück

Mein nun 78 Jahres währendes Leben ist reich an Ereignissen, denen ich die Beschreibung „Glück im Unglück“ zuordne. Eine besonders spektakuläre Zeit in dieser Beziehung waren die sechs Jahre meiner Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion (nachzulesen in meinem Buch „Das Ziel – überleben“, Verlag VDM Heinz Nickel, Zweibrücken). Nachdem ich schon mehrere Fälle wundersamer Errettungen aus fast tödlichen Situationen hinter mir hatte, fasste eine Wahrsagerin aus dem Volk der Roma diese Schicksalsfügungen in eine einfache Formel. Es war im Sommer 1944. Auf einem Außenkommando konnten wir uns ziemlich frei in der Umgebung unserer Zeltunterkunft bewegen. In Gedanken versunken saß ich am nahen Flussufer und war sehr erstaunt, dass sich eine Frau mittleren Alters so ganz ungezwungen neben mich setzte. Wir kamen ins Gespräch soweit das mit meinen bis dahin erworbenen russischen Sprachkenntnissen möglich war. Sie griff dann meine linke Hand und vertiefte sich in das Gewirr ihrer Linien. Nachdem die Dame sich meine Handfläche sehr genau angesehen hatte, fasste sie das Ergebnis in folgende Worte:

„Du wirst in deinem Leben sehr viel Glück haben. Die Sache hat nur einen kleinen Haken. Es wird sich sehr häufig darum handeln, dass Du schwere Krisen glücklich überstehst.“

Sie blickte nur vorwärts und übersah vielleicht, dass einige solcher Krisen schon hinter mir lagen. Auch für die Zukunft behielt sie recht.

Sie fragen sich, verehrter Leser, was das mit dem Hausbau zu tun hat. Eine Menge!

Einmal betrachte ich den gesamten Hausbau als eine dieser schweren Krisen die sich letzten endes zu einem wunderbaren Erfolg entwickelte. Speziell an dieser Stelle will ich aber auf etwas ganz anderes hinaus. Das Baugeschehen wurde überwiegend von illegalen Arbeitskräften getragen. Die erhielten eine Bezahlung, ohne dass Lohnsteuer oder Sozialversicherungsbeiträge abgeführt wurden. Da die Feierabendarbeit eine Massenbewegung mit Millionen Mitgliedern war, drückten die Ordnungshüter des Staates beim Blick in diese Richtung immer beide Augen zu. Mehr noch, diese Massenbewegung wurde gefördert. Die Finanzexperten der sozialistischen Wirtschaft betrachteten diesen Bereich der produktiven Wertschöpfung vielleicht sogar als Positivum. Es wurde dadurch sehr viel Geld in eine Verbrauchersphäre geleitet (Nahrungs- und Genussmittel, Bekleidung), die mit Waren annehmbar abgedeckt war. Es wurden Milliarden Mark der DDR aus dem Sparturm in den Umlauf gebracht. Die dienten dann echt der Belebung der Wirtschaft.

Solange nichts Auffälliges passierte und der Freizeitgeber selbst nicht auffällig wurde (vor allem nicht in politischer Beziehung) liefen die Dinge „ihren sozialistischen Gang.“

Was aber wäre passiert, wenn ein Freizeit-Beschäftigter während seiner Feierabendarbeit einen Unfall erlitt und vorübergehend oder gar auf Lebenszeit arbeitsunfähig wurde? Sicher hätte man versuchen können, den Unfallhergang gegenüber der SVK (Sozialversicherungskasse) so zu modifizieren, dass zum Beispiel ein Wegeunfall zwischen Wohnung und offizieller Arbeitsstelle daraus wurde. Ein Umwandlung dieser Art hätte aber mitten im kriminellen Bereich gelegen und aus dem wollte man sich unbedingt heraushalten.

Schon mehrfach habe ich die Tatsache angesprochen, dass wir – Bauherrin und Bauherr – eigentlich vor lauter Angst ständig schlaflose Nächte hätten durchmachen müssen. Aus Angst vor einem Zusammenstoß mit gesetzlichen Bestimmungen. Dem Crash waren wir durch gekonnte Slalomfahrt und mit viel Glück immer wieder ausgewichen. Ein schwerer Arbeitsunfall eines freien Mitarbeiters hätte mitten auf der Slalompiste zum Sturz geführt.

Mein Glück im Unglück bestand nun darin, dass alle Unfälle mit anschließender vorübergehender Arbeitsunfähigkeit meiner Person zugeordnet wurden.

Das begann am 11. April 1970 mit den schon beschriebenen Rippenbrüchen, die ich mir beim ersten Einsatz zur Gewinnung von Ziegelsteinen zuzog. Wer sich nicht mehr daran erinnert, der möge im Kapitel 2 unter „Ziegelsteine“ nachlesen.

Mein zweiter Unfall kam meinem Arbeitgeber aus ganz und gar seltsamen Gründen sogar recht gelegen. Der

Institutsdirektor durfte damals noch Wert darauf legen, dass möglichst viele seiner Mitarbeiter auf internationalen Fachkongressen mit Vorträgen in Erscheinungen traten. Gemeint sind hier Kongresse mit Teilnehmern aus allen Ländern der ganzen Welt. Wenig später fuhren dann nur noch fach- und sprachunkundige Nomenklaturkader zu solchen Kongressen.

Für den 8. September 1970 war aber meine Abreise nach Leningrad geplant, und mein Vortrag war wohl etwas zu spät zur Zensur an das zuständige Ministerium eingereicht worden. Das Ministerium traf kurz vor dem Abreisetermin die Entscheidung, dass die Freigabe meines Vortrages der Preisgabe technisch-wirtschaftlicher Geheimnisse an den Klassenfeind gleichzusetzen gewesen wäre. Ein horrender Blödsinn. Irgendein Sesselpaper in dem Ministerium wollte unserem Direktor indirekt eine Rüge erteilen. Mein Direktor saß in der Klemme. Einem weltinternationalen Gremium waren Titel und Name des Autors gemeldet und sogar eine Kurzfassung übermittelt worden. Den Vortrag mit Angabe des tatsächlichen Grundes zurückziehen wäre einer Katastrophe gleichgekommen, Mein Chef suchte noch nach einer plausiblen Begründung - da fiel mir ein Ziegelstein aus so großer Höhe und in so spitzer Position auf meinen schlecht beschuhten rechten Fuß, dass der kleine Zeh wie ein Luftballon anschwell. Röntgenbefund: Fraktur.

Der Unfall ereignete sich am Sonntag, dem 5. September 1970. Als ich gleich nach der Erstversorgung dem Direktor telefonisch meine Arbeits- und Reiseunfähigkeit meldete, brach der in ein erlösendes, ungehemmtes Lachen aus. Als er sich wieder gefangen hatte, sagte er:

„Das hast du gut hingekriegt. Hast du wohl absichtlich gemacht, um mir aus der Klemme zu helfen.“

Er konnte nun wahrheitsgemäß nach oben und an den Veranstalter des Kongresses Berichten, dass der Vortrag wegen plötzlicher Krankheit des Verfassers zurückgezogen werden muss.

Mein Pech war sein Glück. Mein Pech war aber, aus der großen Sicht von oben gesehen, auch wieder mein Glück. Der **fällige** Arbeitsunfall ging auf mein Konto, die Mitarbeiter blieben davon verschont.

Ende Oktober 1970 war das Kellergeschoss soweit fertiggestellt, das man in dessen Räumen gegen Witterungsunbilden geschützt werkeln konnte. Lothar bot wieder eine Hilfe an:

„Auf dem Hochschulgelände soll ein leergezogenes Haus in den nächsten Tagen abgebrochen werden. In einer Wohnung im dritten Stock steht noch ein prima erhaltener transportabler Kachelofen. Den könntest du doch über Winter im Keller an den Heizungsschornstein anhängen und dir beim Werkeln eine warme Bude machen.“

Das war kein schlechter Vorschlag, nur grauste mir vor dem Transport drei Treppen herunter.

Da war Lothar sehr zuversichtlich. Er meinte:

„Kein Problem! Den nehmen wir auf eine Sackkarre. Dann zwei Mann unten an der Last und ein Mann oben an den Karrenholmen. Da kann man Stufe für Stufe schön langsam nach unten trudeln.“

Er hatte mich überzeugt. Die Sackkarre wurde beschafft, unser stärkster Mann – Horst – engagiert, und los ging's. Oben an den Holmen der Sackkarre wurde mir der Platz angewiesen da er nach Meinung der Fachleute für Schwertransport den geringsten Kraftaufwand erforderte. Davon ließ ich mich überzeugen. Der Ofen wurde auf die Sackkarre gehievt, aus der Wohnung ins Treppenhaus gerollt, und dann hatten die beiden Unterleute das Gewicht der Ladung unterschätzt. Die Sackkarre stürzte ungebremst über zwei Stufen nach unten, und der Aufsetzbügel am rechten Holm knallte mit voller Wucht auf meinen rechten großen Zeh.

„Wie schön wenn der Schmerz nachlässt“ lautet so ein dummer Alltagsspruch. Es wäre so schön gewesen, er ließ aber nicht nach. Der Transport musste zu Ende gebracht werden, und das dauerte so gut eineinhalb Stunden. Ehe ich zu Hause den Schuh ausziehen und den geschwollenen Zeh in kaltes Wasser halten konnte, waren sicher mehr als 2 Stunden nach dem Unglück vergangen. Es wurde eine grausige Nacht. Ich überstand sie ohne Schmerztabletten. Nie hätte ich gedacht, dass ein großer Zeh solche Ausmaße annehmen kann, ohne zu platzen. Es wäre besser gewesen, er wäre geplatzt, so meinte wenigsten am nächsten Tag der konsultierte Mediziner.

„Dieses war der dritte Streich, doch der vierte folgt sogleich.“ So steht es bei Busch, aber mit dem „sogleich“ stimmte es nicht so ganz. Der eigentliche Paukenschlag kam erst am 17. Juli 1971.

Das Dach unseres Hauses sollte eine gegen atmosphärische Einflüsse besonders widerstandsfähige Deckschicht erhalten. Eine Bitumenemulsion, mit der ich im Rahmen einer Forschungsarbeit im Institut experimentierte, sollte im Gemisch mit feinem Sand diese Forderung erfüllen. Die Mischung wurde im Mörtelmischer hergestellt und musste eimerweise aufs Dach gehievt werden. Den dazu erforderlichen Handaufzug baute ich eigenhändig zusammen. Die Umlenkrolle, ein schweres gusseisernes Gerät, stellte mir ein Dachdecker aus Dodendorf zur Verfügung.

Das Auftragen der Mischung und die Herstellung einer gleichmäßig dicken und oberflächlich glatten Schicht übernahmen die Maurer. Horst und Harald bedienten den Mischer. An mir blieb die Aufgabe hängen, die im gefüllten Zustand ungefähr 30 kg schweren Eimer am Seil nach oben zu ziehen. Da ich bei dieser Tätigkeit

periodisch immer wieder unter der schwebenden Last stand, trug ich vorschriftsmäßig einen Schutzhelm. Es war ein heißer Tag. Der Schweiß lief mir unter dem Helm hervor über die Augenbrauen in die Augen. Im Zusammenwirken mit der körperlichen Anstrengung war das überhaupt kein Vergnügen. Es war schon später Nachmittag als von oben die Meldung kam:

„Wir brauchen nur noch zwei Eimer.“

In der kurzen Pause vor dem Aufziehen des letzten Eimers setzte ich den Schutzhelm ab und trocknete mir mit dem Taschentuch das Gesicht. Als dann der Ruf kam, „nun den letzten Eimer“, vergaß ich, den Helm aufzusetzen. In der Gewissheit, dass nun die Schinderei zu Ende sein würde, legte ich mich noch einmal mit Schwung „in die Siele“ und ... kam aus dem Staunen nicht raus. Der volle Eimer, den ich oben auf dem Dach währte, knallte mir vor die Füße, und die Spannung aus dem Seil war weg. Ich muss wohl einige Sekunden gebraucht haben, um mir den Grund für diese seltsame Erscheinung klar zu machen. Reflexartig wurde dieser Denkprozess von einer wischenden Handbewegung über das Genick begleitet. Und da musste ich schon wieder denken, nun in einer ganz anderen Richtung:

„Warum ist das im Genick so warm?“

Nachdem sich die Hand wieder in mein Blickfeld zurück bewegt hatte:

„Wieso ist die denn so rot?“

Die Antwort auf die mir selbst gestellte Frage erhielt ich von Werner, der den Eimer oben hatte in Empfang nehmen wollen:

„Mensch, Claus, du blutest ja wie ein Schwein!“

Wieso blutete ich am Hinterkopf? Unverständlich. Da hatte es keinen Schlag gegeben und auch nicht den geringsten Schmerz. Es verging einige Zeit, ehe ich das soeben erlebte Wunder begriff. Der Eimer stand vor mir, die wenigstens 10 Kilogramm schwere Dachdeckerrolle lag hinter mir am Boden. Ich stand also zwischen zwei schweren kantigen Gegenständen die mir beim Fall aus 3-4 Meter Höhe den Kopf zertrümmert oder das Genick gebrochen hätten, wären sie nur wenige Zentimeter von der tatsächlichen Sturzbahn abgewichen.

Die Rolle hatte meinen Hinterkopf nur „sacht“ gestreift und mir eine Wunde verpasst die nach Nadel und Faden des Chirurgen rief. Der wurde aufgesucht, und damit war der Fall physisch erledigt. Psychisch war er das nicht. Immer wieder ging mir durch den Kopf, dass ich an diesem Tag dem Sensenmann nur ganz knapp „von der Schippe gehuppt“ war.

Ganz intensiv dachte ich wieder an die Zigeunerin, die mir 1944 im tiefsten Russland geweissagt hatte:

„Du wirst in deinem Leben viel Glück haben. Da ist aber ein kleiner Haken dran. Es wird häufig die Rettung aus kritischen Situationen sein.“

Wie recht sie hatte.

Eine sehr bekannte russische Astrologin hat in den achtziger Jahren, ohne mich je gesehen oder gesprochen zu haben, mein Horoskop erstellt. Eine der markantesten Aussagen ihres Textes lautete: **„Sie haben wenigsten drei, wahrscheinlich aber noch mehr Schutzengel.“**

Wie recht auch sie hatte.

Damit war's genug. Von meiner Schutzengelbrigade wurden alle Betriebsunfälle der Bauzeit auf mich abgelenkt und durch rechtzeitiges Zugreifen immer so weit abgemildert, dass ich keine bleibenden Schäden davon trug. Ich habe einen Grund, dankbar zu sein.

9. An der Grenze und jenseits der Legalität

Allgemeine Betrachtungen

Einem heutigen Bundesbürger, der 40 Jahre DDR durchlebt hat, sollte es nach mehr als 10 Jahren deutscher Einheit gestattet sein, auch als Laie vergleichende Betrachtungen über Recht und Gesetz in den beiden Teilen Deutschlands anzustellen. Dabei stoße ich immer wieder auf die Erkenntnis, dass die Deutschen bemüht sind, Perfektionisten zu sein, koste es was es wolle. Und eine besondere Stufe der Perfektion ist der nach Einvernahme der Neuen Länder auf ganz Deutschland ausgedehnten Bundesrepublik zu eigen. Es muss alles von Staatswegen reguliert und geordnet sein. Wann jemand die Straße zu fegen hat, wann, wie und wo er den von seinem Hund gesetzten Haufen zu entfernen hat, welchen Baum er fällen darf und welchen nicht, und so viele viele Banalitäten des täglichen Lebens mehr – alles ist in Gesetzen, Verordnungen, Anordnungen und Satzungen bis ins kleinste Detail festgelegt. In dieser Beziehung erscheint die Bundesrepublik Deutschland der vergangenen DDR überlegen. Es werden viel mehr Beamte dafür bezahlt, dass sie sich neue Bestimmungen und Ordnungen ausdenken und mit den dazu gehörigen, für den einfachen Bürger unverständlichen Texten dicke Bücher füllen.

Nun scheint mir aber, dass die Summe der Bestimmungen in den vor der Vereinigung existierenden beiden deutschen Staaten etwa gleich groß war. Nur die Schwerpunkte wurden unterschiedlich gesetzt. Das Straßefegen und Hundehaufenbeseitigen beschäftigte den Gesetzgeber in der DDR weniger als die politisch-weltanschauliche Disziplinierung der Bürger im Prozess des Aufbaues der sozialistischen Gesellschaftsordnung. Auch in der DDR war es unmöglich, alle geltenden Bestimmungen mit momentaner

Gesetzeskraft zu kennen. Die Beherrschung aller Regularien war hier zudem oft durch eine unglaublich kurze Lebensdauer derselben erschwert. Änderungen eines Paragraphen konnten – durch Richtungswechsel in der politischen Grundlinie bedingt – die ursprüngliche Aussage ins Gegenteil verkehren. Die in den vorangegangenen Kapiteln behandelten Auswüchse solch ungebremsster und chaotischer Regulierung zeugen von den schlimmen Folgen für den „kleinen Mann“.

So gab es denn „dritte Änderungen zur ersten Änderung des geänderten Gesetzes XXX.“ Das Gesetzemacher war zu einer verheerenden und vom Menschen nicht mehr steuerbaren Naturkraft geworden. Das **wöchentlich erscheinende Gesetzblatt der DDR** nahm von Jahr zu Jahr an Umfang zu. In einer Beziehung gleichen sich die betrachteten Rechtsordnungen aber wie ein Ei dem anderen – **der völlig ungenügenden Kontrolle der Einhaltung der Bestimmungen**. Das ist sehr menschlich, denn am Schreibtisch sitzen und sich neue Belästigungen des Bürgers in Form von Bestimmungen aus dem Kopf pressen ist eine viel angenehmere Beschäftigung als draußen auf der Straße Jagd nach Gesetzesbrechern zu machen. Zum verdienten Ausgleich gehören die Gesetzemacher durchweg einer viel höheren Gehaltsgruppe an als die Kontrolleure der Gesetzes-Einhaltung.

Nun hatte die DDR zur Jagd auf die Widertäufer, Ketzer und Ungläubigen im System des real existierenden Sozialismus ein mit Geldmitteln hoch dotiertes und personell luxuriös ausgestattetes Ministerium für Staatssicherheit. Dagegen fehlte ihr systembedingt der natürliche Wirkungsfaktor gegen eine spezielle Kategorie von Eigentumsdelikten, - das Privateigentum an den Produktionsmitteln. Der private Eigentümer, z.B. als Geschäftsführer, einer Firma, achtet im ureigensten Interesse ständig darauf, dass er nicht beklaut wird. Vielleicht klaut er selbst auch, muss dabei aber den Nächsthöheren (sofern vorhanden) austricksen. Im Sozialismus dagegen beteiligten sich leitende Funktionäre aller Ebenen an der sogenannten „Aneignung gesellschaftlichen Eigentums“. Dabei gab es kein materielles Interesse daran, den Nachbarn, Untergebenen oder Vorgesetzten an der Ausübung dieser Tätigkeit zu hindern.

Unter Einsatz intelligenter krimineller Energie wird auch in der heute bei uns existierenden „sozialen“ Marktwirtschaft organisiert geklaut. Die Aktivisten dieser Berufssparte sind sich aber der Gefahr eines Zugriffs der Staatsanwaltschaft voll bewusst. Außerdem handelt es sich bei den Aktivisten dieser Sparte um eine Minderheit von Außenseitern der Gesellschaft.

Ganz anders in der DDR! Hier war das Anzapfen des gesellschaftlichen Eigentums zum eigenen Nutzen eine **Massenbewegung**, deren Mitglieder sich aus allen Schichten der Gesellschaft rekrutierten. Minister und Parteisekretäre waren nicht ausgenommen, sie betrieben das Anzapfen nur auf eine elegantere Tour als die einfachen Werk tätigen. Keiner der Mitwirkenden hätte sich selbst als Dieb bezeichnen lassen. Er hätte diese Kategorisierung als schwere Beleidigung aufgefasst. „Organisieren“ war der landläufige Terminus für den Prozess solchen Besitzererbs, und die Ausführenden waren demzufolge keine Diebe, sondern „Organisatoren“. Logisch ?

Die Kripo, die Staatsanwaltschaft und die Finanzbehörden waren denn auch wenig bemüht, in das feine Geflecht dieses „Organisierens“ einzudringen. Die Summe des dadurch angerichteten volkswirtschaftlichen Schadens war aber gewaltig weil aus Millionen von einzelnen Straftatbeständen resultierend. Die Ermittlung und Verfolgung hätte aber in den meisten Einzelfällen ein Vielfaches dessen gekostet, was durch die Strafverfolgung an Schadens hätte abgewendet werden können. Ein echtes Dilemma!

Schlecht erging es nur demjenigen, der von einem neidischen oder böartigen Nachbarn oder einem sonstigen übereifrigen Bürger bei der Polizei oder der Staatsanwaltschaft wegen eines – möglicherweise nur angenommenen – Eigentumsdelikts angezeigt wurde. Da setzte sich zwangsläufig eine Maschinerie in Bewegung, die selbst von gut meinenden Amtsträgern dieses Apparats kaum mehr angehalten werden konnte. Im 3. Kapitel (Ziegelsteine) habe ich über ein selbst erlebtes Beispiel berichtet. Da hatten Bauarbeiter zwei Säcke noch brauchbaren Mörtelkalks beim Beräumen einer Baustelle nicht zur Nutzung sichergestellt, sondern mit dem Bulldozer Erde darüber geschoben. Die Ermittlungen der Kripo richteten sich nicht auf die Schlampigkeit, mit der volkseigene Werte vernichtet wurden, sondern gegen den Privatmann, der sich den Kalk wieder ausgebuddelt hatte. Kein Mensch hätte sich um den Verlust von zwei Säcken Kalk gekümmert, wären da nicht der Ausbuddeler und der unbeteiligte Beobachter gewesen. Den Täter kostete der Erwerb dieses Baustoffes langwierige Vernehmungen und schließlich eine saftige Geldstrafe.

In der Sowjetunion, dem ersten sozialistischen Staat der Welt, hat man versucht, die Bewegung des „Umrubelns“ von einer zur anderen Eigentumsform durch drastische Strafmaße und das Statuieren von harten Exempeln zu bremsen. Auf „Entfremdung sozialistischen Eigentums“ (so lautete dort die offizielle Bezeichnung) stand dort während der ersten Nachkriegsjahre ein Mindeststrafmaß von 5 Jahren Arbeitslager. Auch das hat nichts genützt. Im Jahre 1947 erklärte mir, einem deutschen Kriegsgefangenen, ein alter Herr russischer Nationalität, die Sachlage folgendermaßen:

„Wenn bei uns einer einen Kohlkopf klaut, bekommt er 5 Jahre Knast.

Wenn einer einen Korb voller Kohlköpfe klaut, haut man ihm 25 Jahre drauf.

Wenn aber einer einen ganzen Güterzug mit Kohl beladen verschiebt, der wird Direktor!“

Am sichersten klaut (auch bei uns) derjenige, der über schlagkräftige Beweise von Veruntreuungen oder

Klauereien möglichst hoher Vorgesetzter verfügte. Für diese Sammlung von Beweisen gibt es im Russischen sogar ein Fachwort (terminus technicus): **KOMPROMAT** – die abgekürzte Zusammenfassung von „**kompromittierendes Material**.“

Ich selbst habe in meiner deutschen Berufspraxis in den sechziger Jahren zwei Fälle erlebt, wo die Staatsanwaltschaft der DDR gegen Direktoren volkseigener Betriebe Ermittlungsverfahren wegen Veruntreuung eingeleitet hatte. In die Ermittlungen mussten – als Folge der Vorlage von **Kompromaten** - Vertreter immer höherer Leitungsebenen einbezogen werden, da die Zielpersonen der Ermittlung immer noch etwas über Verfehlungen ihrer Vorgesetzten wussten und das natürlich zu Protokoll gaben. Rechtzeitig vor dem Erreichung allerhöchster Ebenen wurde das Verfahren an den Generalstaatsanwalt der DDR übertragen, und der stellte es ein. Die Subjekte der Ermittlungen wurden versetzt. Sie erhielten gleichwertige Posten in anderen Betrieben. Eine Decke des Schweigens wurde über den Vorgang gebreitet. Bei der Aufklärung von Schwarzgeld- und Schmiergeldpraktiken handelt man heute ähnlich.

Auch ich war ein „Organisator“ dieser Art. Ich bekenne mich dazu, nachdem mir die Verjährung kleinkrimineller Tatbestände aus der DDR der Jahre 1970-1972 juristisch wasserdicht versichert wurde. Ob die Grenze der Kleinkriminalität (einschließlich Steuerhinterziehung) überschritten wurde, möge der Leser selbst beurteilen.

Auf dem Gebiet der Sammlung von **Kompromaten** war ich unfähiger als ein Krippenkind. Mein Glück – ich kam nie in die Verlegenheit so etwas zu benötigen. Angesichts der nachstehend aufgelisteten Verfehlungen ist das auch als eine „Errettung aus kritischer Situation“ zu werten. Wie gut doch die weissagende Zigeunerin im Jahre 1944 über meine Zukunft informiert war!

Mit dem Grundstückskauf fing es an

Für den Kauf und Verkauf von Immobilien galten in der DDR die eingefrorenen Preise der Vorkriegszeit. Das war gesetzlich fixiert. Die Wertvorstellungen der Bürger – ausgedrückt in Mark der DDR – hatten sich aber von den Vorkriegspreisen in Reichsmark sehr weit nach oben entfernt. So gab es zwei stark voneinander abweichende Preisebenen, die bei Baugrundstücken das Verhältnis 1:10 erreichen konnten..

Offiziell, d.h. in allen Dokumenten des Grundstückerwerbs durfte nur der amtliche 38er Preis genannt werden. Die Differenz zwischen diesem und der tatsächlich mit dem Verkäufer ausgehandelten Kaufsumme wurde ohne Anfertigung von Dokumenten in Bar übergeben. Das war nach geltendem Recht ein schwerer Preisverstoß. Der konnte vom Gericht mit Einziehung der Kaufsumme sowie des Vertragsgegenstandes – z.B. des Grundstückes bestraft werden.

Nun weise aber jemand nach, dass dem Verkäufer in sachlichem Zusammenhang mit der Verkaufshandlung einige Tausendmarkscheine in die Hand gedrückt worden waren. Es mussten sich die Handelspartner schon furchtbar dämlich benehmen, um den Ermittlungsinstanzen entsprechendes Beweismaterial in die Hände zu geben.

In den Jahren der „schäumenden Gärung“ des jungen Staates DDR machte es sich die Justiz sehr einfach. Nicht nur bei Wirtschaftsvergehen galt der Grundsatz: „**Auf Verdacht schuldig!**“ Anfang der 70er Jahre war die Sturm-und-Drang-Zeit so gut wie überwunden. Ungesetzlichkeiten seitens der Ordnungshüter fanden nur noch gegenüber politischen Straftätern statt. An dem aufwendigen „Klein-Klein“ der Beweissicherung bei gewöhnlicher Kleinkriminalität hatten die zuständigen Organe jedoch keine Freude, und verhielten sich diesen Straftatbeständen eher nach dem Vorbild der drei Affen: „**Nichts sehen, nichts hören, nichts sagen!**“

Vor allem in dieser Laxheit gegenüber bestimmten Kategorien von Gesetzesverstößen sehe ich den Grund dafür, dass Hunderttausende DDR-Bürger mit schönster Regelmäßigkeit Preisverstöße begingen, und dass das Unrechtsbewusstsein auf diesem Sektor allmählich eintrocknete.

Der Einzug der illegalen Kaufsumme für das Grundstück zuzüglich einer Geldstrafe und der Gerichtskosten hätte uns einen finanziellen Schaden von mindestens

12.000,- Mark der DDR

eingebracht.

Hier sei noch ein Beweis dafür angeführt, dass vor solchen Preisverstößen auch Funktionäre höherer Leitungsebenen der DDR nicht halt machten. Aus hier nicht zu analysierenden Gründen musste das Haus später verkauft werden. Der amtlich geschätzte Wert betrug ca. 40.000 Mark. Unsere Forderung an den Käufer umfasste: 2 Wohnungen und eine Garage plus ein Betrag erheblich über dem offiziellen Limit. Es fand sich ein Käufer, der alle Forderungen erfüllen konnte. Er hatte die Machtfülle eines Generaldirektors. Von einem Preisverstoß wurde überhaupt nicht gesprochen. Zudem waren sowohl die zweite Wohnung als auch die Garage nur einem Angehörigen dieser Ebene der Macht als „Handelsware“ zugänglich.

Der Autotausch

Dieses Thema wurde bereits im 5. Kapitel ausführlich behandelt. Nur der Vollständigkeit halber soll hier eine Schätzung des Verlustes vorgenommen werden, der uns bei Aufdeckung dieser Transaktion durch die Ermittlungsbehörden hätte entstehen können. Es gab Berichte über staatsanwaltlich behandelte spektakuläre Einzelfälle. Da wurden das Geld und die Ware konfisziert. Wir hätten folglich den „Trabant“ und die 10.000 Mark nicht bekommen, und der „Wartburg“ wäre auch weg gewesen. Vom Gesetzgeber angedrohter Gesamtverlust ungefähr

20.000,- Mark der DDR

Delikt: Preisverstoß

Eine professionelle private Autohandelsorganisation erlebte ich einige Jahre vor Beginn des Hausbaues. Irgendwo im Bekanntenkreis hatte ich geäußert, dass wir in Bälde einen neuen PKW geliefert bekommen, und dass der immerhin 8 Jahre alte Vorgänger zum Verkauf ansteht. Bezugnehmend auf diese ihm von werweisswo zugetragenen Information besuchte uns ein seriös sich gebender fremder Mann als Bewerber für eine Kaufoption. Er schaute sich den Wartburg Camping an, ließ sich unsere Preisvorstellung sagen und fand den Preis akzeptabel. Er bat darum, dass wir ihm den Termin des Besitzwechsels wenigstens 3 Tage im Voraus bekannt geben möchten, und dass wir ihm gleichzeitig den Taxpreis laut Urkunde der Kraftfahrzeugtechnischen Anstalt (KTA) nennen sollten.

Der große Tag der Lieferung eines neuen Wartburg Camping kam heran. Datum und Uhrzeit der Übergabe des Altwagens wurden vereinbart. Etwa eine halbe Stunde vor der angesetzten Zeit klingelte es an der Wohnungstür. Da stand ein uns völlig unbekannter Mann und meinte nur: „Ich soll Ihnen den Brief hier aushändigen.“

Er verschwand sofort wieder. Wir öffneten den Umschlag, und was fanden wir darin?

Die Differenz zwischen dem Taxpreis und unseren realen Preisvorstellungen in Höhe von rund 5000,- Mark (in Worten: fünftausend). Es waren nur die Geldscheine! Keine Adresse auf dem Umschlag, keine Mitteilung, und es wurde keine Quittung verlangt. Unglaublich, war das einzige Urteil das uns im Augenblick einfiel. Pünktlich zum vereinbarten Termin erschien eine Gruppe von 3 uns wiederum völlig unbekanntem Männern. Einer davon wurde uns als Käufer vorgestellt, die beiden anderen gaben sich als eine Art Fachberater aus. Der Wartburg wurde gemeinsam besichtigt und für gut befunden. Danach begaben wir uns wieder in die Wohnung. Dort wurde der von uns schon aufgesetzte Vertrag über den Verkauf des Fahrzeuges zum amtlichen Taxpreis gelesen und unterschrieben. Der Käufer schrieb einen Scheck über den Taxpreis aus und fuhr mit unserer „alten Krücke“ davon. Die beiden anderen Herren stiegen in ihren PKW, und wir haben sie nie wieder gesehen.

Später erfuhr ich, dass uns ein sehr guter Bekannter an die Händler empfohlen und für unsere Seriosität sozusagen gebürgt hatte. Wie groß war doch das Vertrauen unter den Menschen zu dieser Zeit!

Schaumpolystyrol

Im 3. Kapitel wurde dieses Thema ausführlich behandelt. Die Beschaffung dieses Engpassmaterials war kein kriminelles Delikt nach den Paragraphen des Strafgesetzbuches der DDR. Wirtschaftlich gesehen wurde durch meinen Beschaffungstrick niemand geschädigt. Die Rechnung war bezahlt, und kein Buchhalter oder Ökonom hätte einen Grund gehabt, ein Wirtschaftsvergehen zu vermuten. Dennoch war der Tatbestand viel schwerwiegender als ein Diebstahl. Wegen Schwächung der Verteidigungsbereitschaft der DDR ins Fadenkreuz gezielter Ermittlungen zu kommen, wäre auf eine Katastrophe schlimmsten Ausmaßes hinaus gelaufen. Im Rahmen der Untersuchung einer politischen Verfehlung hätten die Ermittler das gesamte Umfeld abgeklopft und wären zweifellos unseren sonstigen Verfehlungen auf den Grund gekommen. In einer denkbaren Anklageschrift hätte dann unter anderem gestanden:

„.....der Angeklagte hat durch gezielte subversive Tätigkeiten nicht nur die Verteidigungsbereitschaft der DDR beeinträchtigt, sondern durch zahlreiche Vergehen gegen das sozialistische Eigentum versucht, den Aufbau der sozialistischen Gesellschaftsordnung in der DDR zu untergraben...Er ist ein politischer Schädling und gleichzeitig ein Krimineller.“

Erschwerend wäre vom Gericht bewertet worden, dass ich 1952 als Parteifeind aus der SED ausgeschlossen worden war und „es verstanden hatte, meine subversive Tätigkeit über einen Zeitraum von 20 Jahren erfolgreich zu tarnen.“

Die Beschaffungsaktion war geschickt eingefädelt und hob sich vom Hintergrund der massenhaften Beschaffungsdelikte überhaupt nicht ab. Dennoch, jede Abweichung von den Rechtsnormen lässt sich aufdecken, wenn nur intensiv genug danach gesucht wird. Die Suche fand nicht statt, wir hatten Glück. Der Aufhänger des „Damoklesschwertes“ hielt die Belastung aus, aber es pendelte auch dann noch über unseren Häuptern, als die Aufnahme unseres Bauvorhabens in den Plan betrieben wurde.

Was mich bewegt hat, im Entwurf des Empfehlungsschreibens (siehe Seite) die „isoliertechnischen und –

technologischen Lösungen“ in den Vordergrund zu stellen, ist mir nicht mehr gegenwärtig. War ich mir so sicher, dass niemand nach dem Woher des verwendeten Dämm- oder Isolierstoffes fragen würde? Habe ich mir überlegt, dass damit „schlafende Hunde geweckt“ werden konnten? Ich glaube nicht. Die Abzweigung des Schaumpolystyrols „à conto Landesverteidigungsobjekt“ lag doch nur wenig mehr als ein Jahr zurück, und da zeige ich mit dem langen Zeigefinger auf die wundeste Stelle meines Bauvorhabens. In der Rückschau kann ich mein Vorgehen nur noch als frech, dummfrech oder überheblich bezeichnen. Meine Schutzengel haben mir noch einmal verziehen.

Ein in Mark und Pfennig zu bewertender Schaden entstand nicht.

Delikt: Entfremdung strategisch wichtiger Materialien zum Schaden der Verteidigungsbereitschaft der DDR.

Transporte

Es gab zu DDR-Zeiten in den größeren Städten Filialen des VEB Gütertaxi. Dort konnte man Fahrzeuge mit Fahrer zum Transport von Stückgütern bis etwa 5 Tonnen pro Ladung mieten. Der Preis war nicht besonders hoch. Wesentliche Nachteile entstanden aber daraus, dass zwischen dem Angebot und dem Bedarf an Fahrzeugen ein extremes Missverhältnis bestand. Kurzfristig eine Gütertaxi zu chartern, das gelang nur in seltenen Ausnahmefällen. Außerdem fehlten dem VEB Gütertaxi die Fahrzeuge zum Transport von Massengütern – die Kipper.

Die sind es aber, ohne die man vor allem in der Anfangsphase eines Hausbaues nicht auskommt. Im ersten Jahr unserer Bautätigkeit – 1970 – war in Magdeburg eine auffällige Großzügigkeit der Leitungsorgane gegenüber gewissen Disziplinlosigkeiten der LKW-Fahrer zu beobachten. Stellte man sich an den Straßenrand und winkte heranfahrenden LKW's zu, dann hielten diejenigen Fahrer an, die zu einer Fahrt „nach links“ bereit waren. Und das war meiner Schätzung nach mindestens ein Drittel aller Verkehrsteilnehmer dieser Branche. Sämtliche Ziegelsteintransporte liefen über diese Schiene. Rund 30.000 Ziegelsteine wurden zur Baustelle gebracht, wobei die „lose“ Verladung der ungeputzten Steine die Menge auf maximal 1500 Steine pro Ladung begrenzte. Es müssen also mindestens 20 Fahrten von Stadtmitte zum Emdener Weg stattgefunden haben. Entfernung per Straße hin und zurück im Schnitt 20 Kilometer. Summe 400 Kilometer. Dazu jeweils eine Stunde Standzeit für Be- und Entladung. Das sind rund

1000,- Mark à conto VEB

Delikt: Veruntreuung seitens der Fahrer; eine Art Hehlerei von unserer Seite.

Sämtliche Sand- und Kiestransporte liefen über eine der wenigen privaten Autotransportfirmen Magdeburgs. Wenn uns diese Firma während der gesamten Bauzeit sehr termintreu mit Sand und Kies versorgt hat, dann nur wegen der Zahlungsweise. Nur von einem Privatmann konnte der Unternehmer erwarten, dass bar auf die Hand bezahlt und keine Quittung verlangt wurde. Das Risiko lag allein bei uns. Wir hätten Probleme bekommen, wenn wir hätten nachweisen müssen, wie diese Massengüter auf die Baustelle gekommen sind. Der Privatunternehmer selbst erhielt aus diesem Geschäft keinen unmittelbaren materiellen Nutzen. Der „Nebenverdienst“ kam nur dem Fahrer zu gute. Ihm verschaffte der Chef solche Einnahmen, um ihn in der Firma zu halten. In einem VEB hätte der Fahrer nach geltenden Tarifen einen merklich höheren Lohn erhalten. Die staatlicherseits für Privatbetriebe festgelegten Lohntarife waren sehr niedrig und darauf berechnet, den privaten Sektor der Wirtschaft personell auszutrocknen. Der Unternehmer musste also zum Tariflohn entweder aus dem versteuerten Gewinn etwas zuschießen oder den Mitarbeitern mit illegalen Winkelzügen einige Nebeneinkünfte gewähren. Geschädigt wurde der Fiskus durch Steuerhinterziehung.

Auf dieses Konto kamen etwa 15 Fahrten von Magdeburg-Salbke und Gommern zur Baustelle mit einer Gesamtstrecke von rund 600 Kilometer. Der dem Fiskus entstehende Schaden ist schwer zu quantifizieren. Pro Fahrt zahlten wir 30 Mark (Summe 450 Mark). Bei Rechnungslegung nach geltenden Preisvorschriften wären pro Kilometer Fahrtstrecke 2 Mark zu entrichten gewesen (1200 Mark). Etwa ein Drittel dieser Einnahme wäre in Form von Steuern in den Staatshaushalt geflossen, d.h.

ca. 400,- Mark Steuerverlust

Delikt: Steuerhinterziehung seitens des Unternehmers; Begünstigung und Nichtanzeige einer Wirtschaftsstraftat auf der Seite des Bauherren..

Von den Fuhren des Sand- und Kiestransporteurs waren wenigstens die Hälfte sogenannte „Linkstouren“, d.h. neben der „linken“ Beförderung war auch das beförderte Gut nicht legal erworben. Die kontrollierenden und kassierenden Personen in den Sand- und Kiesgruben waren auch keine Engel. Angebote von Geld auf die Hand bekamen sie nur dann, wenn der Endabnehmer ein Privatmann war der obendrein keine „Kosten auf die Bücher“ brauchte, um die Steuer niedrig zu halten. Solche Kunden waren

1970/71 besonders rar und dementsprechend jederzeit willkommen. Da ging hin und wieder ein beladener LKW durch die Kontrolle, ohne buchhalterisch erfasst zu werden. Der Kontrolleur erhielt, sagen wir, 50,- Mark, vom Endabnehmer wurden 80,- Mark kassiert und beim Fahrer blieb die Differenz von 30,- Mark. Die Tonne Sand und Kies kostete offiziell etwa 15,- Mark, der volkseigenen Wirtschaft ging somit aus 8 „linken“ Fuhren à 5 Tonnen

ca. **600,- Mark Einnahmen verloren.**

Delikt: Veruntreuung seitens des Kiesgrubenwächters, Hehlerei seitens des Kraftfahrers und
Zumindest Begünstigung der Hehlerei seitens des Bauherrn.

Die im 5. Kapitel behandelte Nutzung des Zwischenlagers zur Ablagerung unseres Aushubes gehört auch zu den im Bauablauf praktizierten Verstößen gegen Recht und Gesetz. Die von uns dort abgekippten etwa 20 Ladungen Erdstoff blieben schließlich bei Beräumung des Zwischenlagers übrig und mussten von dem volkseigenen Baubetrieb zur Kippe transportiert werden. Entfernung zur Kippe an der Berliner Chaussee ca. 10 Kilometer. Fahrstrecke rund 400 Kilometer. Einschließlich der Kippengebühr brachte uns das eine Einsparung von

ca. **1000 Mark**

Da das Ausbaggern der Baugrube nicht 2 Arbeitstage wie geplant, sondern nur einen Arbeitstag dauerte kommen noch mindestens

200,- Mark eingesparte Lohnkosten

dazu.

Delikt: schwer zu definieren. Welchen Paragraphen des Strafgesetzbuches ein Richter auch angewendet hätte, der Schuldspruch wäre an die Adresse des Bauherren gegangen.

Ziegelsteine

Im 3. Kapitel wurde schon angedeutet, dass unsere individuelle bergbauliche Ziegelsteingewinnung einige Zeit lang unmittelbar neben einer Wirkungsstätte des VEB Enttrümmerung stattfand. Die Nachbarn brachen trockene oberirdische Mauern ab. Sie hatten es viel leichter als wir, die wir die nassen Steine aus bis zu 1,80 Meter Tiefe herauf holten. Wir konnten die Nachbarn zu einem Handel überreden. Für jeden auf unser „Bergwerks-Territorium“ herüber geworfenen Ziegelstein gibt es einen Groschen. Hei, wie die Steine da flogen. Die genaue Anzahl ist nicht überliefert. Es waren so um die 5000 Stück.

Diese ca. **500,- Mark**

Fehlten auf jeden Fall in der Kasse des VEB Enttrümmerung.

Delikt: Veruntreuung seitens der Enttrümmerer; Hehlerei auf der Seite des Bauherren.

Von einem Maurer aus Olvenstedt kaufte ich 1000 neuwertige Mauerziegel. Das war ein Gemisch der verschiedensten Qualitäten. Wie ich später erfuhr hatte der Verkäufer die Steine in seiner Aktentasche nach Hause getragen. Jeden Tag 1-2 Stück.

Wert: ca. **200,- Mark**

Delikt: Diebstahl seitens des Verkäufers; Hehlerei seitens des Käufers.

Kalk zur Herstellung von Mauermörtel

Auch dieses Beschaffungsproblem und seine juristisch nicht ganz saubere Lösung war schon Gegenstand der Betrachtungen im 5. Kapitel. Der Verwalter der Karbidschlammgrube beim Magdeburger Azetylenwerk verkaufte mir 2 Ladungen à 6 Kubikmeter dieses bei den Maurern sehr geschätzten Kalkproduktes inklusive Antransport. Bezahlung bar auf die Hand ohne Quittung. Was eine legale Lieferung gekostet hätte, ist mir unbekannt. Zweimal 70,- Mark wurden bezahlt. Schaden für das volkseigene Unternehmen schätzungsweise doppelt so hoch, d.h. rund **300,- Mark**

Delikt: Veruntreuung seitens des Lieferers; Hehlerei seitens des Bauherrn.

Straßenbahnschienen

Der Vorgang ist im 3. Kapitel ausführlich beleuchtet worden. Ungefähr 7 Tonnen auf beste Qualität geprüfte und nach meinen Angaben auf Maß geschnittene Straßenbahnschienen lagen zur Abfuhr bereit. Der Meister der Gleisbaubrigade war für seine Mühen entlohnt worden und kümmerte sich überhaupt nicht mehr um den Vorgang des Abtransports.

Den Schein der Ehrlichkeit während, fuhren wir mit dem leeren Fahrzeug und der ersten Ladung zur VHZ Schrott in der Gröperstraße. Das Ladegewicht (3500 kg) wurde ermittelt und für den „Kernschrott“ fast 500,- Mark auf den Tisch gelegt. Die Quittung wurde als Erwerbsnachweis zur Vorlage bei der Staatlichen Bauaufsicht benötigt.

Wenn ich dem Vorschlag des Kraftfahrers zustimmte, das Wiegen und Bezahlen der zweiten Ladung

auszusparen, dann tat ich das unter Inkaufnahme eines kalkulierbaren Risikos. Ich ging davon aus, dass die üblichen Deckenträger – Doppel-T Nr.16 – sehr viel leichter sind als Straßenbahnschienen, und dass der Prüfer bei der St.B.A. nicht ins Detail gehen und sich auf das in seinem Gedächtnis gespeicherte übliche Gewicht der Trägerlage für ein Einfamilienhaus verlassen würde. Das lag erheblich niedriger als 3500 kg. Meine Annahme erwies sich als richtig. Die 3000 kg Stahlschrott der zweiten Fuhre hat niemand gesucht. Somit fehlte der VHZ Schrott eine Einnahme von
rund **360,- Mark**

Delikt: Hier war ich als Bauherr unmittelbar an der Überführung von Volkseigentum in Privateigentum beteiligt. Ein mir nicht besonders wohlgesinnter Richter hätte sicher den Tatbestand des Diebstahls festgestellt.

Zement

Auch über den direkt vom Zementwerk Nienburg gelieferten Zement wurde im 5. Kapitel schon ein Bericht gegeben. Soweit ich mich erinnere erhielten wir aus dieser Quelle zwei Lieferungen à 100 Sack Zement. Zuzüglich 200 km LKW-Fahrt, sowie Beladen und Entladen entgingen der volkseigenen Wirtschaft
rund **1000,- Mark**

Delikt: Veruntreuung seitens der Mitarbeiter des Zementwerkes; Hehlerei seitens des Bauherrn

Werkzeug

In den vorhergehenden Kapiteln hatte ich mehrfach die Tatsache gewürdigt, dass von unserer Baustelle nichts, aber auch gar nichts, entwendet wurde. Unsere Wuchter wurden – berechtigt oder unberechtigt – von Kennern der Szene als Kleinkriminelle gebrandmarkt. Wir waren aber nie das Ziel ihrer Eigentumsdelikte. Wenn solche Tatbestände während unseres Baues auftraten, dann nur **zu unseren Gunsten!** Eines Samstag Morgens kamen unsere drei Helfer – Horst, Harald und Kurti – mit allerlei Tiefbauwerkzeug anmarschiert. Horst erläuterte:

„Wir haben in der Firma eine ganze Ladung neues Werkzeug gekriegt. Das mussten wir mit **EK** (Ernst König) kennzeichnen. Hat keiner gemerkt, dass wir ein paar Sachen unterm Bauwagen zugewühlt haben. Na, und die ha'm wir mitgebracht.“

Da meldeten sich in meinem Inneren zwei Stimmen: die des ehrbaren Bürgers und die des dankbaren Bauherren. Die letztere war lauter! Sollte ich den treuen Helfern sagen:

„*Seid ihr verrückt, mir Diebesgut anzuschleppen?*“

Für solche Kritik hätten die sowieso kein Verständnis gehabt und mich für ein Wenig bekloppt gehalten. Das hätte meinem guten Ruf auf der Baustelle geschadet, und das wollte ich auf keinen Fall. Musste ich doch für meine Mitarbeiter einen Rest des Ansehens als Respektsperson erhalten.

Drei Schaufeln, zwei Spaten, zwei Spitzhacken und eine Brechstange bildeten den unerwarteten Zugang zum Werkzeugfundus unserer Baustelle.

Der Umtausch „alt-neu“ einer Schiebekarre, die Beschaffung eines Gullydeckels und eines Pakets 80er Nägel gingen gleichermaßen zu Lasten der Firma Ernst König. Wenn ich den Gelben Seiten des Jahres 2001 glauben kann, gibt es diese Firma nicht mehr. Gern hätte ich mich sonst für die Annahme der „Geschenke“ unserer Wuchter entschuldigt und einen Eid darauf geleistet, dass ich deren etwas lockeres Eigentumsbewusstsein niemals durch irgendwelche Andeutungen gefördert habe.

Den Wert dieses Posten illegaler Beschaffungen schätze ich auf

ca. **300,- Mark**

Delikt: Veruntreuung oder Diebstahl (?) von Seiten der Wuchter; Hehlerei von Seiten des Bauherren.

Rüstmaterial

Im 5. Kapitel wurde Berichtet, dass ich mir Rüstböcke und Rüstbohlen von einer verwaisten Eigenheim-Baustelle am Olvenstedter Scheidt „ausgeliehen“ hatte. Das Verhältnis zum dortigen Bauherren war wegen Undurchsichtigkeit schwer zu definieren. Ich hatte auf seinem Bau mehrere Tage gearbeitet, ohne auch nur einen Pfennig dafür zu bekommen. Er meinte wohl, dass seine guten Ratschläge zum Thema Eigenheimbau eine ausreichende Entlohnungen waren. Der einzige Ratschlag lautete aber: „Ein Einfamilienhaus Bauen? Ist doch ganz einfach!“ Ich wusste inzwischen, dass das gelogen war. Deshalb fühlte ich mich berechtigt, das Rüstmaterial auch ohne Rücksprache mit ihm in Benutzung zu nehmen. Das war aber gar nicht der eigentliche Haken an der Sache. Bedenklich stimmten mich die Brandzeichen an Böcken und Bohlen. Die deuteten darauf hin, das sie auch nur „ausgeliehen“ waren. Die Anführungsstriche sollen meine Zweifel andeuten, ob der Eigentümer dieser Materialien im Zusammenhang mit ihrer Entfernung aus dem Betriebsfundus um Erlaubnis gebeten wurde. Es war sehr gut denkbar, dass nach dem Eigentum gesucht wurde. Die Sucher – sofern es diese gab – fanden weder es noch uns.

Den illegal erworbenen Nutzen aus diesem Geschäft möchte ich großzügig mit

100,- Mark

ansetzen.

Lohnnebenkosten

Das Thema **Schwarzarbeit** war in der DDR sehr undurchsichtig definiert. Keiner wusste so recht, welche Einkünfte der sozialistische Staat aus solchen Tätigkeiten zu ziehen beabsichtigte, die außerhalb volkseigener und privater Unternehmen ohne Anmeldung beim Arbeitsamt geleistet wurden.

Die Sozialversicherung (kombinierte Kranken- und Rentenversicherung) hatte einen Hebesatz von 10 % des Bruttolohns bis zur Obergrenze von 60,- Mark monatlich. Da die Tiefbauarbeiter weniger als 600,- Mark verdienten, wäre da eigentlich ein Grund gewesen, sie bei der SVK anzumelden und den fehlenden Betrag bis 60,- Mark einzuzahlen. Niemand kam auf die Idee, das zu tun. Die Helfer forderten es nicht, der Bauherr war froh über die Einsparung, und die Kontrollinstanzen kümmerten sich nicht darum.

Die Lohnsteuer war für den Arbeiterstand derart niedrig, dass die Fahndung nach un versteuerten Einkommen viel mehr gekostet als eingebracht hätte. Auch in dieser Richtung ließ der Staat den Dingen ihren Lauf.

Man sprach nicht von Schwarzarbeit. Da in der DDR chronischer Arbeitskräftemangel herrschte, wurden keine Bremsen angezogen, wo durch zusätzliche produktive Arbeit Werte entstanden. Ich selbst habe in den 80er Jahren als Quelle eines Nebenverdienstes eine professionell ausgestattete Drechselwerkstatt betrieben. Die brachte im Jahre vier- bis fünftausend Mark Einnahmen. Kein Mensch hat aber je nach einer Gewerbeerlaubnis oder nach Umsatzsteuer gefragt. Anzeigen etwa aus Konkurrenzneid, gab es nicht. Für „freischaffende“ Arbeitskräfte auf unserem Bau wurden, nach unvollständigen Aufzeichnungen zu urteilen, rund 20.000,- Mark Lohn (netto wie brutto) ausgezahlt und außerdem noch Zuwendungen für Getränke und Verpflegung in Höhe von rund 2000,- Mark finanziert.

Die Staatsorgane der DDR haben sich da in keiner Weise eingemischt. Ob das alles ganz legal war, wage ich zu bezweifeln.

Resumé

Einer zusammenfassenden Betrachtung sollte erinnernd vorausgeschickt werden, dass alle vorstehend aufgeführten Summen in **Mark der DDR** und naturgemäß bezogen auf das Preisniveau am Anfang der siebziger Jahre zu verstehen sind. Die Materialkosten haben sich seitdem nicht wesentlich verändert, aber alle Dienstleistungen sind um ein Vielfaches teurer geworden. Die Lohnkosten würden heute mindestens das Fünffache betragen.

Die Addition der mehr oder weniger eindeutig im Widerspruch mit gerade geltenden Gesetzen und Verordnungen realisierten Summen ergibt den erstaunlichen Wert von

fast 38.000,- Mark

Den größten Brocken bilden dabei die Preisverstöße, bei deren konsequenter Ahndung uns ein Schaden von über 30.000,- Mark hätte entstehen können.

Bei der Bewertung dieser Sparte von Straftaten bedenke man auch, dass schätzungsweise 90 % des Personals der Staatsanwaltschaften und der Kripo ihre Altagautos nicht zum amtlichen Schätzwert, sondern wie allgemein üblich sehr viel teurer verkauft haben.

Es gab nur eine Ausnahme. abgeschriebene PKW der Volkseigenen Betriebe, der Verwaltungen, der gesellschaftlichen Organisationen und auch der Nationalen Volksarmee wurden an Privatpersonen zu dem märchenhaft niedrigen Taxpreis verkauft. An solche „Schlitten“ kamen aber nur Privilegierte und Profis heran. Die Fahrzeuge waren meist so verschlissen, dass sie nur durch eine Generalüberholung wieder verkehrstüchtig gemacht werden konnten. Das geschah durch die Profis, und die zogen ihren ansehnlichen Gewinn aus dem Wiederverkauf zu einem Preis auf „Verhandlungsbasis“.

Besonders clevere Funktionäre der mittleren Leitungsebenen sorgten allerdings dafür, dass der von ihnen ins Auge gefasste PKW etwas früher als sonst üblich ausgemustert wurde und dementsprechend keiner Generalüberholung bedurfte..

Zum Thema „Schizophrenie des Preissystems in der DDR“ fällt mir noch ein selbst erlebtes „Ding“ ein das weder mit Bau noch mit Autos etwas zu tun hat. Wegen seiner extremen bürokratischen Dummlichkeit kann ich mir nicht verkneifen, darüber zu berichten:

„Anfang der sechziger Jahre lief in unserem Institut ein Forschungsthema ‚Einfrieren frischer Brötchen‘. Die Ergebnisse waren phantastisch. Jeder weiß heute, dass ein frisch eingefrorenes Brötchen ein Jahr und länger bei -20 °C aufbewahrt werden kann und nach dem Aufbacken wie frisch gebacken schmeckt. Es wurde in Magdeburg ein Großversuch gestartet. Die Konsum-Bäckerei lieferte Folienbeutel mit je 5 gefrorenen Brötchen an den Handel. Zu jeder Packung gab es eine frankierte Postkarte, auf der der Kunde eine Bewertung der Qualität geben und zum Ausdruck bringen sollte, ob eine derartige Ware wünschenswert sei. Die Urteile waren zu 100 % positiv. Der Konsum wollte zusätzliche Gefrieranlagen bauen, um in den Bäckereien frische Brötchen in ausreichender Menge einfrieren zu können.

Vor der Einführung einer neuen Warenposition stand die Beantragung einer Preisgenehmigung. Ein frisches Brötchen kostete damals 5 Pfennige. Ökonomen des Konsum und unseres Instituts hatten errechnet, dass pro Brötchen 1 Pfennig Preisaufschlag für das Einfrieren und Verpacken ausreichen würde. So wurde für den Beutel mit 5 gefrorenen Brötchen ein EAP (Einzelhandels-Abgabepreis) von 36 Pfennigen beantragt.

Sechs frisch verkaufte Brötchen hätten nur 30 Pfennige gekostet. Entscheidung des Finanzministeriums: ‚Der Brötchenpreis in der DDR muss stabil bleiben, einer Erhöhung wird nicht zugestimmt‘. So gab es im real existierenden Sozialismus keine gefrorenen Brötchen zu kaufen.“

Soviel über Preisverstöße. Demgegenüber war der aus Eigentumsdelikten resultierende Nutzen vergleichsweise gering (knapp 6.000,- Mark). **Hätte** ich irgendwo einen Einbruch verübt, **wären** mir dabei 6.000,- Mark als Beute in die Hände gefallen, und **hätte** man mich dieses Diebstahls überführt, dann **hätte** es ohne Zweifel dafür ein Knast-Urteil gegeben. Und das von Rechts wegen!

Worin bestand denn nun eigentlich der Unterschied zwischen **einer** konsequent zu verfolgenden Straftat mit 6000 Mark Beute und **zehn** Straftaten à 600 Mark die stillschweigend von der Strafverfolgung ausgenommen und im Bewusstsein der Täter als Straftaten gar nicht registriert wurden? War es ganz einfach nur das Glück, dass wir nicht geschnappt worden sind?

Meiner Meinung nach spielte hier die grundsätzliche Einstellung gegenüber dem gesellschaftlichen Eigentum die entscheidende Rolle. Ein unpersönliches Monster namens Staat hatte sich etwa 90 % der Produktionsanlagen des Landes und eine Masse sonstiger Immobilien angeeignet und zu gesellschaftlichem Eigentum erklärt. Das geschah nach Außerkraftsetzung der Gesetze über den Schutz des Privateigentums. Obwohl der Staat nun so reich geworden war, bekam er es nicht fertig, eine kontinuierliche Versorgung mit allen benötigten Bedarfsgütern zu organisieren. Die fraglichen Bedarfsgüter sind vorhanden, liegen teilweise ungenutzt in irgendwelchen Lagern, und der Bürger bekommt nicht was er braucht.

Was liegt da näher, als dass sich der einzelne Bürger und Bedarfsträger von seinem Anteil des gesellschaftlichen Eigentums etwas für den persönlichen Bedarf abzweigt? Das ist sicher die gesellschaftspolitische Wurzel der „Aneignung gesellschaftlichen Eigentums“ die als massenhafte Erscheinung der Wirtschaft großen Schaden zufügte. Wen wundert es da, dass gewisse kriminelle Veranlagungen belebt wurden und die Schwelle zur Kriminalität nicht mehr so richtig empfunden wurde. Immer wieder hörte man Aussprüche mit dem Basisinhalt:

„Mensch, wenn ich das Zeug kaufen könnte, dann würde ich doch nicht klauen!“

Darin lag wohl auch ein Stück Protest gegen die Vereinnahmung der individuellen Existenz des Bürgers durch überwiegend unfähige Politiker und Wirtschaftler.

Von ererbten kriminellen Veranlagungen glaube ich, mich freisprechen zu können. Kriminelle Erfahrungen hatte ich aber unter dem gleichen sozialistischen Vorzeichen in sechsjähriger sowjetischer Kriegsgefangenschaft gemacht.

Wie sollte man sich als Gefangener verhalten, wenn man von einem sowjetischen Vorgesetzten zum Diebstahl sozusagen befohlen wurde? Man tat es oft, weil die Kameraden einen Nutzen davon hatten. Man tat es, obwohl auf diesen Straftatbestand bis zu 25 Jahre Knast stehen konnten. Was soll man aber sagen, wenn der befehlende sowjetische Vorgesetzte den bestohlenen Fabrikdirektor stolz durch das Lager führt, ihm das kunstvoll verarbeitete Diebesgut präsentiert und letzterer daran großes Vergnügen hat? Das habe ich nicht nur einmal mit eigenen Augen verfolgen können. Wären alle von mir in der Gefangenschaft - überwiegend zu Gunsten der Lagergemeinschaft - organisierten und begangenen Diebstähle von der sowjetischen Strafverfolgung aufgegriffen worden, sie hätten mir sicher dreimal lebenslänglich eingebracht. Ich wurde nicht erwischt und war Stolz darauf, etwas für die Gemeinschaft getan zu haben. Da wurden Eigentumsbegriffe verwischt und pervertiert.

Muss man da nicht die Frage stellen:

„War diese verwaschene Rechtslage von den staatstragenden Funktionären gewollt, oder war es nur ein Ausdruck ihrer Hilflosigkeit?“

In der Zeit des Schreibens dieser Betrachtungen habe ich mit vielen Bürgern der verflorenen DDR über dieses Thema gesprochen. Jeder von ihnen, nicht nur Fachleute aus dem Bausektor, setzte ein verständnisinniges Grinsen auf, ehe er Worte der Bestätigung fand. Wer nicht selbst an der von mir so genannten „Massenbewegung“ teilgenommen hatte, wusste wenigstens über Beispiele aus seiner Umgebung zu berichten. Es muss eine Art Sport gewesen sein, illegal solche Waren aus dem sozialistischen Wirtschaftssektor in die Privatsphäre zu überführen, die für den privaten Bereich offiziell nicht zur Verfügung standen. **Für mich war es kein Sport, sondern bittere Notwendigkeit.**

10. Nachwort

Was hat uns – meine Frau und mich – ausgerechnet am Anfang des Jahres 1970 auf die Wahnsinnsidee gebracht, ein eigenes Haus zum Wohnen errichten zu wollen? In erster Linie doch die Drohung eines Angestellten im Magdeburger Wohnungsamt, uns noch einen Untermieter in unsere riesige Wohnung einzuweisen, sollten wir noch mal nach anderem Wohnraum fragen. Wir waren wegen **einer** Untermieterin zu allem entschlossen. Wozu hätten wir uns durch einen weiteren Zuwachs des Wohnkollektivs noch hinreißen lassen?

Bei Diskussionen über mein Berichtsprojekt hörte ich häufig die Meinung:

„Es war doch ein Irrsinn, unter solchen Bedingungen einen Bau anzufangen!“ – **Jawohl! War es.** Dann kamen immer wieder fragen wie:

„**Hatte denn dein Betrieb kein Wohnungskontingent? - Nein! Er hatte keins!**

„**Warum hast du nicht bei den Wohnungsgenossenschaften nachgefragt? –**

Die vergaben ihre Wohnungen auf Betriebskontingent. In Einzelfällen ohne Kontingent an Familien, die unter unzumutbaren Verhältnissen wohnten. Keine Aussicht für uns.

„**Du warst doch verrückt, ohne Fachkenntnisse in ein so risikovolles Unternehmen einzusteigen.“ - Jawohl! War ich. Leider hatte ich keine Ahnung, wie verrückt ich war.**

Heute lässt es sich leicht darüber lästern, dass wir in das „schwarze Loch“ der Bauverhinderungsverordnungen aus eigenem Entschluss kopfüber hineingesprungen sind. Aber, wer wusste denn im Januar 1970, dass in Kürze wieder ein Förderungsprogramm für den privaten Wohnungsbau aufgelegt werden würde. Wer konnte ahnen, dass die sozialistische Obrigkeit wieder einmal eine Kehrtwende um 180 Grad vollziehen würden? Die Gerüchteküche verbreitete zu dieser Zeit üble Nachrichten, die ein totales Verbot solcher Aktivitäten in Aussicht stellten.

Es war eine unglaublich harte Periode meines Lebens, gekrönt von einem Erfolg in Form des bezugsfertigen Eigenheimes. Jedoch habe ich in diesen zwei Jahren nicht nur ein Haus gebaut, sondern unerhört viel gelernt. Die mir mit Genen meiner Vorfahren übermittelte und überdurchschnittlich entwickelte Fähigkeit des „learning by doing“ war in dieser Zeit voll in Aktion. Über die Grundlagen des Bauwesens lernte ich mehr, als man mir hätte in einigen Semestern Studium an der Fakultät Bauwesen beibringen können. Die Tatsache, dass mir – einem Ingenieur für Maschinenbau – zehn Jahre später ohne Zusatzstudium der amtliche Titel eines Bausachverständigen zuerkannt wurde, hatte ihre Wurzeln in diesem sonderbaren Bauvorhaben.

Sehr hart war die Zeit auch wegen der gleichzeitigen Beanspruchung durch die Arbeit im Institut. Ich war dabei, mir ein Fachgebiet auf den Körper zu schneiden das bis dato dort nicht existiert hatte – die Bauphysik. Da wollte ich etwas, woran die Institutsleitung vorerst gar kein Interesse zeigte. Der alte Ford sagte, nach der Quelle seiner Erfolge befragt :

„Ich habe immer etwas mehr getan als von mir verlangt wurde.“ So glaubte auch ich mich verhalten zu müssen. Mein letztendlicher Erfolg bestätigte die Richtigkeit dieser Einstellung.

Wenn ich mir unter diesen Bedingungen hin und wieder gewisse „Auszeiten“ zu Gunsten der privaten Bauorganisation leistete, dann war das eine unumgängliche Notwendigkeit, und die Fehlzeit musste in irgendeiner Form nachgearbeitet werden. Arbeitsbummelei fiel auf, wer Auffiel wurde von gewissen Organen durchleuchtet, und an der Aufmerksamkeit dieser Organe konnte mir überhaupt nicht gelegen sein.

So konnte ich mich weder von mehrtätigen Dienstreisen im Inland, noch vor Auslandsreisen drücken, die in der Regel mindestens eine volle Woche dauerten. Ein erhalten gebliebener

Terminkalender sagt aus, dass ich 1971 55 Auswärtsübernachtungen im Inland und 18 Übernachtungen im sozialistischen Ausland hatte.

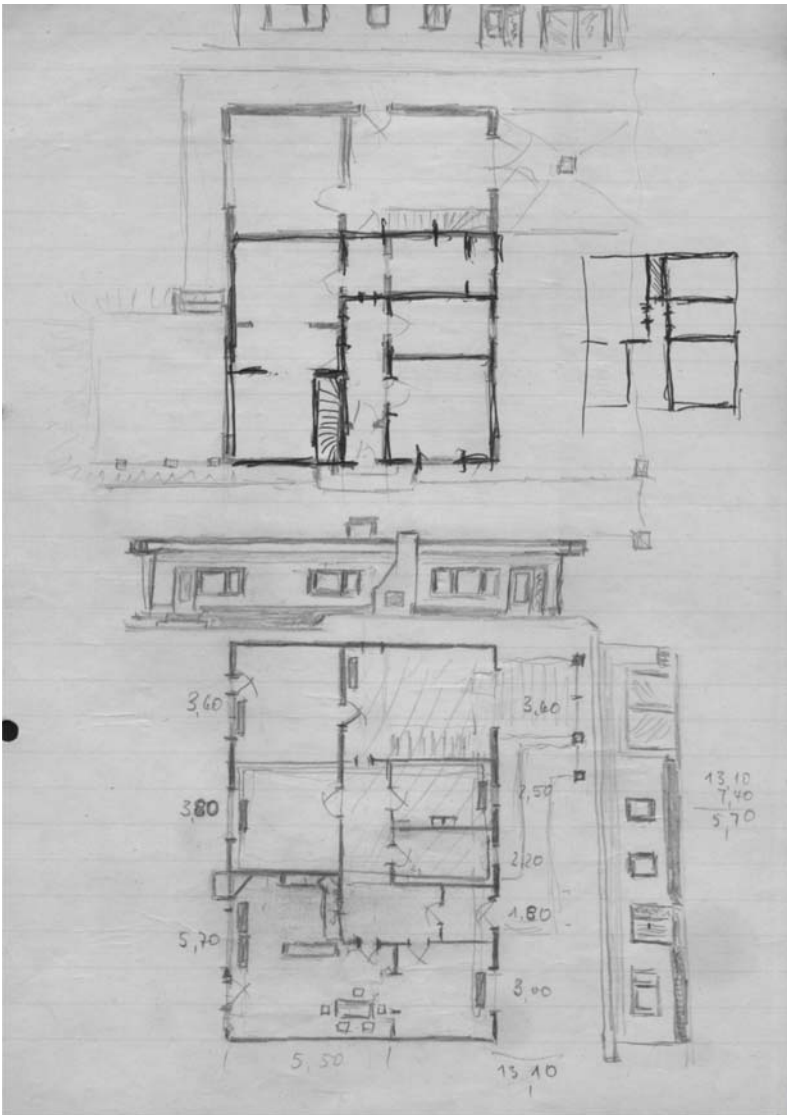
Außerdem nutzte ich jede Gelegenheit, durch Nebentätigkeiten – kleine Kühlraumprojekte und Übersetzungen aus dem Russischen – die noch bestehende Finanzierungslücke von rund zehn „Riesen“ zu füllen. Das gelang auch, und wir wären auch ohne den zuletzt noch gewährte Kredit zurecht gekommen. So ist es denn ein kleines Wunder, dass ich 30 Jahre nach dem Baugeschehen mit 78 Jahren noch in der Lage war, diese Zeilen zu schreiben. Das Schicksal meint es gut mit mir.



Das Grundstück am Tage des Kaufes – ein stark vernachlässigter Garten



Uralte Obstbäume versperrten den Weg zum Bauplatz



Derartige Entwürfe wurden im Januar 1970 zu Dutzenden Skizziert



Bis endlich die Aufgabenstellung für den Architekten komplett war Als erster Baustoff kamen 4 Tonnen „offizieller“ Zement auf den Bauplatz. Niemand konnte verbindlich sagen, wann er verbraucht würde.



Je tiefer der Bauherr sich in die Erde wühlt, desto höher wird der Ziegelberg neben dem Loch – und das mit zwei gebrochenen Rippen!



Selbst die eigene Tochter und die Kinder des Nachbarn wurden in die Sklavenarbeit einbezogen. Die Tochter lustlos, die Kinder dem Spiel-Trieb folgend.



Pechkork, ein Dämmstoff für Tiefkühlräume, hatte seine hohe Zeit in den 20er und 30er Jahren des vorigen Jahrhundert.

Als Fußbodendämmung eigenhändig vom Bauherrn im Magdeburger Kühlhaus von Wänden gebrochen und sichergestellt. Unerhört wertvoll und so gut wie nichts Gekostet.



Der Bauherr mit Lothar, dem Bauingenieur beim Setzen der Schnurbretter.

Es ist gar nicht so einfach, mit altväterlichen Hilfsmittel einen Hausgrundriss genau rechteckig im Gelände zu markieren.



Von links nach rechts:
3 Kubikmeter Pechkork
7,5 Tonnen Schienen
3 m³ Betonschutt
5 t Zement (in der Laube)
ca. 15000 Ziegelsteine
Alles wartet auf eine Baugenehmigung

Aushub der Baugrube.



Der Bagger räumt sich den Weg zur vorgesehenen Stätte seiner Tätigkeit selbst frei.



Ein Glück!
Rechts im Hintergrund die
„geliehenen“ Rüstböcke



Ein Schlüsselerlebnis: einmal zusehen wie ein „Roboter“ die Arbeit ausführt.
Da kam es zu der Wette mit Horst R.:
„Nach Augenmaß die Grubensohle planiert, und die Höhendifferenz an beliebigen Punkten der 12 x 12 Meter messenden Grubensohle sollte kleiner als 5 cm sein.“

Die Wette verlor der ungläubige Bauherr.
Die Ergebnisse des Nivellierens konnte niemand anzweifeln



Der Bau geht los. Die Streifenfundamente werden gelegt.
Rechts neben der Böschung liegt der Schienenstapel, und niemand ausser dem Bauherren befürchtet einen Einbruch.
Die anderen behielten Recht selbst nach 48 Stunden Dauerregen.



Die Kellerwände wachsen, aber die Vorräte an Mauerziegeln schrumpfen zusammen wie Schnee in der Sonne.
Welcher Maurer ließe sich heute noch darauf ein, eine Wand aus den verschiedensten Formaten hochzumauern?



An diesem heißen Tag bewegten wir zwischen 16.00 und 20.00 Uhr 27 Schienenlängen im Gesamtgewicht von 7500 Kilogramm jeweils über eine Strecke von rund 20 m unter Anhebung um 130 cm.



Hundsgefährlich war das Balancieren auf den Mauerkronen mit rund 100 kg Last pro opf. Jeder Sicherheitsinspektor wäre beim Anblick dieses selbstmörderisch Einsatzes in Ohnmacht gefallen.



Im Bereich Wohnzimmer, Küche, Bad liegen die Deckenträger. Wer kann ermessen, auf wie viel Liter Schweiß die dorthin „geschwommen“ sind „Scheitrechte Kappen“ schließen die Kellerdecke.



Stein bei Stein entsteht die Decke ohne vollflächige Decke ohne vollflächige Schalung und ohne Stempel. Ein inzwischen museumsreife Technologie Schalung und ohne Stempel.



Mit größter Konzentration werden die Mauerziegel
Gesetzt und mit Zementmörtel verstrichen. Die Tragfähigkeit
der Decke ist abhängig von der Sorgfalt der Maurer.
Sie hält! Seit 30 Jahren Einhundertunddreißig
Zentimeter liegt die Deckenoberkante über
Gelände. Alles Material wird horizontal und auch
vertikal nur mit Menschenkraft bewegt.



Der Bauherr betätigte sich
regelmäßig als Vorspann.
Allein hätte Harald (links)
die beladene Karre nicht
nach oben gebracht.



Der Karrenweg (rechts)
besteht aus den „geliehenen“
Bohlen. Wie groß war doch
der Nutzen aus einer kleinen
juristischen Verfehlung.
Der Mann bekam seine Bohlen zurück.



So überwinterte
der Bau.

„Der Bunker“



Im Oktober 1970 war der Ziegelplatz auf dem Grundstück wie leergefegt. Während der Winter- monate füllte er sich wieder. Die Ziegel- Gewinnungsschlacht Endete mit einem glorreichen Sieg

Erste Bauarbeiten im März 1971 – die Lichtschächte der Kellerfenster und vor allem die Terrassenstützwand. Multitalent Werner P. brachte die Pflastersteine aus der Lübecker Straße zu neuem Glanz. Ein Meisterstück!



Anschließen der Abwasserleitung an das Netz. Grubentiefe 3,20 Meter. Ohne Aussteifung. „Der Bördelehm steht!“ das wussten die professionellen Tiefbauer. Er stand wirklich, aber der Bauherr bekam Einige graue Haare dazu.



Pfingstsonntag 1971 – die Ringwände stehen. Nun sehen auch die zweifelnden Nachbarn, dass es weiter geht. Die noch fehlenden Mauerziegel werden durch Porenanhydrit ersetzt (heller Stapel im Vordergrund).

So entstehen die Innenwände



mit einem unerhörten Tempo



Die Wände sind fertig. Im Hintergrund von links nach rechts: Küche, Bad mit Korridor davor, Schlafzimmer. Man beachte der provisorischen Schornstein. Im Keller konnte schon geheizt werden.



Und nun das Dach drauf.
Auf einem asthmatischen
Horch H3A haben die Dachbinder den Weg zur Baustelle
hinter sich gebracht.



Wenn vier Mann gleich-zeitig nageln, dann klingt das wie
das Trommeln eines Spechts.
Nach erstaunlich kurzer Vorbereitungszeit konnte mit dem
Richten begonnen werden



Die Zimmerer waren echte Profis.
Zum erstenmal seit Beginn des Bauens konnte der
Bau- herr sich zurücklehnen und dem Ablauf einer
Montage interessiert zusehen.



Die Richtkrone sieht zwar recht mckrig aus,
sie rettete uns aber vor dem „Besen auf dem Dach“



19.Juni 1971
„Es ist gerichtet“



Aber was ist das schon? Noch immer gibt es keinen Schutz gegen Regen. Das ist nach Meinung des Bauherren kein Grund zum Feiern. Er spricht von einem „Dach-zu-Fest“
Kein besonders schöner Anblick. Das Mauerwerk aus geputzten Altziegeln sieht schlimm aus.
Aber das Dach wird geschlossen!
Die sicher 100 Jahre alten
Bretter aus Pitch-Pine kommen noch einmal zu Ehren.



Unter einem geschlossenen Dach lässt sich's gut feiern. Das „Dach-zu-Fest“ dauerte bis in den frühen Morgen. Die trinkfesten „Wuchter“ (1,2,3 v.links n. rechts) konnten kein Ende finden.



Der Tisch ist gedeckt (Rüstbohlen auf Betonhohlblocks)



Oh, was waren wir stolz auf unseren Wartburg. Elegant, schnell, zuverlässig (na ja) und vor allem geräumig. Fast ein Wohnmobil. Zu schade, um auf einem Außerplan-Bau als Lastesel verschlissen zu werden.



Trabi plus Klaufix – der Lastzug des kleinen Mannes (hier besser - der kleinen Frau). Die Bauherrin bringt Schaumpolystyrol vom Zwischenlager.



Deckendämmung aus Polystyrol-Schaumstoff – ein Novum im Jahre 1971 – zumindest im privaten Wohnungsbau der DDR.



Multitalent Werner zeigt, was ein guter Maurer kann. Dieser Pfeiler steht seit dreißig Jahren zwischen Fenster und Terrassentür.



Oktober 1971 – der Bau ist winterfest



Gerüstbau aus schweren Kanthölzern. Werner baut, der Bauherr (rechts) trägt die Last. Der Streichbaum auf seiner Schulter ist 7 Meter lang. So entstand die „große“ Fliegerrüstung



Sieht aus wie der Abriss eines Holz-Schuppen, ist aber eine „schwere Maurerrüstung“. Zumindest wurden darauf entsprechende Arbeiten Verrichtet.



„Fliegerrüstung“ plus Trittleiter – idealer Standort zum Putzen. Aber nur für einen Könnner von Werners Format.



Die letzten Handschläge am Außenputz. Das Haus hat nun eine schmutzig grau-Grüne Fassade. Reichlich Zement im Mörtel tat seine Wirkung. Passanten stehen kopfschüttelnd vor dem Grundstück, und wir schämen uns ein Wenig mit.



Kein Grund mehr zum Schämen. Vielleicht noch wegen der Rüstung



Dann schüttelte niemand mehr den Kopf.

Juni 1972 – wir können einziehen!